This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Memoiren

der

Lola Montez

(Gräfin v. Landsfeld).

Vierter Band.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von Carl Schultze's Buchdruckerei.
Breite Straße 30.

Eur 9409.5.3

Harvard College Library
SEP 16 1909
Hohenzollern Collection
Gift of A. C. Coolidge

Fünfundsiebenzigstes Kapitel.

Paris.

Parallelen. — Karl X. — Ludwig Philipp. — Napoleon. — Robespierre und Lamartine. — Was bringt die Zukunft.

So war ich denn in Frankreich, in Paris.

Es verhält sich der französische Geist zu dem englischen, wie der Champagner zu Porter.

In London wird man erdrückt von der Riesenkraft des Genies, welchem so ungeheure pecuniäre Mittel zur Verfügung stehn, in Paris wird man angeregt und gehoben von dem ewig sprudelnden, unversiegbaren Enthusiasmus, welcher gleichsam wie ein irrender, fahrender Ritter fortwährend auf Abenteuer ausgeht, fast in jedem Kampfe siegt und niemals gewinnt.

Ich möchte auch sagen, London ist der erste Mann der Welt — Paris ist die erste Frau der Welt.

Paris und London werden sich ewig abstoßen und ewig anziehen.

Diese beiden Städte sind Nebenbuhler in der Bewunderung, die sie der übrigen Welt entlocken, und sympathisiren in der Bewunderung, die sie sich gegenseitig zollen:

Paris iſt das ſchöne, kokette Weib, welches alle Völker lieben, trotzdem, daß Alle es tadeln.

London iſt der ſtolze, vornehme Mann, welchen alle Völker achten, trotzdem, daß Alle ihn fürchten.

London belohnt ſeine großen Männer.

Paris vergöttert ſeine großen Männer.

London bleibt ſtets ſein eigener Herr.

Paris iſt auf dem höchſten Gipfel des Ruhms und der Macht ſtets — eine Sklavin.

London beſitzt eine ungeheure Selbſtachtung.

Paris eine ungeheure Eigenliebe.

London iſt immer ſtolz und kalt.

Paris iſt immer aufgeregt und empfindlich.

London ſucht überall ſeinen Nutzen.

Paris ſucht überall ſeinen Ruhm.

London ändert nur das alte Habit.

Paris macht ewig neue Toilette.

London will erwerben.

Paris will leben.

London will erhalten.

Paris vergeuden.

London iſt der Mentor aller Nationen.

Paris iſt die Bonne aller Nationen.

Von England lernen die Männer und von Frankreich die Kinder.

Obwohl ich Paris mit einer Frau vergleiche und eine ſolche natürlich mehr Intereſſe für Männer als für Frauen haben muß, ſo war ich nicht deſto weniger mit dem Tauſche ſehr zufrieden, und befand mich in Paris recht wohl.

Der gute Vicomte hatte alle mögliche Fürſorge für mich

getroffen, ich fand ein sehr nobel eingerichtetes Hotel, und wir waren Beide erfreut uns wieder zu sehen.

Gleich in den ersten Tagen meines Aufenthalts in Paris wurde ich bei der großen Oper für einige Debüts engagirt.

Der Beifall, welchen ich erntete, war außerordentlich.

Ich muß gestehen, ich wurde ganz berauscht von diesem Erfolge, welchen ich, Neuling in der Kunst, mir nicht hatte träumen lassen.

So schnell zu einer Celebrität in Paris geworden, wurde mir die ganze galante Aufmerksamkeit zu Theil, welche der Franzose in reichlichem Maße Denjenigen zollt, die ihm gefallen.

Zugleich aber auch begannen mich die galanten Abenteurer förmlich zu bestürmen.

Ich wurde von Herren aller Klassen umschwärmt, von Herzögen, von Grafen, von Diplomaten, von Künstlern, von Banquiers und Rentiers, von Militärs und Geistlichen.

Wie in London, so hatte ich auch in Paris Gelegenheit Narren der Galanterie und der Liebe kennen zu lernen.

Ich muß es aber sagen, ich habe in Paris selbst die Narren liebenswürdiger gefunden.

In London interessirten mich die Dinge mehr als die Menschen, in Paris mehr die Menschen als die Dinge.

In London vergißt man über die Dinge die Menschen, in Paris über die Menschen die Dinge.

Und doch ist es wahr, und freilich auch ganz natürlich, daß in beiden Städten die Dinge wie die Menschen sind.

Es war eine lange Zeit her, daß ich Paris nicht gesehen hatte. Und damals war ich nur ein Kind und war in Paris nur einen Augenblick.

Paris war mir also etwas ganz Neues.

Bonaparte hatte sich selbst gemacht, aber den Napoleon hatte Paris gemacht.

Also wieder eine neue Bewegung, wie in der Mode so in der Politik.

Das Neue war alt geworden, man griff wieder zum Alten, um es neu zu machen.

Also die alte Dynastie wieder.

Aber die alte Dynastie konnte das Schaffot und die Guillotine nicht vergessen, sie konnte die Principien nicht lieben lernen, welche königliches Blut fließen gemacht hatten, die alte Dynastie wollte nicht neu werden.

Und durch die Pforte von St. Denis, durch welche Karl X. von tausendfachem „vive le roi“ begrüßt eingezogen war, flüchtete er wieder — weil Paris sich wieder vor sich selbst retten wollte.

Die Republik von Robespierre stand noch in zu frischem Angedenken, um nicht vor ihr zu zittern.

Diesmal wurde nur der König gewechselt.

Noch einmal rief man:

Le roi est mort, vive le roi!

Paris glaubte das große Zauberwort gefunden zu haben, um sich selbst damit zu bannen.

Ein bürgerliches Königsthum, hieß es, das soll uns glücklich, zufrieden, ruhig machen.

Man hatte die Herrschaft des Adels vernichtet, jetzt herrschte das Bürgerthum.

Aber wie lange währte es, daß Paris einzusehen glaubte, daß es auch mit diesem Herrscherthum nichts sei?

Was blieb nun noch übrig?

Wenn es noch eine Regierungsform gäbe, welche Frank-

reich noch nicht gehabt hätte, ohne Zweifel hätte es sie angenommen.

So aber blieb nichts anderes übrig als die Republik.

Ein neuer Robespierre würde ohne Zweifel die alte Guillotine wieder eingeführt haben.

Lamartine jedoch wollte durch die Philosophie bewirken, was Robespierre durch die Guillotine bewirken wollte.

Alle Köpfe gleich machen, alle Ideen auf ein Princip richten.

Robespierre nahm allen Gegnern die Köpfe.

Lamartine wollte ihnen den seinigen geben.

Als wenn sein Kopf auf alle Schultern paßte.

Die Juni-Empörung hatte ihn anders belehrt und stutzig gemacht.

Frankreich war wieder einmal, und diesmal rascher als je, daran, sich vor sich selbst zu retten.

Es übergab sich einem tapfern Säbel und bald darauf einem großen Namen.

In Frankreich muß sich Alles wiederholen.

Das ist die Mode der Mode.

In der Politik ist eben so wenig Neues zu machen, wie in der Kleidung.

Weshalb?

Weil hier wie dort die Menschen bleiben.

Körperlich oder geistig verändern sich wohl diese, sie werden schwächer und kleiner, klüger und unruhiger — aber der Typus bleibt.

Eine neue Politik mit den alten Menschen ist unmöglich.

Wenn Frankreich seine Regierungsform wieder ändert, und es wird sie wieder ändern, was wird es dann sein?

Was Athen, was Rom, was Byzanz, was Genua, was

Venedig, was Warſchau wurde, als an die Stelle der Stetigkeit das Princip der Bewegung kam?

Das Volk iſt die Bewegung.

Und darauf wird man mir antworten:

Auch die Zeit iſt die Bewegung.

Allerdings Bewegung, aber eine nach den weiſeſten Geſetzen geregelte Bewegung.

Welche Macht, welcher Menſch kann ſich anmaßen zu regeln wie die Natur?

Paris mag ſich hüten. Ich glaube es handelt ſich jetzt um mehr als um Paris.

Wird es aufhören die Stadt zu ſein, welche Revolutionen zur Mode macht, ohne irgend einen reellen Gewinn zu erzielen?

Paris kann viel für Europa thun, möge es nicht vergeſſen, was es ſich ſelbſt und der Welt ſchuldig iſt.

Sechsundsiebenzigstes Kapitel.

Narren der Geschichte.

Die heilige Alliance. — Geschichtsstudien. — Die Größe des großen Peters. — Eine sinnige Hypothese. — Das alte Paris.

Damals, als ich Paris zum zweiten Male besuchte, war es freilich anders als jetzt. Ludwig Philipp, welchen man, wie gewöhnlich, so lange den Weisen nannte, so lange ihm das Glück nicht verließ, saß damals auf Frankreichs Thron. Man hielt trotz des großen Mißgeschicks, welches den Thronfolger dahinraffte, die Zukunft seines Hauses für gesichert und schien die Ruhe Frankreichs unter seinem Scepter für unerschütterlich zu halten.

Ludwig Philipps Politik war eine friedliche. Er trachtete darnach, Herzen, aber nicht Länder zu erobern. Frankreich war ihm groß genug, er wollte sich selbst, sein Haus, nun auch ein wenig groß machen. Das entsprach allerdings dem ruhmsüchtigen Frankreich sehr wenig.

Ich bekümmerte mich damals nicht viel um Politik. Meine Welt war das Theater, mein Kabinet mein Boudoir, trotzdem fehlte es mir nicht an Alliancen.

Ja, ich hätte sogar der heiligen Alliance beitreten können.

Man erſchrecke nur nicht. Es war weder Preußen, Oeſtreich, noch Rußland, welche mich aufforderten, im Bunde der Vierte zu ſein.

Es war eine andere heilige Alliance.

Ich werde ſpäter davon noch ſprechen.

Außer den Franzoſen habe ich in Paris ein anderes Bruchſtück einer unglücklichen, heldenmüthigen und ritterlichen Nation kennen gelernt — die polniſche Emigration.

Viele dieſer Leute, welche trotz ihrer Niederlage von 1831 und des für ſie ſo traurigen Ausganges eines ſo ungleichen Kampfes, noch immer von der Wiederherſtellung ihres Vaterlandes träumen, gehörten zu meinen treueſten Verehrern, und ihr chevaleresker Charakter gefiel mir ſehr wohl.

Ich gefiel ihnen und ſie gefielen mir, ſo ging es mir mit den Polen und den Franzoſen.

Ich konnte demnach auf eine gute Anzahl galanter Abenteuer gefaßt ſein. Leben, Treiben, Bewegung war ja, wie geſagt, mein Element, und Bewegung iſt das Element von Paris.

Welche Schule ſollte ich in dieſer üppigen, lebens- und geiſtvollen Stadt noch durchlaufen, wie ſollte ich mich wehren gegen Hunderte von Anbetern, die mir gefielen, und eben ſo Viele, die mir mißfielen?

Es wird einer Frau nicht ſchwer, unerbittlich gegen Männer zu ſein, die ihr nichts zu bieten vermögen, als das, was ihr eben jeder Mann bieten kann.

So lange man über die Männer lachen kann, braucht man ſie auch keineswegs zu fürchten.

Aber die wahre Liebenswürdigkeit iſt für eine Frau immer gefährlich, und am gefährlichſten dann, wenn ſie glaubt vor jeder Gefahr geſichert zu ſein.

Treu meinem Vorſatze, keinem Manne ganz anzugehören

und die Freundschaft an die Stelle der Liebe zu setzen, stürzte ich mich keck in die Abenteuer, die so viel Lockendes für mich hatten und gegen welche ich stich-, hieb- und feuerfest zu sein glaubte.

Ich stürzte mich in das Leben und Treiben, in den schäumenden Strudel des modernen Capua, mit dem jugendlichen Uebermuthe einer gefeierten Künstlerin, die nichts mehr haßte als die Langeweile und nichts mehr liebte als die Veränderung.

Unwillkürlich mußte ich in Paris an die Vergangenheit Frankreichs denken, an den galanten Hof eines Ludwigs XIV. und XV., und Heinrichs IV., an eine Gabriele, eine Pompadour, eine Maintenau und wie sie noch Alle heißen mögen, die schönen Weiber, welche die Könige, und durch diese Paris, und durch dieses die ganze Welt beherrschten.

Der Hof Ludwig Philipps war kein Serail, wie der Hof der vorgenannten Könige, aber es giebt in Paris eine Herrschaft des schönen Geschlechts, welcher sich kein Hof, kein Monarch, kein Mensch entziehen darf, welcher in Frankreich etwas gelten will.

Früher herrschten und regierten die Frauen in Frankreich, jetzt regieren sie nicht, aber sie herrschen.

Ich habe es immer geliebt die Geschichte desjenigen Landes genau kennen zu lernen, in welchem ich gerade lebte.

Die geschichtlichen Kenntnisse und Erinnerungen, welche wir Mädchen von der Schule mit ins Leben bringen, sind zu dürftig, um uns genügen zu können.

Es giebt keinen Gegenstand, den man uns schlechter lehrt, als gerade Geschichte, welche nach meiner Meinung die nützlichste und nothwendigste Wissenschaft ist.

Wir erfahren von den Männern, daß sie, wenn sie nicht gerade dumm oder blödsinnig gewesen sind, sehr große Thaten

Paris hat hierin den Vorzug vor allen übrigen Städten.

Paris war schon eine Weltstadt, als der russische Koloß noch ein Embryo war, Berlin noch in den Windeln lag. Krieg, Brand und Vandalismus hat meist alle alten Städte neu gemacht, nur Paris ist noch die alte schauerliche Stadt aus der Zeit der Jungfrau von Orleans und der Esmeralda. Ja, Paris ist durchaus noch das alte.

Freilich verbrennt man keine kriegerische Jungfrau mehr, was an der von Orleans übrigens die Engländer gethan haben, man verbrennt keine Hexen mehr, und die Weiber haben wieder das Privilegium alt zu werden, aber ist es denn so lange her, daß man die Frauen zu Hekatomben schlachtete, weil sie das Unglück hatten Herrn Robespierre oder dem schrecklichen Pouilliac, oder sonst irgend einem zerlumpten Bürger — gar zu sehr zu gefallen oder zu mißfallen.

Paris ist noch das alte, ich habe das auf allen Schritten erfahren.

Schon gleich nach den ersten Tagen meiner Ankunft in Paris wollte ich mir die Stadt und ihre Umgegend ansehen.

Aber ich konnte sehr wenig sehen, denn ich war dergestalt von Besuchen umlagert, ich mußte so viele Audienzen geben und auch Gegenbesuche machen, daß mir sehr wenig Zeit übrig blieb.

Ich mußte mich endlich gewaltsam losreißen, und verabredete mit dem Vicomte die Zeit, um eine Ausflucht nach Versailles zu machen.

Nach Versailles? — Ja, wenn Pierre B...d nicht gewesen wäre, dieser lustige Mensch, welcher mir versicherte, daß, wenn Anexagoras mich gesehen hätte, er zum Modell seiner Venus nach keiner andern Frau verlangt haben würde.

Siebenundſiebenzigſtes Kapitel.

Die Kunſt zu lieben.

Pierre B...d, ein neuer Ovid. — Der Stoff des weiblichen Herzens. — Seelengröſſe und Selbſtaufopferung. — Was wir bei der neuen Kunſt Pierre B...d's gewinnen würden?

Unter allen meinen Anbetern machte mir der Herr Pierre B...d den meiſten Spaß. Pierre B...d war ein junger Mann von 26 Jahren, welcher jährlich 5000 Franks Renten hatte. Das war nicht viel für einen Mann, welcher damit umging, die Theorie der Kunſt zu lieben, zu ſchreiben, nachdem er ſie, wie er ſagte, praktiſch ſtudiert, oder vielmehr, wenn er ſie praktiſch ſtudiert haben würde. Denn ſchon war er im Begriff dieſe praktiſchen Studien abzuſchließen, um Ruhe zu ſeinem verdienſtlichen Werke zu gewinnen, als er mich kennen lernte.

Er hatte mich tanzen ſehen und ſich ſofort entſchloſſen, ſeinem Werke noch ein Kapitel hinzuzuſetzen und mich zu lieben. Er beſuchte mich und ſagte mir ſogleich die drei Eigenſchaften, welche ihm erforderlich ſchienen, um mich ſeinem Entſchluſſe geneigt zu machen, daß er nämlich Pierre B...d heiße, 5000 Franks-Renten habe und mit einem Buche über die Kunſt zu lieben beſchäftigt ſei.

Aber wie erschrak der junge Autor, als er nur zubald gewahrte, daß meine Bekanntschaft ihm nicht ein neues Kapitel, sondern ein ganz neues Buch lieferte, daß sie, statt seine Theorie zu vervollständigen, diese vollkommen umstieß.

Die Kunst zu lieben, sagte ich ihm, ist allerdings eine sehr schwierige Kunst, ich möchte fast behaupten, die schwierigste. Sie ist bekanntlich eine alte klassische Kunst, über die Ovid schon ein großes Buch geschrieben hat, und die, wie so manche alte Kunst, in unsern Tagen nicht verstanden wird.

Ich will gerne zugeben, versetzte der neue Ovid, daß sie eine sehr schwierige Kunst ist, aber ich sehe nicht ein, warum diese Kunst die schwierigste sein sollte.

Jede andere Kunst, sagte ich, hat es mit Stoffen zu thun, die sich der Hand des Künstlers willig fügen und die gewissermaßen nach Regeln bearbeitet werden können. Durch diese Fügsamkeit des Stoffes, welchem der Künstler selbst Leben und Geist einhaucht, gewinnt dessen Individualität, dessen Genie, einen freien Spielraum. Das Kunstprodukt bleibt so ewig ein Reflex des Kunstgenies. Welchen Stoff hat aber der Liebekünstler? Ist das weibliche Herz auch ein solcher willfähriger fügsamer Stoff, der den Geist des Meisters als seinen eigenen in sich aufnimmt? Wie verstehen Sie die Kunst zu lieben? — Ist es die Kunst des Mannes, in jedes Mädchen, jede Frau, die ihm gefällt, verliebt zu sein? Gehört nicht vielmehr dazu, auch von ihnen geliebt zu werden?

Allerdings, antwortete der junge Pierre B...b.

Nun, so möchte ich doch wissen, welche allgemeine Regeln Sie aufstellen, um jedes weibliche Wesen sich zugethan oder vielmehr in sich verliebt zu machen?

Lassen Sie das „sich" weg, versetzte Pierre B...b, dann wird es eine richtige Frage, und ich werde sie Ihnen beant-

worten und Sie schlagen, d. h. Ihre Voraussetzung zu Schanden machen.

Ich soll das „sich" fortlassen?

Allerdings! Die Kunst zu lieben soll den Mann nicht lehren, alle Frauenherzen in sich, den Einzigen, verliebt zu machen, sondern in Jeden, die verliebt zu machen, die er gerade liebenswürdig findet, die er liebt und von der er geliebt werden möchte.

Wenn aber ein Mann alle hübschen Frauen liebt, und das scheint mir in der Regel so zu sein, dann wird ihm Ihre Kunst also nichts nützen?

Ich setze nicht voraus, daß ein Mann so thöricht sein wird, sich in alle hübsche Frauen auf einmal oder überhaupt zu verlieben. — Es ist dieses bei der Verschiedenheit des Geschmacks auch gar nicht anzunehmen, ich setze aber voraus, daß jedes weibliche Herz zur Liebe geneigt ist, und mit dieser Voraussetzung, die Sie mir nicht streitig machen werden, fällt die Ihrige, daß nämlich dem Liebekünstler ein weniger fügsamer Stoff als jedem andern Künstler zu Gebote steht. Das weibliche Herz ist ein so fügsamer Stoff, wie es keinen anderen giebt, fügsamer als Stein und Metall.

Nun gut, ich will Ihre Ansicht vorläufig adoptiren. Sie meinen, jedes weibliche Herz ist der Liebe zugänglich, und wer diesen fügsamen Stoff zu behandeln weiß, der wird sich der Gegenliebe stets versichern können. Sie besitzen diese allergrößte Kunst, und Sie haben erklärt, daß Sie in mich zum rasend werden verliebt sind. Ist es so, oder haben Sie nur eine Redensart ausgesprochen?

Durchaus nicht, es verhält sich vollkommen so.

Nun, ich erkläre Ihnen hiermit feierlich, daß ich auch nicht die geringste Zuneigung zu Ihnen verspüre. O, lächeln Sie nicht. Ich weiß recht gut, daß Sie darüber nicht in Verlegen-

heit gerathen, daß Sie mir antworten werden: ich glaube es Ihnen nicht, Sie sind wirklich in mich verliebt, Sie wollen es nur nicht sagen.

Ich werde mich wohl hüten, Ihnen das zu entgegnen, versetzte mein Ovid, wenn Sie wirklich in mich verliebt sind, werden Sie mir das schon sagen, und wenn Sie es mir nicht sagen, so muß ich es doch sicher merken können.

Ei, warum? Ich bin vielleicht ein recht bizarres Geschöpf, liebe Sie entsetzlich und stelle mich als Ihre Todfeindin.

Das ist freilich möglich, und die Sache wäre nicht neu. Wir haben die Beispiele schon erlebt. Aber es giebt dennoch sehr sichere Kennzeichen der Liebe, die allen verstellten Haß durchbrechen.

Zum Beispiel?

Zum Beispiel eine Dame, die wirklich liebt, kann wohl aus Gründen, und meinetwegen aus Laune, ihre Liebe verleugnen, indem sie dem Gegenstande ihrer Liebe nichts von dem gewährt, worauf die Liebe Ansprüche machen darf. Ein liebendes Herz wird aber niemals so weit gehen, dieser Ursache wegen noch einen Andern zu lieben.

Das liebende Herz könnte sich aber auch in dieser Beziehung verstellen.

Bis zu einem gewissen Punkte, das gebe ich zu.

Bis zu einem gewissen Punkte? Sagen wir bis wie weit?

Nun, wenn Sie z. B. mich liebten und die Laune haben, mir das durchaus verhehlen zu wollen, so könnten Sie vielleicht, um dies durchzusetzen, einen andern Mann vor meinen Augen küssen.

Wenn dieser Mann mein Vater oder Bruder oder irgend ein anderer Verwandter ist?

Ich meine auch jeden andern Bekannten.

Auch ihren Nebenbuhler vielleicht?

Auch vielleicht den.

Ich könnte ihn ſogar auch heirathen, nicht wahr?

Auch das vielleicht.

Und das nennen Sie bis zu einem gewiſſen Punkte gehen? — rief ich lachend, ich denke das iſt über alle Punkte hinaus.

Nein, noch lange nicht. — Sie können Jemanden heirathen, ohne ihn zu lieben.

Aus bloßer Laune?

Warum nicht? Das geſchieht gar nicht ſo ſelten.

Während man einen Andern liebt, den man heirathen könnte?

Auch das. Ich gebe allerdings zu, daß dieſes zu den Seltenheiten gehört, daß ſonderbare Umſtände obwalten müſſen, um ein ſolches Verhältniß hervorzubringen.

Es müſſen in der That ſehr ſonderbare Dinge ſein, die eine Dame, welche wahrhaft liebt, bewegen können, den geliebten Gegenſtand ohne alle äußere Veranlaſſung aufzugeben, um mit einem Mann, der ihr gleichgültig iſt, einen Ehebund zu ſchließen. Ich ſage ohne alle äußere Veranlaſſung, und nehme alſo an, daß keine Abneigung, kein Verbot der Eltern, Dürftigkeit oder ſonſt irgend ein Grund, der außerhalb einer bloßen Laune liegt, vorwalte.

Ich bin ganz mit Ihnen einverſtanden.

Und wenn es Ihnen möglich ſcheint, daß ein weibliches Herz einer ſolchen Laune nachgeben kann, dann nennen Sie dieſes dennoch einen fügſamen Stoff?

Trotzdem nenne ich es ſo.

Und Sie wollen auch in dieſem, wie Sie ſelbſt geſtehen,

ungewöhnlichen und ſeltſamen Falle, daß Sie geliebt werden erkennen?

Auch dann noch, und ich nenne das weibliche Herz eben deshalb einen fügſamen Stoff.

Mein Herr, ich glaube, Sie werden eine Thorheit weniger begehen, wenn Sie Ihr koſtbares Werk niemals drucken laſſen, denn es iſt von A bis Z falſch.

Aber ich bitte Sie, wie können Sie das behaupten?

Ich wage es, das feſt und beſtimmt, nachdem, was ich bis jetzt von Ihnen über die Liebe gehört habe, zu behaupten, denn, daß Sie es nur wiſſen, mein Herr Liebekünſtler, Sie verſtehen von der Liebe durchaus gar nichts.

Vergeſſen Sie nicht, was Sie ſo eben ausgeſprochen haben, ich werde Sie an den Beweis erinnern.

Es iſt gar nicht nöthig, Ihnen das zu beweiſen, es wäre eine reine Abſurdität. Wenn Sie mir den Wein beſchreiben, ganz wie man das Waſſer beſchreiben muß, ſo iſt es ſehr natürlich, Ihnen zu antworten, Sie kennen ſehr gut das Waſſer, aber nicht den Wein. — Eine Liebe, die aus bloßer Laune ſich ſo völlig verläugnet, daß ſie der Verachtung, dem Haß, der Gleichgültigkeit, kurz allem Möglichen, nur nicht der Liebe gleicht, kann alles dieſes, nur nicht die Liebe ſein. So liebt kein Weib und nicht einmal ein Mann, ſo liebt kein Hottentotte, ſo könnte man höchſtens in Einem Zuſtande lieben, und das iſt nicht der der Laune, ſondern der der äußerſten Verrücktheit. Was ein Wahnſinniger thut und thun kann, darüber freilich kann ich mit Ihnen nicht rechten. Aber ich will Ihnen dennoch für den Augenblick zugeben, daß eine ſolche unmögliche, unſinnige Liebe möglich ſei, wie wollten Sie auch bei dieſer, daß Sie geliebt werden, herausfinden? Was nennen Sie den

gewiſſen Punkt, bis zu welchem ſich ein liebendes Herz verſtellen könnte?

Bis zu dem Punkte der Verheirathung des geliebten Gegenſtandes.

Wahrlich, das iſt köſtlich. Sie meinen alſo, ein liebendes Weib kann ſich überwinden, jeden Andern aus bloßer Laune zu heirathen und thun, als wäre der Geliebte gar nicht vorhanden, ſo bald dieſer es aber eben ſo machen würde, würde ihre Liebe unwillkührlich hervorbrechen, und Sie hätten es dann weg. Das meinen Sie, ſei der ſicherſte und letzte Probirſtein der Liebe.

Das iſt vollkommen meine Anſicht.

Es iſt dieſes vielleicht eine fixe Idee bei Ihnen, und eine ſolche vermag man nicht wegzuſtreiten. Ich ſchlage Ihnen alſo etwas Anderes vor, aber wir müſſen nun wieder von vorne anfangen. Sie ſind alſo in mich wirklich verliebt?

Ich bete Sie an, ich laſſe mein Leben — —

Halten Sie ein, mein Herr, ein bloßes Ja würde mir vollkommen genügt haben. Sie ſind in mich verliebt, mehr bedürfen wir nicht, Sie beſitzen die Kunſt, auch meine Liebe vermittelſt Ihrer Liebe zu erzwingen, Sie wollen wenigſtens über dieſe Kunſt ein ganzes Buch drucken laſſen, nun es ſoll mir recht vielen Spaß machen, wenn Sie gefälligſt Ihre Kunſt an mir erproben wollten.

Ja, wenn ich nur wüßte, daß Sie noch keinen Andern lieben.

Keinen, ich gebe Ihnen mein Wort. Mein Herz iſt noch ganz frei. Sie ſehen, daß ich viele Anbeter habe, worunter wieder einige, die mir nicht unangenehm ſind — aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Keinen von Allen liebe, und Sie auch nicht in die Verlegenheit kommen werden, erſt meine

Laune überwinden zu müſſen. Alle dieſe Verſuchungen Ihrer Künſtlerſchaft haben Sie durchaus nicht zu befürchten, und Sie können meinetwegen, um die Wahrheit meiner Worte, daß ich für Sie gar keine Sympathie habe, zu erproben, gleich bis zu dem gewiſſen, der verſteckten Liebe ſo gefährlichen Punkte gehen. — Sie können in Gottes Namen jede Dame heirathen — wenn ich's nur nicht bin.

Ich glaubte nun den modernen Ovid gefaßt zu haben, aber dieſer Schlaukopf ſuchte mir wie ein Aal zu entſchlüpfen.

Meine Theure, verſetzte er, ich bin zu ſehr Künſtler, um nicht über meine Kunſt mich ſelbſt vergeſſen zu können. Ich liebe Sie, das habe ich Ihnen betheuert, aber das thut hier gar nichts zur Sache. Meine Kunſt lehrt nicht, wie ein beſtimmtes Individuum die Liebe eines andern beſtimmten Individuums erlangen könne, ſondern ſie lehrt nur, wie man überhaupt ſich Liebe, d. h. die Liebe eines Weibes erwerben kann.

Sie wollten aber vorhin das „ſich" nicht haben.

Sie vergeſſen, daß Sie das „ſich" auf alle Frauen bezogen. Alle Frauen, meinten Sie, ſei meine Lehre, müßten ſich vermittelſt meiner Kunſt in einen Einzigen verlieben. Meine Kunſt aber lehrt nur, die Liebe eines liebenswürdigen und verehrten Weibes zu gewinnen. Ich bin aber nicht Egoiſt genug, um meine Kunſt nur für mich zu gebrauchen, ich kann mich zu der Seelengröße emporſchwingen, Ihnen völlig zu entſagen, und Einem Ihrer vielen Anbeter behülflich zu ſein, ſein heiß erſehntes Ziel zu erreichen.

Das iſt in der That eine ungeheure Seelengröße, ſagte ich, vermochte aber vor Lachen kaum weiter zu reden. Aber

werden Sie denn Ihrerseits über den gewissen Punkt wegkommen können, mich in dem Besitz eines Andern zu sehen.

Das Herz wird mir brechen — aber meine Kunst triumphirt.

Also Ihr gedrucktes Werk wird Sie über Ihr gebrochenes Herz trösten, vielleicht wird Ihnen Ihre Kunst auch dazu behülflich sein, Ihr gebrochenes Herz wieder zu heilen.

Das ist wohl möglich, ich hoffe Alles von meiner Kunst.

Schön, mein Herr, es ist mir lieb, bei Ihnen eine Seelengröße zu entdecken, die mich vor Ihrer Liebe retten wird. Wollen Sie nicht vielleicht die Güte haben, mich überhaupt aus dem Bereiche Ihrer Experimente zu lassen.

Was ist man nicht im Stande für das geliebte Wesen zu thun, rief der begeisterte Künstler, wenn ich meine Kunst meiner Liebe unterzuordnen auch einiges Bedenken trage, so trage ich doch keineswegs Bedenken, Ihrem Wunsche zu genügen.

Der Herr Ovid schien sich sehr zu freuen, so leichten Kaufes davon zu kommen, mir aber machte die Sache Spaß. Ich liebe jede Originalität, selbst in der Narrheit, natürlich so lange sie nicht lästig wird, was in diesem Fache, nämlich in der Narrheit, leicht möglich wird. Also vorläufig wollte ich mich mit dem Herrn Pierre B . . . b auch ein wenig amüsiren.

Erklären Sie mir doch, sagte ich zu ihm, was würde denn einer meiner Anbeter thun müssen, um meine Liebe zu erwerben?

Das kann ich Ihnen unmöglich mit wenigen Worten sagen.

Es kömmt mir auf ein Paar Worte gar nicht an, bedienen Sie sich deren mehrere.

Man muß Sie erst genau kennen, Sie studieren, um Ihnen hierauf die Antwort zu geben.

Aber, mein Gott, Sie gerathen ja in tausend Widersprüchen mit sich selbst. Ich denke, Sie haben für den fügsamen, bildsamen Stoff des weiblichen Herzens ganz allgemeine Regeln?

Diejenige, von der man geliebt sein möchte, zu studieren, ist die erste allgemeine Regel der Kunst zu lieben.

Wenn also Jemand dieses Studium nicht versteht, so kann ihm Ihre Kunst nicht helfen?

Diese Regel ist unerläßlich, aber ich glaube, wer lieben kann, kann auch ein Frauenherz studieren.

Ich glaube umgekehrt, viele Männer lieben eben deshalb, weil sie das Frauenherz nicht kennen.

Sie wollen vielleicht sagen, viele Männer lieben, ohne den Gegenstand ihrer Liebe genau zu kennen.

Nein, ich wollte gerade das sagen, was ich gesagt habe; ich will Ihnen aber auch darin noch beipflichten, daß jeder Mann, welcher liebt, auch das Frauenherz verstehen könnte, wenn er sich die Mühe giebt. Was aber uns betrifft, so haben Sie nicht nöthig, mich zu studieren, ich will Ihnen ganz wahrheitstreu sagen, wie ich bin. Sind Sie damit zufrieden?

O, ob ich damit zufrieden bin? Sie verpflichten mich damit.

Nun, wohlan, um Ihrer Kunst nützlich zu sein, denn ich habe für diese eine ganz aufrichtige Verehrung, werde ich mein Seelen- oder Herzensportrait, wenn ich mich so ausdrücken darf, auf dem Papier entwerfen, und dann will ich sehen, was Ihre Kunst zu thun lehren wird.

Der Künstler war mit diesem Vorschlag einverstanden,

er verließ mich, nachdem ich ihm die Versicherung gegeben hatte, schon nach einigen Tagen meinem Versprechen nachzukommen.

Wenn ich sagte, daß ich für seine Kunst eine aufrichtige Verehrung hegte, so habe ich in der That nicht zu viel gesagt. Wenn die Herren Alle die Liebe als eine Kunst betrachten würden, wir Frauen würden dabei unendlich viel gewinnen. Wir würden dann ein Gegenstand der Kunst sein und uns einer wissenschaftlichen und künstlerischen Behandlung zu erfreuen haben. Wir würden dann aufhören ein Gegenstand der Tändelei, der Willkühr und der Laune zu sein.

Wie wäre es, wenn sich das weibliche Geschlecht dahin vereinigte, zu beschließen:

Von heute an werden wir die Liebe nur als eine Kunst betrachten. Wir werden uns nur von solchen Männern lieben lassen, die diese Kunst verstehen. Wer vom andern Geschlecht unsere Liebe erwerben will, muß uns zuerst den Beweis geben, daß er und der geliebte Gegenstand vollkommen harmoniren. Er muß uns beweisen, daß er sich und diesen Gegenstand genau kennt, und uns die Grundsätze anzeigen, nach denen er mit uns leben und uns zu behandeln gedenkt.

Wenn ich keine Freundin der sogenannten constitutionellen Charten bin, so würde ich mich doch sofort für eine solche Liebescharte erklären, nach der es den Frauen freistehen müßte, dem Mann, welcher sich gegen seine einmal angelobten und angenommenen Prinzipien verginge, den Abschied zu geben.

Natürlich müßte das Gesetz diesen Akt legalisiren.

Mag man mir entgegnen, aus der Abneigung entwickelt sich in der Ehe, bei längerem Zusammenleben, oft eine Zuneigung, und die Gewohnheit gleiche manche Disharmonie aus, ich erwiedere darauf, nach meinem System würde es die-

ser stets gefährlichen Zufälligkeit nicht bedürfen, man würde gleich wissen, woran man ist, und die Disharmonie, die sich erst mit der Zeit ausgleicht, würde gar nie vorhanden sein.

Man würde mir noch entgegensetzen: die wenigsten Menschen kennen sich selbst so genau, um von sich eine Charakterschilderung entwerfen zu können.

Ich sage: die Männer, die sich selbst nicht kennen, geben keine Bürgschaft für eheliches Glück, sie brauchen uns nicht zu lieben und sie verdienen keine Liebe.

Man wird weiter sagen: die Männer sind oft zu schlecht, um bei der Schilderung ihres Charakters wahr zu sein und wahr sein zu können.

Darauf ist nichts zu erwiedern, als daß wir Frauen klug genug sein müssen, um uns nicht täuschen zu lassen, und daß wir der Schilderung des Mannes eigenes Studium hinzufügen müssen.

Man wird endlich sagen: Es ist doch nicht zu verlangen, daß die Männer uns so bald so genau kennen lernen sollen, da wir uns doch auch und so gut zu verstellen und zu verstecken verstehen.

Ich antworte: Wir müssen den Männern, trotzdem, daß wir das schwache Geschlecht sind, mit gutem Beispiele vorangehen und in jeder Beziehung wahrhaft werden.

Im Uebrigen vergesse man nicht, daß hier von einer Kunst die Rede ist, die erst gewissermaßen neu gefunden werden soll, und deren Aufgabe es also sein wird, für alle diese Dinge Auswege und Regeln aufzufinden, die uns dergleichen Hindernisse überwinden lehren.

Was aber das gute Beispiel der Wahrheit anbetrifft, mit der wir den Männern entgegenkommen müßten, so will ich für mein Theil den Anfang damit machen. Oder vielmehr, ich

habe ſchon den Anfang damit gemacht, als ich dieſe Memoiren zu ſchreiben begann. Ich will indeſſen den Männern nicht allein die Wahrheit in Bezug auf ſie ſelbſt und ihren Charakter ſagen, ſondern auch über mich ſelbſt mit der größten Wahrheitstreue ein Urtheil fällen. Und ſo, denke ich, wird es dem guten Pierre B...d nicht ſchwer werden, mich in ſeine Kunſt zu lieben, die er eigentlich richtiger „die Kunſt geliebt zu werden“ nennen ſollte, einzuweihen.

Achtundſiebenzigſtes Kapitel.

Das Orakel.

Die Selbſterkenntniß. — Die Alten und die Jungen. — Wie ich bin. — Eine weiſe Antwort.

Selbſterkenntniß iſt die ſchwerſte Wiſſenſchaft, ſagten ſchon die Alten, und die Alten waren kluge Leute, das behaupten die Gelehrten ohne Unterſchied, vielleicht deshalb, weil die Alten jetzt wirklich alt genug geworden ſind, um die Welt, die Menſchen genugſam zu kennen. Es iſt dabei allerdings der Umſtand nicht zu vergeſſen, daß dieſe klugen Alten ſo jung wie wir geſtorben ſind, und daß wir demnach gar keinen übermäßig vernünftigen Grund haben, dieſe alte Jungen in allen alten und neuen Dingen als eine über jeden Widerſpruch erhabene Autorität zu betrachten. — Ich gebe zu, daß die Selbſterkenntniß eine ſchwere Wiſſenſchaft, ſo gut wie irgend eine iſt, aber ſie ſcheint mir nicht das non plus ultra alles Wiſſens oder die ſchwerſte Wiſſenſchaft zu ſein. Ich halte ſie ſogar für die leichteſte.

Wenn man bedenkt, welche Rieſenanſtrengungen nöthig waren, welche Inſtrumente ein Herſchel und — um mein Geſchlecht nicht zu vergeſſen — ſeine Schweſter erfinden und ver-

beſſern mußten, um nicht etwa Luftſchlöſſer, nein ſogar Mondſchlöſſer zu entdecken, und die Wiſſenſchaft von dem Monde und was darin iſt zu erweitern und zu verbeſſern, ſo wird man mir gerne zugeſtehen, ohne daß ich auch über andere Wiſſenſchaften mich zu verbreiten nöthig hätte, daß die Selbſterkenntniß die leichteſte aller Wiſſenſchaften iſt, trotz jenem Ausſpruche der Alten.

Bedarf man, um ſich ſelbſt zu erkennen, anderer Hülfsquellen als der Wahrheit?

Ja, da liegt der Knoten, wird man ſagen, die Wahrheit iſt ſchwer.

Sie iſt ſchwer, das gebe ich zu, wenn man ſie anderswo, aber gewiß ſehr leicht, wenn man ſie bei ſich ſelbſt zu ſuchen hat. Allerdings iſt die Eigenliebe eine Feindin dieſer Wahrheit, welche uns zur Selbſterkenntniß führen ſoll, und dieſe muß wohl überwunden ſein, wenn wir uns wirklich kennen lernen wollen. D. h. mit andern Worten, wir müſſen ein Vorurtheil ablegen, und man hat bei jeder Wiſſenſchaft mit Vorurtheilen zu kämpfen, die ſo oft außer uns liegen, ſollte es nicht viel leichter ſein, die zu überwinden, welche in uns liegen? — Wenn wir es nur wollen.

Hierin liegt die einzige Schwierigkeit.

Ich glaube, wenn es Mode würde, ſtatt daß der Leumund oder die Lehrer und Lehrerinnen, und Gott weiß wer noch bei dieſer oder jener Gelegenheit, oder der erſtere bei allen Gelegenheiten uns ein oft ſo unwahres oder ſo wenig ſchmeichelhaftes Zeugniß ausſtellen, daß wir uns ſelbſt von Zeit zu Zeit und bei den paſſenden Lebensabſchnitten, als Confirmation, Verlobung ꝛc. ein Sittenzeugniß ausſtellten, wir viel beſſer dabei fahren würden, wenn wir auch unbedingt die Wahrheit ſagten.

Die Erkenntniß würde sich sicher herausstellen, und wir würden einsehen lernen, nicht allein, daß es gut, sondern auch, daß nichts leichter sei — als sich selbst erkennen.

Wir bedürfen dazu eben nicht mehr als zu wollen.

Ich habe also daran gedacht, ein Bild von mir zu entwerfen, und habe dies mit kurzen Worten aufgeschrieben:

„Ich bin besser als ein Satan, wie mich so oft die Frauen, und schlechter als ein Engel, wie mich so oft die Männer nannten. — Ich bin nicht so närrisch, um nur für Andere, und nicht so eigensüchtig, um nur für mich leben zu wollen. Ich glaube, die Welt ist eben so gut für mich da, wie ich für die Welt. Ich bin leichtsinnig, insofern man das leichtsinnig nennen kann, nicht nur leben, sondern auch angenehm leben zu wollen. Ich bin nicht Närrin genug, um Allen gefallen zu wollen, aber auch nicht hochwohlweise genug, um Niemanden gefallen zu wollen, als mir selbst. Ich bin gläubig in Bezug auf die Tugenden und die Weisheit des höchsten Wesens, aber sehr ungläubig in Bezug der Tugenden und Weisheit der Menschen, besonders der Männer. Ich hasse nicht Alles, was mir mißfällt, aber ich liebe, was mir gefällt. Mir gefällt besonders das Schöne, obwohl ich weiß, daß das Schöne nicht immer das Gute; mir gefällt besonders das Angenehme, obgleich ich weiß, daß es nicht immer das Rechte ist. Ich will vor allen Dingen leben, ehe ich sterbe, nicht nachdem ich gestorben bin. Ich gebe nichts auf den Ruhm, nichts auf den Nachruhm, und bin zufrieden, zu leben, wie es mir gefällt, als ein freies, selbstständiges, von seinen eigenen Launen und Empfindungen abhängiges Wesen."

Diese Zeilen hielt ich für genügend, um Herrn Pierre B...d in die Lage zu versetzen, über mich urtheilen zu können. Ich übergab sie ihm und wartete voll Neugier auf seinen Ausspruch.

Jetzt haben Sie es also in Händen, mich in Sie verliebt zu machen, sagte ich ihm lachend, nun heraus mit Ihrer Kunst.

Eine so feierliche Miene hat noch kein Priester auf dem Dreifuß des Orakels zu Delphi angenommen, wie jetzt der Herr Pierre B...d annahm, dann sagte er, oder vielmehr er wollte sagen, denn er sperrte den Mund auf und verharrte eine ziemliche Weile in dieser spannenden Stellung.

Ich wagte kaum zu athmen.

Endlich sprach das Orakel.

Nach dem Urtheil, welches Sie über sich selbst gefällt, ist nichts in der Welt leichter, als Ihre Liebe zu gewinnen. Derjenige, welcher Sie in sich verliebt machen will, hat nichts Anderes nöthig, als — Ihnen zu gefallen.

Man kann sich wohl denken, wie fürchterlich ich auf diesen weisesten aller Orakelsprüche lachen mußte. Es währte eine geraume Weile, ehe ich ein Wort sprechen konnte. Natürlich war der Herr Pierre B...d über mein Benehmen sehr erstaunt, sogar empfindlich, denn er begriff es gar nicht, weshalb seine Antwort meine Lachmuskeln auf eine solche Weise erschüttert hatten.

Und wie man sein muß, um mir zu gefallen, darüber kann mir Ihre Kunst wohl keine Auskunft geben? sagte ich endlich.

Das ist die Sache Desjenigen, versetzte er, der Ihre Liebe sucht.

Nun gut, mein Herr, fuhr ich fort, ich ſehe wohl ein, daß ich gegen Sie aufrichtig ſein muß. Ich geſtehe es Ihnen endlich, daß Sie mir ſehr gefallen. — — —

Ich Ihnen? rief der Herr Pierre B...d, mit glänzenden Augen und ausgeſtreckten Armen.

Schon wollte mir der köſtliche Ovid zu Füßen fallen.

Hören Sie nur — Sie gefallen mir außerordentlich, beſſer als mir je ein Mann gefallen hat. — —

O, ich Glücklichſter der Sterblichen! rief der Unglückſelige und umfaßte meine Knie.

Ach, Sie incommodiren ſich auch gar zu ſehr, rief ich lachend, Sie ſollten mich doch erſt vollſtändig aushören. Ich ſage Ihnen, daß Sie mir ſehr gefallen, aber daß ich mich dennoch niemals in Sie verlieben werde.

O, verſuchen Sie es! verſuchen Sie es! rief der Liebekünſtler.

Ich wiederhole es Ihnen, daß es eine Unmöglichkeit für mich iſt. Ich kann mich nun einmal nicht verlieben. Alle Ihre Kunſt iſt für mich umſonſt vorhanden.

Wenn ich Ihnen gefalle, warum ſollten Sie mich nicht lieben können?

Ja, das iſt eben Sache Ihrer Kunſt. Löſen Sie gefälligſt dieſes Räthſel, ich vermag es nicht. Ich kann Ihnen nur betheuern, daß ich Sie niemals lieben, aber daß Sie mir ſtets gefallen werden.

Herr Pierre B...d erhob ſich endlich; da es ihm nicht gelingen wollte, mich von meinem Vorſatze abzubringen, verließ er mich mit der für ihn tröſtlichen Bemerkung, daß er in ſeinem Werke über die Kunſt zu lieben nachſchlagen werde, um ſich für dieſen außerordentlichen Fall Rath zu holen.

Entweder hat Herr Pierre B...d darüber in seinem Buche nichts finden können, oder er hat es überhaupt für gerathener gehalten, bei anderen Damen die praktische Anwendung seiner Kunst zu versuchen, oder er war mit der Erweiterung seiner Theorie beschäftigt und hatte augenblicklich für die Praxis keinen Sinn, genug, er verschonte mich mit fernern Besuchen, und ich hatte einen Narren weniger unter der Zahl meiner Verehrer.

Neunundſiebenzigſtes Kapitel.

Ein Don Juan.

Nochmals die Gräfin M... — Graf P...s. — Ein merkwürdiges Duell. — Der Maler Jerome. — Eine Tragödie.

Nicht immer waren meine Liebhaber ſo harmloſer Natur wie dieſer Herr Pierre B...d, es gab Herren, welche von der fixen Idee, daß ich mich in ſie ebenſo verlieben müßte, wie ſie in mich verliebt waren, ſich nicht losreißen konnten. Bei dieſen half kein Heilmittel. Gott weiß es, daß ich an den tragiſchen Schickſalen dieſer Herren vollkommen unſchuldig bin.

Es war unter dieſen Männern beſonders ein junger Graf P...s, deſſen Geſchick, obwohl er es ganz allein verſchuldet, ich ſehr bedaure. Ich muß dieſe traurige Geſchichte erwähnen, weil ſie mich mit einer Frau in Berührung brachte, deren Charakter ich glücklicher Weiſe kannte, und vor der ich mich zu hüten wußte.

Dieſe Frau war keine andere als die Gräfin M..., dieſelbe, welche in der Geſchichte der Schweſter Amalie, der Nonne in dem Kloſter zu Agra, eine ſo entſetzliche Rolle ſpielte.

Ich hatte dieſe Frau ſchon ganz vergeſſen, als mich der Zufall mit ihr zuſammenführte.

Der Graf P...s war ein Mann von fünf und dreißig Jahren und aus einer der erſten franzöſiſchen Familien.

Sein Großvater hatte unter dem Beile der Guillotine verbluten müſſen. Sein Vater hatte die Feldzüge Napoleons mitgemacht und war ein intimer Freund des Marſchalls Ney, der ſich mit dieſem für Napoleon, als er Elba verlaſſen hatte, erklärte, und ſich dafür die dauernde Ungnade Ludwigs XVIII. und Karls X. zuzog. Ludwig Philipp gab der Familie ihre Ehren und Würden zurück, und der junge Graf P....s hatte ſich der beſonderen Freundſchaft des Herzogs von Orleans zu erfreuen, dieſes unglücklichen Königsſohnes, welcher leider zu früh für ſich, für ſeine Familie und für Frankreich geſtorben iſt.

Der Graf P...s war ſanguiniſch und leidenſchaftlich im höchſten Grade. Er war ausſchweifend in Allem und natürlich auch in der Liebe. Er wechſelte öfter ſeine Geliebten, als dieſe ihre Toiletten. Die Damen durften ſich hierüber freilich nicht beklagen, denn man brauchte den Grafen nur einmal zu hören, um einzuſehen, wie lange ſeine Empfindungen für einen Gegenſtand ausdauern würden.

Man hörte übrigens nicht, daß dieſer moderne Don Juan ſeine Verhältniſſe mit einem beſondern Eclat brach. Heute dieſe, morgen jene, man war das an ihm gewohnt, und Paris, welches die Zeit ſeines galanten Heinrichs IV. und ſeiner Ludwige noch immer nicht vergeſſen hatte, Paris, welches noch heute die Galanterie als das erſte geſellſchaftliche Geſetz anerkennt und beobachtet, verzieh dieſem Don Juan, wie ſo vielen andern Don Juans, an denen es zu jeder Zeit reich iſt.

Man weiß nicht, ob der Graf P...s ſich ſeine Geliebte immer ſuchte, ich glaube, es war nicht ſelten der Fall, daß er

auch von ihnen geſucht wurde, und auf dieſe Art ſoll er mit der Gräfin M... in ein näheres Verhältniß gekommen ſein.

Ich glaube, wenn Einer, ſo muß P...s ein Mitglied jener geheimen Geſellſchaft geweſen ſein, deren Streben es zu ſein ſchien, aus den Giftblumen dieſer Erde den Honig zu ſaugen, und den Genuß zur Religion des Lebens zu machen, jener Geſellſchaft, welche den entgegengeſetzten Charakter der ascetiſchen Vereine des Mittelalters hatte, deren Religion der Tod im Leben war.

Daß dieſe Geſellſchaft damals noch vorhanden war, muß ich indeß bezweifeln, ich habe wenigſtens nichts davon in Erfahrung bringen können, übrigens währte mein Aufenthalt in Paris nicht lange, und meine Zeit war dergeſtalt in Anſpruch genommen, daß ich mich um die Exiſtenz dieſer Geſellſchaft wenig bekümmern konnte.

Die Anbeter, welche mir mißfielen, abzuwehren, denen, welche mir gefielen, Audienz zu geben, Paris kennen zu lernen, dazu reichte kaum meine Zeit aus.

Als der Graf P...s mir ſein Herz anbot, war ich weit entfernt, zu ahnen, daß er mit einer Frau in Verbindung ſtehe, deren Geſchichte auf mich einen ſo tiefen Eindruck gemacht hatte, und welche meine Landsmännin war.

Ich hatte nie den Wunſch, ſie kennen zu lernen, aber das Schickſal erfüllte ſelten meine beſſeren Wünſche, mehr Glück hatte ich mit denjenigen, die der Laune, der Eitelkeit, dem Unverſtande entſprangen.

Ich war zum zweiten Male aufgetreten, als mich der Graf P...s beſuchte.

Seine Erſcheinung imponirte. Er war ein ſchöner Mann, er hatte Geiſt, aber ohne ihn zu kennen, war ich doch bald im Stande, ein Urtheil über ihn zu fällen. Ich hatte nicht Luſt,

ſeine Triumphe zu vermehren, den Wunſch ſeiner Leidenſchaft zu befriedigen. Ich ſetzte ſeinem Feuer eine eiſige Kälte entgegen, und entflammte ihn, ohne es zu wollen, um ſo mehr.

Der Graf P...s war nicht der Mann, der ſich durch einen erſten Widerſtand abſchrecken ließ, er verfolgte mich überall, er ſchien nur für mich zu leben, er brach alle ſeine Verbindungen ab.

Aber die Gräfin M..., ſeine letzte Geliebte, war nicht die Frau, eine ſolche Verrätherei leicht hinzunehmen. Der Graf P...s hatte ihr ewige Liebe geſchworen, und ſie konnte es weder ihm noch mir verzeihen, daß dieſe Ewigkeit ſo bald ein Ende nahm.

Energiſch, exentriſch, ungewöhnlich wie dieſe Frau war, beſchloß ſie, mich zu beſuchen, und von mir ihr Herzenseigenthum zurückzufordern. Sie wußte, daß ich ihre Landsmännin ſei, daß es mir an Anbetern nicht fehlte, ſie hoffte von mir die Erfüllung ihres Wunſches daher mit der größten Leichtigkeit zu erlangen.

Man kann ſich mein Erſtaunen denken, als ich dieſe Dame bei mir eintreten ſah. Dieſe Frau, vor der ich einen tiefen Abſcheu empfand, die ich aufrichtig haßte, obgleich ſie mir nie etwas zu Leide gethan hatte.

Die Gräfin M... war keineswegs jung, aber ſie war noch immer ſchön genug, um ihr Alter vergeſſen zu machen, dabei zeigte ſie eine Gewandtheit und Ueberlegenheit, der ſich Alles beugen zu müſſen ſchien.

Auf meine Frage, welchem Umſtande ich die Ehre ihres Beſuches zu danken habe, antwortete ſie mir ohne Umſtände:

Sie haben mir meinen Geliebten entriſſen, und ich komme, ihn von Ihnen zurückzufordern.

Ich konnte auf dieſe Forderung nur lachend antworten:

Behalten Sie in Gottes Namen Ihren Geliebten, ich mache nicht die geringsten Ansprüche auf ihn, im Gegentheil, seine Zudringlichkeit ist mir sehr lästig, und ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mich davon befreiten.

Ich glaubte, diese Antwort hätte die Dame vollkommen zufriedenstellen und beruhigen müssen, aber sie nahm sie für Hohn hin.

Sie verließ mich drohend und zornig, und am anderen Tage erhielt ich eine — Herausforderung von ihr auf Pistolen, wie sie vorschlug, doch überließ sie mir die Wahl einer anderen Waffe.

Die Sache war mir neu. Zwei Damen sollten sich eines Mannes wegen duelliren, bis jetzt war es nur umgekehrt Sitte.

Ich hatte aber gar keine Lust, auf diese Zumuthung einzugehen und mich lächerlich zu machen, um so weniger, da der Graf P...s mir sehr gleichgültig war.

Dieser besuchte mich gerade an dem Tage, an welchem ich die Herausforderung erhielt. So gern ich auch wollte, ich konnte mich der Besuche des Grafen P...s nicht entwehren, ich hätte mich dann beständig einschließen müssen, und dazu hatte ich keine Lust.

Der Graf P...s war nicht weniger erstaunt, und fragte mich sehr ernsthaft, ob ich diese Herausforderung annehmen würde. Ich versetzte ihm, daß mir diese Sache sehr gleichgültig sei, und sagte ihm zugleich, daß er sehr Unrecht thue, eine Dame zu verlassen, die ihn so sehr zu lieben scheine.

Von Neuem bestürmte er mich mit Anträgen, von Neuem erklärt er mir in den feurigsten Ausdrücken seine Liebe, versicherte mir, daß er sterben müsse, wenn ich ihn nicht erhörte, ich antwortete ihm endlich, um mich von ihm zu befreien:

Aber mein Gott, verlangen Sie denn von mir, daß ich

einen Mann, den ich liebe, Ihretwegen, den ich nicht liebe, aufgeben soll?

Und wer ist der Glückliche, den Sie Ihr Herz geschenkt? fragte er mich mit gedämpfter Stimme.

Diese Frage, der Ton seiner Stimme verrieth mir, was in dem Innern dieses leidenschaftlichen Menschen vorging.

Er will sich gewiß mit seinem glücklicheren Nebenbuhler duelliren, dachte ich, und ich hatte nicht Lust, einen Unschuldigen in Gefahr zu bringen.

Ich versetzte also auf Gerathewohl:

Das kann Ihnen sehr gleichgültig sein, aber ich will ihn nennen. Er heißt Jerome.

Jerome? fragte der Graf, und schien zu erwarten, daß ich noch irgend etwas hinzufügen würde.

Ja, bloß Jerome. Er ist weder Graf, noch sonst etwas Außergewöhnliches, sondern ein einfacher Künstler, ein Maler.

Nachdem ich diese Erklärung gegeben hatte, verließ mich endlich der Graf. Ich theilte dem Vicomte diese Geschichte mit, welcher über meinen Einfall herzlich lachte, und sich nicht versagen konnte, sich seinerseits auch einen Spaß zu machen.

Er hatte mir nichts davon gesagt, sonst würde ich ihn jedenfalls zurückgehalten haben.

Er schrieb nämlich der Gräfin M..., daß ich das Duell, jedoch nur ohne Sekundantin, annehmen würde.

Zur festgesetzten Zeit fuhr der unsinnige Mensch, in Damenkleider gehüllt, nach dem Kampfplatz. Er hatte sich sorgsam verschleiert, und die Gräfin war zu leidenschaftlich aufgeregt, um diese Verkappung zu erkennen.

Der Vicomte hatte den ersten Schuß, und er schoß in die Luft.

Die Gräfin, weit entfernt, diese Großmuth mit einer ähn-

lichen zu erwidern, ſchoß, ſcharf auf die Bruſt ihrer vermeintlichen Gegnerin zielend, und hatte das Glück, nicht zu treffen.

Gräfin, ſagte nun der Vicomte, es war das erſte Wort, welches er ſprach, das Duell war ohne ein Wort von beiden Seiten vor ſich gegangen, Sie ſind ein Mann in Frauenkleidern, und Sie werden es gerecht finden, daß ſich Ihnen ebenfalls ein Mann in Frauenkleidern gegenüberſtellte. Es freut mich, daß dieſe Sache ohne irgend ein Unglück abgemacht iſt.

Mit dieſen Worten empfahl ſich der Vicomte.

Sein Spaß hatte den Ingrimm dieſer ſo gefährlichen Frau noch vermehrt und zugleich auch auf ſich übergetragen.

Der Vicomte und ich, wir Beide waren nun der Gegenſtand ihres Haſſes, welcher, wie ich wußte, keine Grenzen kannte.

Der Graf P...s hatte indeſſen, wie ich ſpäter erfuhr, einen Brief an den Maler Herrn Jerome geſchrieben und ihn ebenfalls zu einem Duell eingeladen. Der Brief wanderte von einem Briefträger zum andern, bis er endlich richtig in die Hand eines Malers Jerome kam.

So närriſche Luſtſpiele macht oft der Zufall, welcher in der That der beſte Dichter iſt, ohne deſſen Vermittelung kein Luſtſpiel, kein Drama, kein Roman geſchrieben werden kann. Ueberall muß der Zufall die Hand im Spiele haben, und hat ſie auch in der That.

Es gab alſo wirklich einen Maler Jerome, der natürlich den Grafen P...s für verrückt hielt, und ihn auslachte.

Dem Grafen P...s blieb nichts übrig, als ſeinen Nebenbuhler, der ſich nicht ſchlagen wollte, von ganzer Seele zu verachten.

Ich glaube, er hätte ſich damit begnügen können.

Aber der Graf P...s überlegte, was er thun ſollte, um

das Leben, welches ihm bis jetzt so interessant war, abzuschütteln.

Noch einmal schrieb er mir einen Brief, und beschwor mich hoch und theuer, wenn ich seinen Tod nicht auf dem Gewissen haben wollte, ihn zu erhören.

Ich beantwortete sein Schreiben nicht. Ich war an dergleichen Redensarten gewöhnt.

Am andern Tage hatte sich Graf P...s eine Kugel durch den Kopf gejagt.

Ich war weit entfernt, mich deshalb zu beunruhigen, denn wenn ich auch die Veranlassung seines Todes war, so war ich doch jedenfalls die sehr unschuldige Veranlassung.

Nicht so dachte die Gräfin M...

Sie streute über mich die schändlichsten Gerüchte aus, sie that alles Mögliche, um mir zu schaden.

Ja, sogar der Plan, mich zu ermorden, lag ihr nicht fern.

Mag ihr der Himmel verzeihen, was sie mir damals Uebles zugefügt, und was sie überhaupt andern Menschen in ihrem Leben zugefügt hat. Die Welt ist bereits seit mehreren Jahren von diesem schönen Ungeheuer befreit.

Achtzigſtes Kapitel.

Pariſer Merkwürdigkeiten.

Père la Chaise. — Abailard und Heloiſe. — Das Pantheon. — Herzog Enghien. — Der Kammerherr Louis Philipps.

So angenehm mir auch Paris in vielfacher Beziehung war, ſo wurde es mir doch in der letzten Zeit ſo ziemlich verleidet. Auch mein Verhältniß mit dem Vicomte wurde ein wenig kühler. Dieſer junge, geiſtreiche Mann war darüber ungehalten, daß ich auch andere Herren für geiſtreich hielt, und namentlich wurde er auf einen polniſchen Emigranten eiferſüchtig, dem ich allerdings vor allen meinen Anbetern den Vorzug gab. Der Emigrant war aus einer der angeſehenſten polniſchen Familien, welche für die Befreiung Polens ihr Vermögen hingegeben hatte, und deren meiſte Mitglieder in der Verbannung lebten. Wie alle dieſe Polen, ſo war auch mein Freund für ſein Vaterland und beſonders für Warſchau begeiſtert, und da er meinen Entſchluß, Paris zu verlaſſen, nicht zu ändern vermochte, ſuchte er mich für Warſchau zu beſtimmen.

Er malte mir dieſe Stadt ſo himmliſch ſchön aus, daß

ich endlich auf seinen Plan einging und Warschau zu besuchen beschloß.

Zuvor sah ich mich noch ein wenig in Paris um, und ich fand noch Dinge genug, die mich fesselten und im höchsten Grade interessirten, obwohl ich sie fast übergangen wäre.

So erfüllte es mich mit großer Rührung, die Grabstätte eines Paares, daß durch seine gegenseitige aufopfernde Liebe so berühmt geworden ist, auf dem **Père la Chaise**, nämlich die Grabstätte von Abailard und Heloise, zu sehen.

Da liegen diese beiden Unglücklichen, die im Leben zu trennen man sich so viel Mühe gegeben, so viele Unthaten begangen hat, nun schon seit mehr als sieben Jahrhunderte ungestört neben einander.

Sieben Jahrhunderte haben das Andenken dieses treuen Paares nicht verwischen können. Wer aber denkt noch an Diejenigen, welche sich gewaltsam zwischen zwei sich liebende Herzen drängten?

Dieser alte, geschichtliche Liebesroman ist so rührend, wie unsere modernen Liebesgeschichten, selbst wenn sie auch tragisch enden, sich lächerlich ausnehmen.

Der **Père la Chaise** ist ganz geeignet, uns mit den rührendsten Empfindungen zu erfüllen. Hier ruhen Bode, Massena, Ney, Talma und viele andere berühmte Männer, deren Schicksale, so bunt, so verschieden sie auch im Leben gewesen sein mögen, der Tod gleich gemacht hat. Man sieht hier auch viele kostbare Monumente unbekannter Personen, welche uns trotz aller Pracht kalt lassen, und uns höchstens sagen, daß darunter Leute ruhen, welche noch im Grabe mit ihrem ehemaligen Reichthum prunken wollen.

Das Pantheon, ein großartiges Gebäude, welches Delanver nicht mit Unrecht das „herrlichste aller modernen Bau-

werke" genannt hat, intereſſirte mich beſonders deshalb, weil es die Grabſtätten zweier der größten franzöſiſchen Philoſophen enthält, von denen man ſagt, daß ſie die erſte Urſache der großen franzöſiſchen Revolution waren, nämlich Rouſſeau's und Voltaire's. Rouſſeau's goldene Hand ſteckt eine goldene Fackel durch die Thüre ſeines Grabmals heraus, über welchem die Inſchrift ſteht:

„Ici repose l'homme de la nature et de la verité."

Ich erinnerte mich, als ich dieſe Inſchrift las, der berühmten Antwort Danton's, dieſes großen und furchtbaren Charakters, welcher einen ſo großen Einfluß auf die erſte franzöſiſche Revolution übte.

Er verſetzte bekanntlich in dem Verhöre, welches, wie das ſo vieler Tauſenden, mit der Guillotine endigte:

„Ich bin Danton, bekannt genug in der Revolution, meine Wohnung wird bald das Nichts ſein und mein Name wird fortleben im Pantheon der Geſchichte."

In dieſem ſteinernen Pantheon hat man ihm keinen Platz eingeräumt.

Ich möchte ſagen, man kann in Paris keinen Schritt vorwärts thun, ohne an die gewaltigen Umwälzungen erinnert zu werden, welche dieſe merkwürdige Stadt ſo oft zum Schauplatz der größten Helden- und der blutigſten Schandthaten gemacht hat. Alle Revolutionen haben hier ihre unvertilgbare Spuren zurückgelaſſen, am unvertilgbarſten aber ſind die, welche die Revolutionen dem Charakter des Volkes aufgeprägt haben. Welche übrigens auch die Zukunft dieſes Landes ſein werde, ich bin überzeugt, in keiner Epoche wird es ihm an wahrhaft großen Männern fehlen.

Das iſt allerdings ein Troſt.

Findet man noch ein Land, welches ſo reich an großen

Männern ist, wie Frankreich? Ich glaube nicht, daß sich in dieser Beziehung eine andere Nation mit der französischen messen kann. Namentlich an Kriegshelden hat Frankreich einen großen Ueberfluß. Die Napoleonische Periode allein hat eine unermeßliche Reihe Helden aufzuweisen. Ich glaube aber nicht, daß es zu Frankreichs Glücke ist, wenn die Zahl dieser Berühmtheiten die Berühmtheiten der Wissenschaft und der Kunst übersteigt.

Die geistigen Revolutionen sind heilsam und völkerbeglükkend, der Krieg zerstört die Frucht des Geistes und vernichtet seinen Segen. — Ich halte den Ruhm allein, ein großer Krieger gewesen zu sein, für einen sehr geringen Ruhm. Ein Mann der Wissenschaft und der Gedanken hat oft mehr für seine Nation, für die Welt gethan, als alle ihre Helden.

Dennoch hatte das Hotel der Invaliden etwas Rührendes für mich. Frankreich wird eine große Merkwürdigkeit weniger haben, wenn diese alten Helden, welche Schlachten geschlagen haben, gegen welche die alten classischen der römischen Legionen unter Julius Cäsar und der Griechen wahre Kinderspiele waren, ausgestorben sein werden. In wie verschiedenen Ländern liegen die fehlenden Körpertheile dieser verstümmelten Menschen, deren Abgott noch heute der todte Napoleon ist, wie es der lebende war.

Das Geschlecht der Invaliden selbst wird aber nicht sobald aussterben, da der Krieg in Algier immer neuen Zuschuß bringt. Wahrlich, wenn man dieses Haus der Verstümmelten sieht, welche alle im kräftigsten Mannesalter für das Leben unbrauchbar gemacht worden sind, dann schleicht sich unwillkührlich der Wunsch in unsere Seele: daß es der Menschheit gelänge, den Krieg, diesen in der That unmoralischen und ge-

waltſamen Haß, ebenſowohl wie das Fauſtrecht, von der Erde zu vertilgen.

Paris mit allen ſeinen Wundern und Wunderlichkeiten iſt ſo oft und ſo ausführlich beſchrieben worden, daß ich fürchte, nur zu wiederholen, wenn ich davon reden wollte, ich wende mich alſo wieder zu meiner kleinen Perſon und den Abenteuern, welche mir zuſtießen.

Ein alter, grauer Kammerherr Ludwig Philipps, welcher mir den Hof machte, wie ein Jüngling, forderte mich auf, mit ihm das Schloß Vincennes zu beſuchen.

Ich empfand einen geheimen Schauder bei Nennung dieſes Schloſſes, deſſen Caſtellan einſt der Teufel geweſen. Es war nämlich Olivier der Teufel, der Barbier Ludwigs XI., welchen dieſer ſeltſamſte der Könige mit dieſer Würde bekleidet hatte. Der Barbier und der Arzt waren bekanntlich diejenigen ſeiner Unterthanen, welche er am meiſten haßte oder fürchtete, weil ſie am wenigſten zu entbehren waren, und gleichwohl das Leben des todesfurchtſamen Monarchen beſtändig in ihren Händen hatten.

In einer ſehr feierlichen Stimmung betrat der alte Kammerherr das Schloß. Als ein Anhänger der Bourbonen mußte ihm das Herz bei der Erinnerung bluten, daß hier einer ſeiner edelſten Sproſſen gewaltſam das junge Leben ausgehaucht hatte. Auch ein Blutfleck in der Geſchichte Napoleons, welcher ſich wahrlich über ſeine Gefangenſchaft auf St. Helena nicht beklagen durfte.

Auf dem engen Vorplatze zeigte mir der Kammerherr das kleine Gemach, welches der Herzog von Enghien während ſeines ſo kurzen Aufenthaltes bewohnte. Auf der linken Seite war ein größeres Zimmer, in welchem die Verurtheilung über ihn ausgeſprochen worden war. Dieſes Gemach bot einen

ungemein düstern und ergreifenden Anblick dar. Das Tageslicht war gänzlich ausgeschlossen und Alles wie für ein Leichenbegängniß eingerichtet. Es war Tag und Nacht von einer Ampel erhellt, die von der Mitte der Decke herabhing. Die Wände waren mit weißem, schwarz eingefaßten Tuche decorirt. Eine Ottomane befand sich längst der Wand. In der Mitte stand ein Todtengerüst mit einem goldgestickten sammtnen Behange und dem Wappen und Siegeszeichen des Hauses Condé. Darunter stand ein kleiner Sarg verborgen, welcher die Ueberreste des Herzogs von Enghien enthielt. Daneben lag ein Stein, auf welchem das Haupt des unglücklichen Prinzen gefallen sein soll.

Etwas tiefer, im Hintergrunde des Trauergemaches, hing ein massives silbernes Kreuz. Ihm zur Seite brannten in großen silbernen Armleuchtern zwölf große Wachskerzen. Zur Rechten stand ein Altar, ein Cruzifix und sonst noch einige heilige Gefäße, welche die katholischen Ceremonien vorschrieben. Täglich ward hier eine Messe für die Seele des Verstorbenen gelesen.

Ich traf an diesem traurigen Orte mit einer Dame zusammen, die mir nicht unbekannt war. Sie erkannte mich ebenfalls sogleich und begrüßte mich mit Herzlichkeit. Es war eine gewisse Madame D...g. Sie erschöpfte sich in Lobeserhebungen über meine unübertreffliche Tanzfertigkeit, über mein vorzügliches Spiel, und gestand mir, daß es ihr unmöglich sei, eine meiner Vorstellungen zu versäumen.

Ich konnte nicht umhin, ihrer Einladung, in ihren Wagen zu steigen, Folge zu leisten. Der alte Kammerherr und der besternte Begleiter der Madame D...g stiegen dafür in den meinigen, und ich war weit entfernt, die Absichtlichkeit einer so großen Artigkeit zu ahnen.

Als wir im Wagen saßen, wurde die Dame ungemein vertraut.

Meine Theure, sagte sie, ich habe einen recht hübschen jungen Mann, das ist wahr, aber er ist sehr unbeständig und giebt mir ein böses Beispiel. Sind Sie nicht auch der Meinung, daß der Mann die Ehe eben so heilig wie die Frau halten muß, daß er sich durchaus nicht mehr als diese herausnehmen darf, und daß er keinen Anspruch auf eine größere eheliche Treue von Seiten seiner Frau hat, als er gegen diese selbst bewährt?

Allerdings, versetzte ich, ich bin vollkommen Ihrer Meinung, eine Ehe, in welcher der eine dem andern Theil nicht gegenseitige Rechte und Pflichten zuerkennt, ist keine Ehe, und beide Theile thun gut, sie aufzulösen.

Sie sehen wohl ein, entgegnete Madame D...g, daß sich das nicht immer gut machen läßt.

O, ich dächte, das ließe sich sehr gut machen, und es wäre, wenn es immer geschähe, offenbar ein großer Gewinn für das weibliche Geschlecht.

Wie so meinen Sie das?

Ich finde es nicht recht, wenn die Frauen, wenn sie der Untreue ihrer Männer gewiß sind, dennoch aus falscher Schaam oder aus der eigensüchtigen und feigen Absicht in der Ehe mit ihnen verharren, um unter den Fittigen des Namens ihres Mannes, d. h. unter dem schützenden und verdeckenden Titel „Frau" ihre eigenen Treuloſigkeiten und Verräthereien, zu denen sie sich durch das Beispiel ihres Mannes berechtigt glauben, zu verbergen.

Madame D...g sah mich mit großen Augen an, als ich so sprach.

Sie tadeln es, entgegnete ſie, wenn eine Frau neben ihrem treuloſen Gemahl noch andere Liebhaber hat?

Allerdings, ſo lange ſie noch mit dieſem treuloſen Gemahle zuſammenlebt. Wenn ſie ſich von dieſem trennt, und es rund heraus erklärt: ich habe die Neigung und glaube auch das Recht zu haben, mir einen Liebhaber zu wählen, wie der Mann ſeine Geliebten und den Spott und das hämiſche Gerede der Frauen nicht ſcheut, die heimlich thun, wozu ſie ſich offen bekennt, ſo finde ich dies allein einer Frau würdig, welche mit dem Manne gleiche Rechte beanſprucht.

Ich bin durchaus nicht Ihrer Meinung, verſetzte Madame D...g, ich geſtehe Ihnen ganz offenherzig, daß ich mehrere Anbeter habe und mich ſehr wohl dabei befinde, denn ich finde nicht alle wünſchenswerthen Eigenſchaften bei Einem Manne, aber doch bei jedem eine oder einige, und ſetze mir auf dieſe oder jene Weiſe aus vielen mangelhaften Anbetern einen ganz vorzüglichen zuſammen. Sie werden mir zugeben, daß dieſes höchſt intereſſant und unterhaltend iſt, und daß ich auf dieſe Weiſe meinen eignen Gemahl mit in den Kreis meiner Anbeter ziehe, und mir gerade das an ihm gefallen laſſe, was mir eben gefällt.

Dieſe Theorie, aus einem Manne einen Liebhaber zu machen, iſt in der That eine ganz neue, rief ich lachend.

Gehen Sie, verſetzte Madame D...g, wie ſollte Ihnen dergleichen neu ſein? — Ich bin vielmehr überzeugt, daß ich recht viel von Ihnen lernen kann, und ich geſtehe, daß ich Luſt habe, Ihre Schülerin zu werden. Bitte, erzählen Sie mir doch einige intereſſante Momente aus Ihrem Leben, aber vor allen Dingen ſagen Sie mir, wie viele Anbeter Sie augenblicklich haben.

So viele Sie wollen.

So viele ich will?

Ja — denn wenn ich den Versicherungen des Herrn von A... glauben kann, liegt, wenn ich will, die ganze Pariser Männerwelt zu meinen Füßen.

Der Herr von A... war eben kein Anderer, als der alte Graukopf von Kammerherr, welcher mich nach Vincennes geführt und nun ganz unschuldig mit Madame D...g's Begleiter in meinem Wagen saß, während er diese für sich handeln lassen wollte, denn ich wußte bald, daß Madame D...g des Herrn von A... Freundin und das Zusammentreffen mit ihr in Vincennes kein zufälliges, sondern mit dem alten Kammerherrn zuvor verabredet war.

Mein Gott, dann müßten sich ja auch meine Anbeter darunter befinden, rief Madame D...g mit einem sehr komischen Entsetzen.

Das ist höchst wahrscheinlich, versetzte ich, doch seien Sie versichert, daß ich bei der großen Auswahl, die mir zu Gebote steht, Sie der Ihren nicht berauben werde.

Und doch haben Sie das schon gethan, sagte die Dame lächelnd.

Schon? Ich glaube, wenn Sie es nicht übel nehmen, das ist ein großer Irrthum von Ihrer Seite.

Durchaus nicht so groß, wie Sie meinen. Der Herr von A..., mit dem Sie nach Vincennes gefahren sind, war ein sehr eifriger Verehrer von mir.

Der Herr von A...? Ein Graukopf und ein Don Juan! Das ist sonderbar. Ich muß Ihnen aber offen erklären, daß Sie gar keine Veranlassung zur Eifersucht haben. Ich liebe es nicht, mit Großvätern Romane zu spielen.

Madame D...g zeigte mir, daß sie auch in der That nicht die geringste Eifersucht hatte, sie fing vielmehr für den

alten Kammerherrn bei mir förmlich zu werben an. Natürlich lachte ich sie aus, und erklärte ihr ganz einfach, daß mir diese Art, die Liebe einer Frau zu erlangen, sehr verächtlich erscheine.

Wir schieden am Ziele unserer Fahrt zwar äußerlich höflich, aber ich glaube, daß die gute Madame D...g es jetzt sehr gut über sich gewinnen konnte, bei meinen Vorstellungen auszubleiben. Der alte Kammerherr hat mich nicht weiter besucht, und es war vielleicht beiden sehr lieb, daß ich einige Tage nach diesem Zusammentreffen Paris verließ, nicht ohne gegen meine Freunde die Hoffnung auszusprechen, sehr bald dahin zurückzukehren.

So viele ich will?

Ja — denn wenn ich den Verſicherungen des Herrn von A... glauben kann, liegt, wenn ich will, die ganze Pariſer Männerwelt zu meinen Füßen.

Der Herr von A... war eben kein Anderer, als der alte Graukopf von Kammerherr, welcher mich nach Vincennes geführt und nun ganz unſchuldig mit Madame D...g's Begleiter in meinem Wagen ſaß, während er dieſe für ſich handeln laſſen wollte, denn ich wußte bald, daß Madame D...g des Herrn von A... Freundin und das Zuſammentreffen mit ihr in Vincennes kein zufälliges, ſondern mit dem alten Kammerherrn zuvor verabredet war.

Mein Gott, dann müßten ſich ja auch meine Anbeter darunter befinden, rief Madame D...g mit einem ſehr komiſchen Entſetzen.

Das iſt höchſt wahrſcheinlich, verſetzte ich, doch ſeien Sie verſichert, daß ich bei der großen Auswahl, die mir zu Gebote ſteht, Sie der Ihren nicht berauben werde.

Und doch haben Sie das ſchon gethan, ſagte die Dame lächelnd.

Schon? Ich glaube, wenn Sie es nicht übel nehmen, das iſt ein großer Irrthum von Ihrer Seite.

Durchaus nicht ſo groß, wie Sie meinen. Der Herr von A..., mit dem Sie nach Vincennes gefahren ſind, war ein ſehr eifriger Verehrer von mir.

Der Herr von A...? Ein Graukopf und ein Don Juan! Das iſt ſonderbar. Ich muß Ihnen aber offen erklären, daß Sie gar keine Veranlaſſung zur Eiferſucht haben. Ich liebe es nicht, mit Großvätern Romane zu ſpielen.

Madame D...g zeigte mir, daß ſie auch in der That nicht die geringſte Eiferſucht hatte, ſie fing vielmehr für den

alten Kammerherrn bei mir [illegible] lich lachte ich ſie aus, und erklärte [illegible] dieſe Art, die Liebe einer Frau [illegible] erſcheine.

Wir ſchieden am Ziele [illegible] lich, aber ich glaube, daß die [illegible] ſehr gut über ſich gewinnen [illegible] auszubleiben. Der alte Kammerherr [illegible] ſucht, und es war vielleicht [illegible] Tage nach dieſem Zuſammentreffen [illegible] gegen meine Freunde die [illegible] dahin zurückzukehren.

Einundachtzigſtes Kapitel.

Mein Portrait.

Warſchau. — Journaliſten-Unſinn. — Das Strumpfband. — Ein Schloß belagert von — Anbetern.

Mein Ziel, als ich Paris verlaſſen hatte, war Warſchau.

Der Emigrant, mit welchem ich in Paris in beſtem Einvernehmen ſtand, ſo daß mein guter Vicomte mir deshalb böſe wurde, hatte mir ſo viel von ſeinem Warſchau erzählt, daß ich ihm endlich das Verſprechen gab, dieſe Stadt vor allen andern Städten zu beſuchen.

Ich hatte in Paris viel, unendlich viel gelernt, und ich muß von mir ſagen, daß ich erſt jetzt in die Myſterien des Künſtlerlebens vollkommen eingeweiht war.

Ich trat in Warſchau mit einer Sicherheit auf, daß ich erſtaunt über mich ſelbſt war.

Ich war endlich wieder ganz in meinem Elemente.

Von meinem Aufenthalte in Warſchau an begann ich eigentlich erſt Carriere zu machen. Neben dem Weibe glänzte auch die Künſtlerin, beides war von jetzt an unzertrennlich.

Ich habe Warſchau allerdings nicht ganz ſo gefunden, wie es mir mein Freund in Paris darſtellte.

Ein Zeitraum von mehr als zehn Jahren hatte diese Stadt sehr verwandelt.

Noch litt sie gewaltig unter der Ungnade des mächtigen Kaisers von Rußland, welcher der Stadt das Jahr 1831 nicht verzeihen konnte.

Aber der polnische Charakter ist wie der französische, und Warschau ist eben so veränderlich und lebenslustig wie Paris.

Ich hatte mich einer glänzenden Aufnahme zu erfreuen und ward für die französische Oper engagirt.

Bald war ich das Tagesgespräch der ganzen Stadt.

Die Journale, welche in Warschau sich gar nicht mit Politik beschäftigen dürfen, füllten ihre Spalten mit meiner geringen Person aus.

Erst in Warschau, es klingt sonderbar, in Warschau, wo die Presse Sklavin ist, lernte ich die Macht des Journalismus kennen und erkannte die Nothwendigkeit seiner Protection für eine Künstlerin.

Es ist wahr, diese Journale verbreiteten die albernsten Lügen über meine Person, sie erzählten Dinge von mir, die ich selbst nicht wußte, sie gaben mir ganz nach ihrem Gutbefinden eine Herkunft, einen Vater, eine Mutter, sie machten zu meinem begünstigten Liebhaber, wen sie wollten, und den ich nicht einmal den Namen nach kannte, und gerade durch diese Lügen kam ich in Aller Mund, und da man auf die Moralität einer Künstlerin ein nicht so großes Gewicht legt, so gewährten mir diese Lügen allerdings oft mehr Vortheil als Nachtheil.

So schrieb unter Anderm ein Blatt von mir:

„Der Champagner wurde aus ihren Schuhen getrunken, welche sie eben ausgezogen hatte, und hätte sie Jedem, der sie um eine Locke bat, auch nur den tausendsten

Theil eines Haares gegeben, so wären alle ihre schönen schwarzen Flechten längst in den Händen Anderer und sie ihrer herrlichen Kopfzierde völlig beraubt. Aber komisch ist das Mittel, zu welchem diese ausgezeichnete und merkwürdige Dame ihre Zuflucht nahm, um sich vor dem Andrange ihrer zahllosen Anbeter zu retten, welche ihre Wohnung förmlich belagerten. Sie soll nämlich mit eigener Hand einen Tarif der Gunstbezeigungen, welche eine galante Dame zu gewähren hat, selbst ausgefertigt und an die Thüre ihrer Wohnung haben anschlagen lassen. Nach diesem Tarif ist die Taxe für einen Kuß auf den Mund tausend Franken, auf die Augen fünfhundert Franken, ein Handkuß hundert Franken. Außerdem bestehen eine Menge geheimer Preisbedingungen für andere Dinge."

Was soll man von einem Journalisten sagen, welcher dergleichen albernes Zeug schreibt, und von einem Publikum, welches sich dergleichen gläubig erzählen läßt? — Ich habe es schon oft genug gesagt und bewiesen, in welche Thorheiten das starke Geschlecht verfallen kann und welche thörichte Abgötterei oft mit dem Künstlerruhm getrieben wird. Daß es die Damen in Bezug auf die Männer nicht besser machen, versteht sich von selbst, und der Herr Franz Liszt, dieser Napoleon auf dem Piano, mit welchem ich eine Zeit lang zu reisen das Glück hatte, hat mir hiervon merkwürdige Dinge, namentlich von den Berliner Damen, erzählt. Ich werde hierauf seiner Zeit zurückkommen. Dafür aber gehören wir Damen zu dem schwachen Geschlecht, und ich glaube solche Dinge sind uns deshalb nicht halb so hoch anzurechnen. Diese Thorheiten fallen dem starken Geschlechte weit mehr zur Last. Aber so kolossal sie auch sind, und namentlich in Bezug auf mich auch

ſtets waren, ſo weit gingen ſie denn doch nicht, wie jenes Journal zu ſchreiben oder vielmehr zu lügen die Gewogenheit hatte. Was das Letztere, den Tarif, anbetrifft, ſo geht das über die Narrheit hinaus. Allerdings hätte ich vielen Herren einen Gefallen damit gethan, wenn ich eine Taxe meiner Liebe feſtgeſetzt hätte, denn ſo ſehr die reichen Leute den Communismus ſcheuen, ſo ſehr gern ſehen ſie es, wenn eine ſchöne Frau zur Commune würde. Keine Ausgabe, keine Steuer wird ihnen dann zu viel. Sie freuen ſich um ſo mehr, je höher ſie abgeſchätzt werden, und ſie haben eine wahre Wuth, ihre Auflagen ſo zeitig als irgend möglich zu entrichten. Allerdings ſtrömten mir ſowohl in Warſchau, wie in London und Paris die Anbeter zu, aber meine Leſer kennen bereits meine Methode, mich Derjenigen zu entledigen, die zudringlich und läſtig wurden. — Ich habe mich nie zum Privilegium der Vermögenden gemacht, ich habe ſtets die wahre und aufrichtige Huldigung derer aufgenommen, die mir gefielen. Der Geiſt ſpielte bei mir ſtets die erſte Rolle, und der Herr, der ſich durch dieſen treueſten und zuverläſſigſten Diener bei mir anmelden ließ, dem öffnete ſich meine Thüre ſicher immer zuerſt.

Wie überall, ſo verbreitete auch in Warſchau mein zwangloſes, keckes Auftreten eine Menge irriger und einfältiger Anſichten über meinen Charakter und meine Lebensweiſe. Welch einen Spektakel machte man in der Stadt über einen Einfall, welcher eben nichts weiter als ein ſolcher, als ein Kind der Laune war. Es war mir bei meinem erſten Debüt ein Strumpfband während des Tanzes abgefallen. Ich hob es auf und warf es unter die Herren auf's Parterre. Damit, glaubte ich, würde die Sache abgemacht ſein. Aber die Herren balgten ſich darum, gerade wie die Kinder, denen man Geld oder ſonſt etwas zum Aufgreifen zuwirft, und viele Herren waren in der

Theil eines Haares gegeben, so wären alle ihre schönen schwarzen Flechten längst in den Händen Anderer und sie ihrer herrlichen Kopfzierde völlig beraubt. Aber komisch ist das Mittel, zu welchem diese ausgezeichnete und merkwürdige Dame ihre Zuflucht nahm, um sich vor dem Andrange ihrer zahllosen Anbeter zu retten, welche ihre Wohnung förmlich belagerten. Sie soll nämlich mit eigener Hand einen Tarif der Gunstbezeigungen, welche eine galante Dame zu gewähren hat, selbst ausgefertigt und an die Thüre ihrer Wohnung haben anschlagen lassen. Nach diesem Tarif ist die Taxe für einen Kuß auf den Mund tausend Franken, auf die Augen fünfhundert Franken, ein Handkuß hundert Franken. Außerdem bestehen eine Menge geheimer Preisbedingungen für andere Dinge."

Was soll man von einem Journalisten sagen, welcher dergleichen albernes Zeug schreibt, und von einem Publikum, welches sich dergleichen gläubig erzählen läßt? — Ich habe es schon oft genug gesagt und bewiesen, in welche Thorheiten das starke Geschlecht verfallen kann und welche thörichte Abgötterei oft mit dem Künstlerruhm getrieben wird. Daß es die Damen in Bezug auf die Männer nicht besser machen, versteht sich von selbst, und der Herr Franz Liszt, dieser Napoleon auf dem Piano, mit welchem ich eine Zeit lang zu reisen das Glück hatte, hat mir hiervon merkwürdige Dinge, namentlich von den Berliner Damen, erzählt. Ich werde hierauf seiner Zeit zurückkommen. Dafür aber gehören wir Damen zu dem schwachen Geschlecht, und ich glaube solche Dinge sind uns deshalb nicht halb so hoch anzurechnen. Diese Thorheiten fallen dem starken Geschlechte weit mehr zur Last. Aber so kolossal sie auch sind, und namentlich in Bezug auf mich auch

ſtets waren, ſo weit gingen ſie denn doch nicht, wie jenes Journal zu ſchreiben oder vielmehr zu lügen die Gewogenheit hatte. Was das Letztere, den Tarif, anbetrifft, ſo geht das über die Narrheit hinaus. Allerdings hätte ich vielen Herren einen Gefallen damit gethan, wenn ich eine Taxe meiner Liebe feſtgeſetzt hätte, denn ſo ſehr die reichen Leute den Communismus ſcheuen, ſo ſehr gern ſehen ſie es, wenn eine ſchöne Frau zur Commune würde. Keine Ausgabe, keine Steuer wird ihnen dann zu viel. Sie freuen ſich um ſo mehr, je höher ſie abgeſchätzt werden, und ſie haben eine wahre Wuth, ihre Auflagen ſo zeitig als irgend möglich zu entrichten. Allerdings ſtrömten mir ſowohl in Warſchau, wie in London und Paris die Anbeter zu, aber meine Leſer kennen bereits meine Methode, mich Derjenigen zu entledigen, die zudringlich und läſtig wurden. — Ich habe mich nie zum Privilegium der Vermögenden gemacht, ich habe ſtets die wahre und aufrichtige Huldigung derer aufgenommen, die mir gefielen. Der Geiſt ſpielte bei mir ſtets die erſte Rolle, und der Herr, der ſich durch dieſen treueſten und zuverläſſigſten Diener bei mir anmelden ließ, dem öffnete ſich meine Thüre ſicher immer zuerſt.

Wie überall, ſo verbreitete auch in Warſchau mein zwangloſes, keckes Auftreten eine Menge irriger und einfältiger Anſichten über meinen Charakter und meine Lebensweiſe. Welch einen Spektakel machte man in der Stadt über einen Einfall, welcher eben nichts weiter als ein ſolcher, als ein Kind der Laune war. Es war mir bei meinem erſten Debüt ein Strumpfband während des Tanzes abgefallen. Ich hob es auf und warf es unter die Herren auf's Parterre. Damit, glaubte ich, würde die Sache abgemacht ſein. Aber die Herren balgten ſich darum, gerade wie die Kinder, denen man Geld oder ſonſt etwas zum Aufgreifen zuwirft, und viele Herren waren in der

So viele ich will?

Ja — denn wenn ich den Versicherungen des Herrn von A... glauben kann, liegt, wenn ich will, die ganze Pariser Männerwelt zu meinen Füßen.

Der Herr von A... war eben kein Anderer, als der alte Graukopf von Kammerherr, welcher mich nach Vincennes geführt und nun ganz unschuldig mit Madame D...g's Begleiter in meinem Wagen saß, während er diese für sich handeln lassen wollte, denn ich wußte bald, daß Madame D...g des Herrn von A... Freundin und das Zusammentreffen mit ihr in Vincennes kein zufälliges, sondern mit dem alten Kammerherrn zuvor verabredet war.

Mein Gott, dann müßten sich ja auch meine Anbeter darunter befinden, rief Madame D...g mit einem sehr komischen Entsetzen.

Das ist höchst wahrscheinlich, versetzte ich, doch seien Sie versichert, daß ich bei der großen Auswahl, die mir zu Gebote steht, Sie der Ihren nicht berauben werde.

Und doch haben Sie das schon gethan, sagte die Dame lächelnd.

Schon? Ich glaube, wenn Sie es nicht übel nehmen, das ist ein großer Irrthum von Ihrer Seite.

Durchaus nicht so groß, wie Sie meinen. Der Herr von A..., mit dem Sie nach Vincennes gefahren sind, war ein sehr eifriger Verehrer von mir.

Der Herr von A...? Ein Graukopf und ein Don Juan! Das ist sonderbar. Ich muß Ihnen aber offen erklären, daß Sie gar keine Veranlassung zur Eifersucht haben. Ich liebe es nicht, mit Großvätern Romane zu spielen.

Madame D...g zeigte mir, daß sie auch in der That nicht die geringste Eifersucht hatte, sie fing vielmehr für den

alten Kammerherrn bei mir förmlich zu werben an. Natürlich lachte ich ſie aus, und erklärte ihr ganz einfach, daß mir dieſe Art, die Liebe einer Frau zu erlangen, ſehr verächtlich erſcheine.

Wir ſchieden am Ziele unſerer Fahrt zwar äußerlich höflich, aber ich glaube, daß die gute Madame D...g es jetzt ſehr gut über ſich gewinnen konnte, bei meinen Vorſtellungen auszubleiben. Der alte Kammerherr hat mich nicht weiter beſucht, und es war vielleicht beiden ſehr lieb, daß ich einige Tage nach dieſem Zuſammentreffen Paris verließ, nicht ohne gegen meine Freunde die Hoffnung auszuſprechen, ſehr bald dahin zurückzukehren.

Einundachtzigſtes Kapitel.

Mein Portrait.

Warſchau. — Journaliſten-Unſinn. — Das Strumpfband. — Ein Schloß belagert von — Anbetern.

Mein Ziel, als ich Paris verlaſſen hatte, war Warſchau.

Der Emigrant, mit welchem ich in Paris in beſtem Einvernehmen ſtand, ſo daß mein guter Vicomte mir deshalb böſe wurde, hatte mir ſo viel von ſeinem Warſchau erzählt, daß ich ihm endlich das Verſprechen gab, dieſe Stadt vor allen andern Städten zu beſuchen.

Ich hatte in Paris viel, unendlich viel gelernt, und ich muß von mir ſagen, daß ich erſt jetzt in die Myſterien des Künſtlerlebens vollkommen eingeweiht war.

Ich trat in Warſchau mit einer Sicherheit auf, daß ich erſtaunt über mich ſelbſt war.

Ich war endlich wieder ganz in meinem Elemente.

Von meinem Aufenthalte in Warſchau an begann ich eigentlich erſt Carriere zu machen. Neben dem Weibe glänzte auch die Künſtlerin, beides war von jetzt an unzertrennlich.

Ich habe Warſchau allerdings nicht ganz ſo gefunden, wie es mir mein Freund in Paris darſtellte.

Ein Zeitraum von mehr als zehn Jahren hatte diese Stadt sehr verwandelt.

Noch litt sie gewaltig unter der Ungnade des mächtigen Kaisers von Rußland, welcher der Stadt das Jahr 1831 nicht verzeihen konnte.

Aber der polnische Charakter ist wie der französische, und Warschau ist eben so veränderlich und lebenslustig wie Paris.

Ich hatte mich einer glänzenden Aufnahme zu erfreuen und ward für die französische Oper engagirt.

Bald war ich das Tagesgespräch der ganzen Stadt.

Die Journale, welche in Warschau sich gar nicht mit Politik beschäftigen dürfen, füllten ihre Spalten mit meiner geringen Person aus.

Erst in Warschau, es klingt sonderbar, in Warschau, wo die Presse Sklavin ist, lernte ich die Macht des Journalismus kennen und erkannte die Nothwendigkeit seiner Protection für eine Künstlerin.

Es ist wahr, diese Journale verbreiteten die albernsten Lügen über meine Person, sie erzählten Dinge von mir, die ich selbst nicht wußte, sie gaben mir ganz nach ihrem Gutbefinden eine Herkunft, einen Vater, eine Mutter, sie machten zu meinem begünstigten Liebhaber, wen sie wollten, und den ich nicht einmal den Namen nach kannte, und gerade durch diese Lügen kam ich in Aller Mund, und da man auf die Moralität einer Künstlerin ein nicht so großes Gewicht legt, so gewährten mir diese Lügen allerdings oft mehr Vortheil als Nachtheil.

So schrieb unter Anderm ein Blatt von mir:

„Der Champagner wurde aus ihren Schuhen getrunken, welche sie eben ausgezogen hatte, und hätte sie Jedem, der sie um eine Locke bat, auch nur den tausendsten

Theil eines Haares gegeben, ſo wären alle ihre ſchönen ſchwarzen Flechten längſt in den Händen Anderer und ſie ihrer herrlichen Kopfzierde völlig beraubt. Aber komiſch iſt das Mittel, zu welchem dieſe ausgezeichnete und merkwürdige Dame ihre Zuflucht nahm, um ſich vor dem Andrange ihrer zahlloſen Anbeter zu retten, welche ihre Wohnung förmlich belagerten. Sie ſoll nämlich mit eigener Hand einen Tarif der Gunſtbezeigungen, welche eine galante Dame zu gewähren hat, ſelbſt ausgefertigt und an die Thüre ihrer Wohnung haben anſchlagen laſſen. Nach dieſem Tarif iſt die Taxe für einen Kuß auf den Mund tauſend Franken, auf die Augen fünfhundert Franken, ein Handkuß hundert Franken. Außerdem beſtehen eine Menge geheimer Preisbedingungen für andere Dinge."

Was ſoll man von einem Journaliſten ſagen, welcher dergleichen albernes Zeug ſchreibt, und von einem Publikum, welches ſich dergleichen gläubig erzählen läßt? — Ich habe es ſchon oft genug geſagt und bewieſen, in welche Thorheiten das ſtarke Geſchlecht verfallen kann und welche thörichte Abgötterei oft mit dem Künſtlerruhm getrieben wird. Daß es die Damen in Bezug auf die Männer nicht beſſer machen, verſteht ſich von ſelbſt, und der Herr Franz Liszt, dieſer Napoleon auf dem Piano, mit welchem ich eine Zeit lang zu reiſen das Glück hatte, hat mir hiervon merkwürdige Dinge, namentlich von den Berliner Damen, erzählt. Ich werde hierauf ſeiner Zeit zurückkommen. Dafür aber gehören wir Damen zu dem ſchwachen Geſchlecht, und ich glaube ſolche Dinge ſind uns deshalb nicht halb ſo hoch anzurechnen. Dieſe Thorheiten fallen dem ſtarken Geſchlechte weit mehr zur Laſt. Aber ſo koloſſal ſie auch ſind, und namentlich in Bezug auf mich auch

ſtets waren, ſo weit gingen ſie denn doch nicht, wie jenes Journal zu ſchreiben oder vielmehr zu lügen die Gewogenheit hatte. Was das Letztere, den Tarif, anbetrifft, ſo geht das über die Narrheit hinaus. Allerdings hätte ich vielen Herren einen Gefallen damit gethan, wenn ich eine Taxe meiner Liebe feſtgeſetzt hätte, denn ſo ſehr die reichen Leute den Communismus ſcheuen, ſo ſehr gern ſehen ſie es, wenn eine ſchöne Frau zur Commune würde. Keine Ausgabe, keine Steuer wird ihnen dann zu viel. Sie freuen ſich um ſo mehr, je höher ſie abgeſchätzt werden, und ſie haben eine wahre Wuth, ihre Auflagen ſo zeitig als irgend möglich zu entrichten. Allerdings ſtrömten mir ſowohl in Warſchau, wie in London und Paris die Anbeter zu, aber meine Leſer kennen bereits meine Methode, mich Derjenigen zu entledigen, die zudringlich und läſtig wurden. — Ich habe mich nie zum Privilegium der Vermögenden gemacht, ich habe ſtets die wahre und aufrichtige Huldigung derer aufgenommen, die mir gefielen. Der Geiſt ſpielte bei mir ſtets die erſte Rolle, und der Herr, der ſich durch dieſen treueſten und zuverläſſigſten Diener bei mir anmelden ließ, dem öffnete ſich meine Thüre ſicher immer zuerſt.

Wie überall, ſo verbreitete auch in Warſchau mein zwangloſes, keckes Auftreten eine Menge irriger und einfältiger Anſichten über meinen Charakter und meine Lebensweiſe. Welch einen Spektakel machte man in der Stadt über einen Einfall, welcher eben nichts weiter als ein ſolcher, als ein Kind der Laune war. Es war mir bei meinem erſten Debüt ein Strumpfband während des Tanzes abgefallen. Ich hob es auf und warf es unter die Herren auf's Parterre. Damit, glaubte ich, würde die Sache abgemacht ſein. Aber die Herren balgten ſich darum, gerade wie die Kinder, denen man Geld oder ſonſt etwas zum Aufgreifen zuwirft, und viele Herren waren in der

That so närrisch, mich um ein Strumpfband zu bitten. Das geschah nicht selten auch bei offener Tafel, und da ich nicht mehr als zwei von diesen Bändern trug, und doch unmöglich stets einen großen Vorrath für Zufälle bei mir tragen konnte, so kam mein Strumpfband in Atome zerlegt in den Besitz sämmtlicher männlicher Tafelgenossen.

Aber es ist nicht wahr, daß die Herren Champagner aus meinen Schuhen getrunken haben. Höchstens haben sie mich öfter für einen Papst in Weiberkleidern gehalten — wie bekanntlich wirklich einmal eine Frau als heiliger Vater auf dem päpstlichen Throne saß — und meine Pantoffel geküßt.

Aber wie vielen Frauen passirt das nicht?

Eine andere Zeitschrift in Warschau — das vorhergehende Citat stand, so viel ich mich entsinne, in einem Petersburger Blatte — schrieb folgenden Bericht von mir:

„Die Tänzerin Lola Montez besitzt von dreimal neun Reizen, welche ein spanischer Dichter für jede vollendete weibliche Schönheit erforderlich hält, alle — bis auf eine einzige. Sechsundzwanzig Eigenschaften der höchsten körperlichen Schönheit besitzt sie im vollkommensten Grade, und was die siebenundzwanzigste betrifft, so ist eben der Mangel dieser, nach meiner Meinung und sicher auch nach der meiner Leser, die Krone ihrer Schönheit.

Der spanische Dichter zählt nämlich folgende 27 Reize und Schönheiten auf:

Drei weiße: die Haut, die Zähne und die Hände.

Drei schwarze: die Augen, die Augenwimpern und die Augenbraunen.

Drei rothe: die Lippen, die Wangen und die Nägel.

Drei lange: die Taille, die Haare und die Hände.

Drei kurze: die Zähne, die Ohren und die Beine.

Drei große: der Busen, die Stirne und der Raum zwischen den beiden Augenbraunen.

Drei schmale: die Taille, die Hände und die Füße.

Drei weiche: die Finger, die Haare und die Lippen.

Diese Reize alle besitzt die Dame Lola in dem schönsten Verhältnisse, die Farbe der Augen allein ausgenommen, welche bei ihr nicht schwarz, sondern blau ist.

Seidenweiche Haare, mit dem Glanzgefieder der Raben wetteifernd, fallen in üppiger Fülle auf ihren Nacken hinab. Ihr schönes, feines Antlitz ruht auf einem schlanken, zarten Halse, dessen blendende Weiße den Schwanenflaum beschämt.

Wie soll ich nun weiter Lola's Busen schildern, da schon ihre andern Reize mich um Worte verlegen machen?

Um nicht hinter der Wahrheit zu bleiben, die auszudrücken meine Feder zu schwach ist, muß ich mich einer anderen bedienen. Ich beziehe mich nämlich auf die schönen Verse des Marino, welcher im achten Gesange des Adone, welcher den Titel „I trastulli“ führt, von der Liebesgöttin sagt:

„Vedeansi accesse entro le gianci belle
Dolci fiumme di rose e di rubini,
E nel ben sen per entro un mar di latte
Tremolando nutar due poma intatte.“*)

*) Auf den schönen Wangen glühten
Rosen- und Rubinen-Flammen,
Und im Busen, einem Milchmeer,
Zitternd zwei der Aepfel schwammen.

Lola's Füßchen halten genau die Mitte zwiſchen den feinſten Pariſer- und Chineſen-Damenfüßen. Die feinen zierlichen Waden ſcheinen die beiden unterſten Stufen einer Jacobsleiter zu ſein, die zum Himmel und ſogar zum ſiebenten Himmel führt. Ihre ganze Geſtalt glich geſtern Abend der Venus zu Knidus, jenem unſterblichen Meiſterſtücke des Praxiteles, der ganz Griechenland mit ſeinem Ruhme erfüllte.

Die höchſte von allen Schönheiten Lola's habe ich dem letzten Pinſelſtriche an meinem Porträte der gefeierten Tänzerin vorbehalten. Als Gott den erſten Menſchen erſchaffen und ihm zuletzt ſeine unſterbliche Seele eingehaucht hatte, da ſchlug er die Augen auf, und deshalb nehme ich an, daß die Seele in den Augen wohnt.

So viel ich noch aus dem Studium der Botanik, welches ich in meiner Jugend doch ohne ſehr großen Ernſt getrieben habe, mich erinnere, da ich nur jene Blume kennen lernen wollte, womit die Dichter ihre Schöpfungen zieren und woraus ſie ihre Bilder entlehnen, haben wir ſechszehn verſchiedene Arten von Vergißmeinnicht. Denken Sie ſich nun in Lola's blauen Augen die wechſelnde Anmuth der ſechszehn einzelnen Arten in einen Strahlenpunkt verſchmolzen, und dieſe beiden Geſtirne am Himmel der Liebe, welche Petrarka an ſeiner Laura einſt ſo unübertrefflich beſungen hat, von dem bezaubernden Liebreize eines überaus gebildeten Geiſtes beſeelt, ſo würde man leicht begreifen, daß dieſe Dame überall Siegerin ſein muß, wohin ihre magiſchen Blicke dringen."

Der gute Mann hatte wahrlich die Anatomie irgend einer antiken Venus noch mehr, als die Botanik ſtudiert, um ſie gelegentlich

bei Recenſionen über Tänzerinnen, Sängerinnen und Schauſpielerinnen zu benutzen. Wahrlich, man hätte glauben ſollen, daß ſolche Ueberſchwenglichkeiten, über die jeder unbefangene Leſer lächeln muß, die Herren abhalten müßte, eine Dame zu beſtürmen, die unmöglich ſolche überſpannte Schilderungen, die von Frankreich, Griechenland, Spanien, China und Gott weiß von welchen Ländern mehr entlehnt waren, rechtfertigen konnte. Ich bin wenigſtens nicht eitel genug, um dieſes zu glauben.

Aber ich muß es ſagen, daß ich mich in der That der Anzahl von Anbetern, welche mich in Warſchau umlagerten, nicht entwehren konnte. Perſonen aller Stände, und eben nicht die wenigſten aus den höheren und höchſten, beſuchten mich. Ich hätte mich vertauſendfältigen müſſen, um allen den einfältigen Schmeicheleien und Anträgen, mit denen ich überſchüttet wurde, Gehör zu geben. Ich wurde in den Zeitungen und in Privatbriefen in Billetten, in Reimen und Proſa wahrhaft vergöttert.

Ich habe auch in Warſchau, ebenſowohl wie in London und Paris, eingebildete Narren gefunden, welche glaubten, daß ſie ſich mir nur zu zeigen brauchten, um ihres Sieges ſicher zu ſein. Oft war es der Dünkel, oft der große Name, oft das Aeußere, worauf ſich das Vertrauen zu ihrem gewiſſen Siege ſtützte, aber wie überall habe ich auch in Warſchau dieſe Thoren eines Andern belehrt.

Dieſe Diplomaten, welche oft ſo diaboliſch ſchlau ihre Berechnungen machen, bei denen ſie freilich die Querſtriche, welche ihnen Andere als menſchliche oder vielmehr diplomatiſche Mächte machen, überſehen, waren zuweilen ſehr linkiſch, wenn es galt, ein weibliches Herz zu erobern, das ſich keiner andern Macht beugen wollte, als der — wahrer Liebe.

Zweiundachtzigſtes Kapitel.

Ein Opfer.

Der Graf O...y. — Der Anfang eines wirklichen Romans. — Platoniſche Liebe und Freundſchaft. — Das Zimmer einer Tänzerin.

Mein Freund, der polniſche Emigrant in Paris, hatte mir ein Schreiben an einen ſeiner jüngſten Freunde, dem Grafen O...y in Warſchau, mitgegeben.

Die Familie O...y war eine der angeſehenſten, älteſten und ſtolzeſten polniſchen Familien, welche große Güter und Reichthümer beſaß.

Der junge Graf war der einzige Sohn, ſchön, liebenswürdig und geiſtreich.

Schon das erſte Mal, als ich ihn ſah, fielen mir die Worte der Madame B...s ein, daß ſie nur diejenigen Ihrer Anbeter begünſtigte, welche geiſtreich, ſchön und reich waren.

Ich hatte mir damals nicht vorgenommen, es ihr gleich zu machen, denn wäre es nicht thöricht, ſich vorzunehmen, ſchöne Dinge ſtets für wirklich ſchön zu halten?

Ich dachte, es kommt ganz von ſelbſt, daß ein Weib einen ſolchen Mann, der allen Anſprüchen eines geläuterten Ge-

ſchmacks, eines gebildeten Geiſtes und eines glühenden Herzens entſpricht, lieben muß.

Von allen meinen Anbetern kam Keiner dem jungen Grafen Alexander O...y gleich.

Er wurde von Allen, die ihn kannten, vergöttert, und er würde vielleicht ſtets ſehr glücklich geweſen ſein — ohne mich.

Aber es iſt dennoch nicht meine Schuld, daß er ſo tragiſch geendet hat. Ich habe den Unglücklichen aufrichtig betrauert und ich weihe ihm noch heute eine Thräne der Erinnerung.

Es war einer meiner ſchönſten Abende, an welchem ich in Warſchau meine dritte Vorſtellung gab. Wie am erſten Abende herrſchte eine feierliche, erwartungsvolle Stille, ehe ich auftrat. Mit einem rauſchenden Beifallsſturme, der nicht enden wollte, wurde ich empfangen. Ich wurde mit Kränzen und Sträußen, die zum großen Theil ſehr werthvoll mit künſtlichen goldenen und ſilbernen Blättern und von goldenen Ringen gehalten waren, überſchüttet. Ich ließ dieſe Huldigungszeichen, wie gewöhnlich, in einem Körbchen aufſammeln und mir nachtragen, und amüſirte mich dann zu Hauſe, ſie näher zu muſtern und die Gedichte zu leſen, welche ſich oft fein zuſammengerollt zwiſchen den Blumen befanden.

Aber an dieſem Abende hatte ich keinen Sinn für alle dieſe ſchmeichelhaften, zuweilen witzigen und ſehr oft albernen Dingen. Ich ſah, daß der Graf O...y noch vor Beendigung des Ballets ſeine Loge verließ, und vermuthete, daß er ſich zu mir begeben würde, um mich in meiner Wohnung zu erwarten.

Als die alte Frau, welche mich bediente, meinen Wagen heranrollen hörte, kam ſie mir entgegen und brachte mir die Meldung, daß der junge Graf O...y ſchon ſeit länger als einer halben Stunde meiner harre.

Auf meinen ſeidenen Schuhen trat ich ſo leiſe in's Zimmer, daß der junge Graf, welcher träumend der Länge nach auf der Ottomane lag, mich nicht hörte. Er ſpielte mit einem roſafarbigen ſeidenen Strumpfe und einem Paar zuſammengerollten Schuhen, küßte Beides ſo inbrünſtig feierlich, wie ein Gebetbuch, und nannte meinen Namen.

In dieſem Momente ſtand ich vor ihm wie eine vom Himmel herabgefallene Fee. Ich hatte den Mantel abgeworfen und ſtand da in meinem kurzen leichten ſchimmernden gold- und ſilberdurchwirkten weißen Gewande.

Sie hier? Ich habe es wohl vermuthet, als ich Sie Ihre Loge verlaſſen ſah. Aber was machen Sie in dieſer Einſamkeit, mein guter Freund, die Zeit iſt Ihnen gewiß recht lang geworden?

Lang geworden, meine ſchöne Lola? rief der Graf, mich mit ſeinen Blicken verſchlingend, hier in Ihrem Zimmer, wo mich tauſend reizende Dinge, tauſend niedliche Kleinigkeiten, wo mich Alles an Sie erinnert?

Und an meine unordentliche Wirthſchaft, wandte ich lächelnd ein, denn es ſah in der That ſehr romantiſch-unordentlich bei mir aus.

Die Stühle lagen vollgepackt mit Gegenſtänden aller Art. Hier ſtand eine lange Pappſchachtel mit Schminktöpfchen und eine röthlich gefärbte Haſenpfote lag daneben, eine Büchſe mit aromatiſchem Puder war auf den Teppich gefallen und halb umgeſtürzt wurde ſie von ſeidenen Schminklappen begraben. Unterröckchen und farbige Mieder hingen und lagen an den reich in Grün- und Gold-Velour tapezierten Wänden. Von der Seite des drapirten Nipptiſchchens flatterten ein Dutzend ſchöne Gürtelbänder herab. Offenſtehende Käſtchen ließen den Glanz von zahlloſen goldenen Ringen, Schnallen, Brochen,

Ketten, Armbändern und Nadeln ausströmen. Geöffnete Etuis mit reichen Diademen, Schlössern, Ohrgehängen, Halsbändern und noch anderen Schmuck bedeckten den übrigen Raum, und eine Fluth der schönsten Pariser Rosen, Maiblumen und hundert anderer Kinder des Lenzes, bald zu Kränzen, Kronen und Guirlanden vereint, bald zerstreut, mit kunstvollen Gold- und Silberblättern umringt, bedeckten im schönsten Farbenspiel den Tisch. Dabei standen mehrere große Karton's, deren Deckel, bunt zusammen und übereinander geworfen, ein Gewirr von reichen Kleidern, köstlichen Stickereien, Kragen und Taschentüchern, und die ganze zahllose Abwechslung im Putze einer eleganten Dame zur Schau legten. Ueber die Lehne des Sopha's hingen mehrere rosagefärbte Seidentricots, blendend weiße, weite Röckchen waren darüber geschlagen, ein Haufen weißer und rother Seidenstrümpfe füllte die Ecke, und in der andern lagen mehr als zwanzig Paar feiner Seidenschuhe, um die dünnen Sohlen zusammengerollt und mit den leichten Bändern zusammengeknüpft.

Vor dem Grafen O...y stand ein gedecktes Tischchen mit einem zierlichen Geschirr vom feinsten Porzellan à vermeille, einem silbernen, vergoldeten Besteck, einem silbernen, reich verzierten Becher und einem silbernen Armleuchter, auf welchem drei Wachskerzen flammten.

So sah mein Zimmer aus, romantisch wie das einer allgebietenden Theaterprinzessin; und wahrlich, es kam nur auf meinen Willen an, um alle Schätze Europa's und Indiens in meinem Gemache aufgehäuft zu sehen. Wo sollte ich, die unstäte, wandernde Künstlerin, mit allen diesen schönen Sachen bleiben, die von Ort zu Ort zu bringen ich eines ganzen Hauses bedurft hätte?

Ich streifte jetzt meine Theatergarderobe ab und schlüpfte

in einen gemächlichen Hausrock, so nahm ich an der Seite meines Freundes Platz.

Der Graf O...y war ungemein zärtlich. Er lös'te die Nadeln, welche mein Haar hielten, und amüsirte sich damit, meine lange Flechten niederfallen zu lassen.

Ich entwand mich seinen verliebten Spielereien und war mit einer Pirouette bei meinem Körbchen, dessen Inhalt ich untersuchte.

Lola, rief der Graf mit einem leisen Vorwurf, können diese Dinge, können diese, wenn auch noch so reichen Geschenke, Werth für Sie haben? — Können Sie mich ihretwegen auch nur einen Augenblick vergessen?

O, lassen Sie mich doch, mein Freund, die Thorheiten, die ich nach meinen Vorstellungen in meinem Körbchen finde, ergötzen mich außerordentlich. Warum soll ich die Geschenke reicher Narren zurückweisen, die ich so ungemein billig eintausche. Genügt nicht ein Lächeln, oft das Hinreichen einer Fingerspitze, oft ein Wort, ein Blick, ein Kuß höchstens auf meinem Arme? Haben mich alle diese Schätze, welche Sie hier sehen, mehr gekostet? Würde ich je mehr darum geben?

Mit diesen Worten begann ich mein Körbchen zu untersuchen. Das Erste, welches mir in die Hände fiel, war ein köstlich gearbeiteter goldner, mit werthvollen Steinen besetzter Vergißmeinnichtstrauß.

Lola, sagte der Graf, indem er zu mir hintrat, mir das Körbchen aus den Händen nahm und mich wieder zu sich aufs Sopha zog, machen Sie es denn anders mit mir, als mit allen Andern? — Jenen bewilligen Sie ein Lächeln, eine Fingerspitze, und was gestatten Sie mir? Mir, den Sie Ihren lieben, Ihren besten, Ihren einzigen Freund nennen? Lassen Sie mich nicht vergebens schmachten, und ist etwas Anderes

als ein Lächeln, ein Händedruck, die Antwort auf meine heißen glühenden Empfindungen?

Mein lieber Freund, sagte ich lächelnd, lassen Sie mich immerhin bei meiner Handlungsweise verharren. Ich liebe Sie, ich habe Ihnen das oft genug gesagt, was wollen Sie mehr?

Sie lieben mich? rief der Graf. Besteht denn eine wahrhafte Liebe in der Versicherung? Die platonische Liebe ist eine Sage, ein Mährchen, ich glaube nicht daran.

Ich weiß wohl, daß es Euch Männern recht schwer wird, an eine platonische Liebe zu glauben, versetzte ich. Ihr sucht in der Liebe die Befriedigung des Sinnlichen, den Genuß, Ihr könnt nicht glücklich sein, Ihr wähnt Euch nicht am Ziele ohne ihn. Ihr macht aus der Liebe eine Thorheit, die zum Laster und zur Gemeinheit führt.

Aber wie soll ich Sie denn lieben, theure Lola? fragte der Graf, indem er mich umschlang und an seinen pochenden Busen preßte, soll ich Sie lieben, wie ein Freund? — Sagen Sie mir doch, eigensinniges, launenhaftes Kind, wie Sie selbst das anfangen wollen?

Wie ich es angefangen habe, mein Freund, versetzte ich. Ich küsse Sie, ich herze Sie, ich fühle mich glücklich, wenn mein Haupt auf Ihrem Schooße ruht, glücklich, wenn mein Herz an Ihrem Herzen pocht, ich liebe Sie, Sie mich, ist das nicht genug?

Der Graf sah mich mit seinem großen Feuerauge düster an, dann sagte er seufzend:

Was werden Sie noch aus mir machen, Lola, aus mir, dem keine Opfer für Sie zu groß sein werden!

Kein Opfer zu groß? rief ich. Und welche Opfer würden Sie groß nennen, mein lieber Alexander?

Fordern Sie! Fordern Sie! rief er leidenſchaftlich, wie ehemals der Prinz von Kaboul.

Ich fordere die Ehe! verſetzte ich.

Die Ehe? rief der Graf erſtaunt. Sind Sie nicht eine Verächterin der Ehe?

Ich habe Ihnen niemals geſagt, daß ich die Ehe verachte, entgegnete ich, ich verachte ſie nicht abſolut, ich verachte ſie nur als eine privilegirte und legale Form für alle Entweihungen der Liebe. Ich verachte es nicht, die rechtmäßige geliebte Frau eines Mannes zu werden, der mich heirathet meiner ſelbſt wegen.

Der Graf O...y verſank in ein tiefes Sinnen. Einen Augenblick ſchien er unentſchloſſen zu ſein und mit ſich zu kämpfen, dann ſagte er mit feierlicher Stimme:

Sie wiſſen, Lola, welchen Stand ich meiner Mutter gegenüber habe, Sie wiſſen — — —

Hier ſtockte der Graf.

Ich weiß, fuhr ich fort, daß Sie verlobter Bräutigam einer Dame ſind, die mit Ihnen gleichen Rang, gleiches Vermögen hat. Ich weiß, daß Ihre Mutter dieſe Verbindung um jeden Preis durchſetzen will.

Wie, Sie wiſſen? rief der Graf erſtaunt.

Wie ſollte mir unbekannt ſein, was die ganze Stadt weiß?

Aber ich werde ſie nicht heirathen, niemals! rief O...y. Hören Sie mich, Lola! Sie ſollen mein ſein und ſtemmte ſich die ganze Welt dagegen.

Nicht doch, mein Guter, verſetzte ich, heirathen Sie in Gottes Namen immer Ihre Gräfin, ich verlange ſo große Opfer nicht, wie Sie es zu nennen belieben, ich will Ihnen dieſe Opfer erſparen, Ihren hochgräflichen Stammbaum zu beflecken.

Lola! Sie ſpotten meiner! rief der Graf.

Ich ſpotte nicht, mein Freund, es iſt mein vollkommner Ernſt, heirathen Sie immer zu. Was hindert uns denn, noch die guten Freunde zu bleiben, welche wir bisher waren?

Der Graf O...y gebehrdete ſich wie ein Verzweifelter, als ich ihm dies ſagte. Er warf mir vor, daß ich für ihn keine Liebe empfinde, daß ich ihn elend und unglücklich gemacht habe, und das Alles, weil ich ihn in der That nicht unglücklich machen wollte. Er verließ mich zürnend, aber ich wußte wohl, daß er wiederkommen würde. Ich ließ ihn ruhig gehen.

Dreiundachtzigſtes Kapitel.

Die Gräfin.

Ein Beſuch bei der Gräfin O...y. — Das Anerbieten. — Ausweiſungs-Mandat vom Fürſten Paskiewitſch. — Ein Urtheil über Tänzerinnen. — Rußlands Sonne.

Am andern Tage erhielt ich eine merkwürdige Einladung. Die Frau Gräfin O...y ſchickte mir einen Bedienten und Ihren Wagen, und ließ mich auffordern, Sie ſofort zu beſuchen. Ich war gar nicht geneigt, dieſem Befehle Folge zu leiſten, und wollte ſchon den Bedienten abfertigen, welcher über dieſe Mißachtung des gräflichen Gebotes ſehr erſtaunt ſchien. Aber die Neugierde, die Mutter Alexanders und ihr Anliegen kennen zu lernen, gewann doch bei mir die Oberhand, ich machte raſch Toilette und ſtieg in den Wagen.

Mit der Arroganz einer Dame, welche ihrer großen Ueberlegenheit ſich bewußt iſt, und die da glaubt, ein Blick würde genügen die Tänzerin zu Boden zu ſchleudern, muſterte mich die Gräfin, dann ſagte ſie mit vornehmem Tone:

Näher, wenn ich bitten darf.

Ich trat der anmaßenden Frau dicht unter die Augen. Wahrlich, dieſe Dame beluſtigte mich außerordentlich.

Was steht zu Dienſten? fragte ich ſie mit einem ſpöttiſchen Lächeln, welches die gute Frau ein wenig aus der Faſſung zu bringen ſchien.

Wir haben ſehr viel mit Ihnen zu ſprechen, ſagte die Gräfin.

Dann erlauben Sie mir, mich ſetzen zu dürfen, entgegnete ich, und der Oheim Alexanders, welcher bei dieſer ſonderbaren Unterhaltung zugegen war, rückte mir ein Taburet hin.

Sie haben ein Verhältniß mit meinem Sohne, ſagte die Gräfin nach einer Pauſe.

Der Graf findet es für gut, mich zuweilen zu beehren, verſetzte ich lächelnd.

Ich habe das mit Bedauern gehört, verſetzte die Gräfin, ich will auf ſeine Handlungsweiſe nicht näher eingehen, indeß muß ich Ihnen ſagen, daß mein Sohn im Begriffe ſteht, ſich zu vermählen.

Davon habe ich gehört, verſetzte ich, und ich habe ihm Glück dazu gewünſcht.

Sie ſehen wohl ein, fuhr die Gräfin fort, daß die Beſuche meines Sohnes jetzt aufhören müſſen.

Das hängt ganz von Ihrem Sohne ab, verſetzte ich ruhig.

Ich hoffe, fuhr die Gräfin fort, daß Sie das Glück und den Frieden meines Sohnes nicht ſtören werden, daß Sie nicht aus Eigennutz ferner eine Neigung begünſtigen werden, die für meinen Sohn doch nichts anderes als die Befriedigung eines flüchtigen Reizes ſein kann.

Das Wort Eigennutz, welches die Gräfin beſonders hart betonte, erfüllte mich mit dem höchſten Unwillen. Ich erhob mich zornig und fragte ſie, wer ihr das Recht gäbe, mich hierher zu rufen und mich zu beleidigen. Ich ſagte ihr, daß ich es unter meiner Würde hielte, ihr mehr zu antworten, aber

ich wolle ihr nur ſagen, daß es von mir abhinge, den Namen ihrer Tochter zu tragen, wenn ich überhaupt darauf Anſprüche machte, ihre Verwandtin zu ſein.

Als ich dieſes mit Entrüſtung ausgeſprochen hatte, wandte ich mich der Thüre zu; die Gräfin wollte mich zurückhalten und noch einmal die Unterhandlung mit mir anknüpfen. Ich warf ihr einen verächtlichen Blick zu. Der Oheim des Grafen ereilte mich, erfaßte meine Hand und ſagte in tiefſter Bewegung:

Bei der großen Theilnahme, die ich für Sie hege, thun Sie, warum Sie die Gräfin erſucht. Fordern Sie, was Sie wollen, nur brechen Sie das Verhältniß, in welchem Sie zu meinem Neffen ſtehen, und wenn es nicht anders möglich iſt, verlaſſen Sie Warſchau. Seien Sie verſichert, Sie nehmen den innigen Dank einer ganzen Familie mit.

Ich kann Warſchau nicht verlaſſen, verſetzte ich, ich bin durch Pflichten hier gebunden.

Wir werden ſie löſen können, verſetzte der alte Graf.

Ich habe keine Urſache, dies zu wünſchen, verſetzte ich.

Gehen Sie, ſagte der Graf, thun Sie es um unſerer Aller und Ihretwillen, denn glauben Sie, wir haben im letzten Falle Mittel, Sie wider Ihren Willen von hier zu entfernen.

Das glaube ich wohl, verſetzte ich, es wird an Ihrem guten Willen und an ihrer Macht, ihn auszuführen, nicht fehlen, indeß ich will es abwarten.

Mit dieſen Worten verließ ich das gräfliche Haus.

Am ſelben Tage beſuchte mich, wie ich vorausgeſehen, der Graf O...y wieder. Wir waren Beide, als wäre zwiſchen uns nichts vorgefallen, und ich erzählte ihm den merkwürdigen Auftritt, von dem ich ſo eben zurückgekehrt war und von

dem er nicht das Geringste wußte. Meine Erzählung erbitterte ihn auf's Höchste. Er schwor hoch und theuer, daß er die Pläne seiner Familie zu Schanden machen würde, und entfernte sich eiligst mit der Versicherung, bis zum Abend zu mir zurückzukehren.

Der arme Alexander! Ich sah ihn in Warschau nicht wieder.

Denn bald nachdem er mich verlassen hatte, trat ein Polizei-Beamter bei mir ein und überbrachte mir vom Fürsten-Statthalter einen Befehl, Warschau binnen 24 Stunden zu verlassen.

Weshalb mir dieser Befehl wurde, hatte man nicht die Güte mir zu sagen.

Doch wozu auch? Ich wußte ja den Grund. Ich war der Familie O...y, welche beim Fürsten-Statthalter in großem Ansehen stand, mißliebig geworden, und die Warschauer Polizei betrachtete mich außerdem nicht mit allzugünstigem Auge, da es mir, an die Freiheit Indiens, Englands und Frankreichs gewöhnt, ganz unmöglich war, gegen die mehr als rigorosen Polizeigesetze der Warschauer Polizei nicht zu verstoßen.

Ich mußte also dem Befehle folgen und verließ noch am selben Abende, ohne O...y zuvor zu sprechen, die unglückliche Hauptstadt eines Landes, welches unter dem Scepter eines strengen und energischen Fürsten nichts mehr ist, als eine russische Stadt, kalt, still, starr und eisig.

Ein Warschauer Journal aber, welches mich früher, wie ich mitgetheilt, mit seinen Lobeserhebungen überschüttet hatte, wußte, nachdem ich Warschau so plötzlich, und, wie nicht geheim blieb, auf Veranlassung des Fürsten-Statthalters ver-

lassen hatte, nichts Eiligeres zu thun, als mir folgenden Journalisten-Fußtritt nachzusenden:

„So viel wir hören, hat die Tänzerin Lola Montez unser Theater quittirt und ist schon von hier abgereist.

In Folge dieser sonderbaren Erscheinung auf unsern Brettern erlaube ich mir folgende Bemerkung über ähnliche moderne Tänzerinnen und deren Kunst zu geben.

Die Charaktertänze der Alten suchen wir vergebens in den kostbaren Balleten unserer Zeit. Auf den Spitzen der Zehen zu tanzen oder in Pirouetten auf Einem Fuße wie ein gejagter Kreisel sich zu drehen, darin besteht die ganze Kunst asthmatischer Tänzer und verliebter Tänzerinnen, die mit hochroth getünchten Wangen den Zuschauern holdselig entgegen lächeln und gleich darauf hinter den Coulissen halbohnmächtig der Dienerschaft in die Arme fallen. Immer und immer leiht die Liebe ihren Namen, und dieses abgedroschene Kapitel wird mit hohler Einförmigkeit bis zum Ekel wiederholt. Schwerter- und Schleiertänze, Märsche, Gruppen mit Pyramidalerhöhungen erscheinen als verschönernde Zugaben, und bengalisches Feuer bezeichnet den Werth des Ganzen: mehr Rauch, als Feuer!

An dem Anblicke der rechtwinkligen Dreiecke der hochgeschätzten Tänzerinnen im Pirouettenkreisel mögen sich Gymnastalschüler und andere Wüstlinge ergötzen, jene mit wissenloser Neugierde, diese mit seufzervoller Erinnerung an eine nie wiederkehrende Zeit, die blöden Augen mit Doppelbrillen und darauf gestellten achromatischen Operngucken bewaffnend, doch den ge-

bildeten Mann von geläutertem Geſchmack werden ſolche Gliederverdrehungen und Gaukeleien niemals anſprechen, noch weniger feſſeln.

Die vom Ballete ſehr verſchiedenen, eigentlichen Pantomimen, wenn ſie originelle Intriguen geiſtvoll behandeln, erregen Intereſſe, unterhalten durch den Wechſel der Erſcheinungen, und geſtalten ein Ganzes, ohne durch die Einförmigkeit der Ballete zu ermüden und durch unnatürlichen Gebrauch der Glieder züchtige Augen anzuwidern. Damit will ich keineswegs die Pariſer Streck-Ordonnanz vertheidigen, welche die allzukurzen Röckchen der niedlichen Tänzerinnen verlängert und dadurch den Wunſch angeregt hat, ſich außerhalb der Bühne von der Nothwendigkeit und dem Zwecke dieſer Jeſuitenmaßregel mit eigenen Augen gemächlicher zu überzeugen."

Ich glaube, der Herr, der dieſes alberne Zeug niedergeſchrieben, hat ſehr darnach geſtrebt, ein holdſeliges Entgegenlächeln von mir zu gewinnen, und dieſes ſo lange als das größte Glück, das ihm begegnen könnte, betrachtet, bis gewiſſe Perſonen, die in Warſchau faſt ſo mächtig wie der liebe Gott ſind, es gerne ſahen, daß ich ging.

In Warſchau richten ſich alle Köpfe nach Einem.

In Warſchau giebt es nur einen einzigen Willen.

Der Kaiſer iſt Rußland, oder, was daſſelbe iſt, Polen, der Fürſt-Statthalter iſt der Kaiſer — die Polizei iſt der Fürſt-Statthalter — Alles in Allem iſt die Regierung, und die Regierung iſt das mächtig gefürchtete, beneidete und von allen Seiten angefeindete Rußland.

Ich war begierig dieſes Rußland noch näher an der Quelle, in ſeiner Reſidenz, in Petersburg, kennen zu lernen.

Ich machte mich alſo dahin auf, nach dem kalten eiſigen Lande, wo aber eine Sonne glänzt, welche alle andere Geſtirne verdunkelt, eine Sonne, welche, ſo vergänglich ſie auch iſt, Wunderdinge verrichtet, welche ſechszig Millionen Menſchen Licht und Leben giebt, und welche, von Wolken des Anmuthes umhüllt, Tod und Verderben droht, welche Europa, welche die ganze Erde um ihre Zukunft erzittern macht.

Dieſe Sonne iſt der Kaiſer von Rußland.

Vierundachtzigſtes Kapitel.

St. Petersburg.

Weg von Strelna. — Im Hotel. — Der Prinz L... w und der Graf B... u.

Von Warſchau nach Petersburg iſt keine intereſſante Reiſe. Es iſt weit angenehmer, ſich von Wilden im Palankin forttragen zu laſſen, als mit dieſen trägen ruſſiſchen Poſtillonen zu reiſen, die entſetzlich langweilig, phlegmatiſch und grob ſind, und nichts Anderes verſtehen, als zu rauchen und die Hände zum Empfang der Trinkgelder unaufhörlich zu öffnen oder zu einem Fluche zu ballen, wenn etwas nicht nach ihrem Wunſche ausfällt.

Nur von Strelna aus wird der Weg intereſſant, und man ahnt, daß man ſich der ruſſiſchen Hauptſtadt nähert, der Weg nach Petersburg iſt meilenweit mit reizenden Landhäuſern beſetzt, welche alle die Ausſicht auf das Meer oder auf einen Arm des Meeres haben. Von der Landſtraße ſind dieſe Landhäuſer durch Gärten getrennt, deren Hauptzierden die Birken ſind, welche mit ihren ſchneeweißen Stämmen und dem blaſſen Grün ihrer Blätter einen pittoresken Abſtich zu den dunkeln Fichtenbäumen bilden, die, wie ſie, keine Fremdlinge in dem

kalten Lande ſind. Alle dieſe Landhäuſer ſind in dem verſchiedenartigſten Style erbaut. Hier erhebt ſich in der Mitte eines großen Raſenplatzes ein zierlicher griechiſcher Tempel, dort eine chineſiſche Pagode, rundum mit ſilberhell erklingenden Glöckchen behangen, auf jener Seite ſieht man ein Schweizerhaus, das unter der einfachen Außenſeite einer Bauernwohnung alle Verfeinerungen des Luxus, alle Verzierungen fürſtlicher Pracht birgt. Ihm gegenüber blickt eine italieniſche Villa aus blühenden Gebüſchen hervor und bildet einen reizenden Gegenſatz zu jenem gothiſchen Schloſſe mit den vielen geſchnörkelten Thürmchen, das in ihrer Nähe liegt. In ungeheuer großen Treibhäuſern reifen in dieſen Gärten, für die der Frühling nur ein flüchtiges Lächeln hat, die Früchte milderer Zonen, und ſchmücken in verſchwenderiſcher Fülle die Tafeln der ruſſiſchen Großen.

St. Petersburg iſt unbedingt eine der ſchönſten Städte Europa's, es iſt eine Stadt, in der Alles nach einem großartigen Maßſtabe angelegt iſt. London und Paris erſchienen mir gegen dieſe Reſidenz wie eine Bretterbude gegen einen Palaſt, oder wie eine Trödelbude gegen einen glänzenden Salon. Man erkennt es in Petersburg augenblicklich, daß man in einem mehr aſiatiſchen als europäiſchen Reiche iſt.

Dieſes unermeßliche Reich, das den neunten Theil der bewohnten Erde in ſich faßt, auf der einen Seite China, auf der andern Seite Brandenburg zum Nachbar hat, in dem mehr als hundert Nationen an funfzig Sprachen ſprechen, das Rennthier und das Kameel zu Hauſe ſind, zählt trotz ſeiner immenſen Ausdehnung kaum die doppelte Einwohnerzahl Frankreichs, von Meeren, Eisfeldern und Wüſten, oder von ſchwachen Staaten umgeben, ruht es in ſtolzer Sicherheit, nur zugänglich von einer Seite, die aber mehr zum Ausgang als zum

Eingang offen ist. Durch das breite Thor, das die Natur in seine geschlossenen Grenzen gebrochen, ist der Weg ihm gegen den lieblichen, reichen und milden Süd gezeigt, nach dem der Nordländer von jeher lüstern war. Die Einwohner roh, abgehärtet, genügsam und unterwürfig der Macht, die ihnen zu gebieten hat, führen den Krieg leichter und angenehmer, als solche, welche die weichlichen Genüsse des Lebens kennen. Zur Unwissenheit im Volke, das keinen eigenen Willen hat, gesellt sich die höchste Bildung im Kabinette, zur größten Tauglichkeit des Werkzeugs, also das größte Geschick des Meisters, der es braucht. Freilich sind die Einwohner geschieden durch Sprache, Religion und Lebensweise, aber sie alle verbindet der Gehorsam, das gleiche Bedürfniß auf derselben Stufe der Kultur. Auch bildet das eigentliche Volk der Russen, von slavischer Abkunft, einen Kern von über 30 Millionen Menschen. Der Beherrscher, durch kein Gesetz gebunden, mit dem Ganzen nach Willkühr schaltend, steht über der Kirche wie über dem Staat, und hat die Waffen des Himmels und der Erde zugleich zu seinem Dienste. Die ganze Kraft des Reichs ist ungetheilt, und unter allen europäischen Staaten hat Rußland allein sich dieses Vortheils zu erfreuen.

Bis hierher hat der Geist der Neuerung den Weg noch nicht gefunden, und die russischen Völker, die weder das Bedürfniß einer andern Gesetzgebung und Verfassung kennen, noch ein Recht auf dieselben ahnen, stimmen in dem Glauben überein, daß der Kaiser ihnen der Stellvertreter Gottes auf Erden sei. — Hier giebt es weder Partheien noch Systeme, welche die Gesinnungen der Unterthanen theilen. Keine Revolution ist denkbar, als die, welche durch eine Gewaltthat des Augenblicks den Beherrscher wechselt; im Volke selbst aber und in seinen Verhältnissen zur Regierung wird dadurch nicht die ge-

ringſte Veränderung bewirkt. Ob Catharina, ob Paul, ob Alexander herrſche, iſt für das Reich daſſelbe; den ganzen Unterſchied macht des Fürſten Perſönlichkeit, ſo bedeutſam auch überall für das Glück der Völker, bei den gehorſamgewöhnten Ruſſen ohne Einfluß. Dieſer Umſtand iſt von der größten Wichtigkeit, und man kann in einer Zeit, wo die meiſten Staaten mit ſich ſelbſt im Zwiſte leben, wo eine neue Ordnung der Dinge gegen die alte ſich für einen Kampf auf Tod und Leben vorzubereiten ſcheint, ſich nicht oft genug daran erinnern. Rußland gehört noch ganz und ungetheilt dem alten Glauben von der Unfehlbarkeit des Regenten, von dem göttlichen Rechte des Abſolutismus.

Unter ſolchen Umſtänden iſt es leicht abzuſehen, was dieſer Rieſenſtaat vermag, was er in einer Zeit vermag, wo Zwietracht und Unzufriedenheit die Kraft faſt aller Völker ſpaltet und lähmt. Wahrlich, glücklicher können die Rollen für Rußland nicht vertheilt ſein, als ſie es jetzt ſind.

Man ſagt zwar, daß der gerade, der ungeheure Umfang Rußlands es ſchwerfällig und unbehülflich mache, und daß, je weitſchichtiger ſeine Länder, je zahlreicher ſeine Völker ſeien, deſto gewiſſer und ſchneller die disperaten Theile ſich von einander löſen würden. Das iſt aber nur geſagt. Rußland hat noch nichts mit den Reichen gemein, die unter ihrer eigenen Schwere zuſammenbrechen. Der Ausſpruch eines bekannten Staatsmannes, daß Rußland ein Koloß von Erz mit Füßen von Thon ſei, iſt zwar witzig, aber durchaus nicht zutreffend. Wenige Staaten in der Welt mögen ſo feſt ſtehen und Europa mag auf ſeiner Hut ſein!

Doch genug von der Politik, obwohl man jetzt nicht gut an Rußland denken und von Rußland ſchreiben kann, ohne unwillkührlich auf dieſen Gegenſtand zu kommen, und ich muß

gestehen, daß es mir schwer wird, von diesem so ernsten und großen Gegenstande zu meiner kleinen Person herabzusteigen.

Es war in der Mitte des Monats Juni, als ich in Petersburg ankam.

Die Großen und Reichen hatten sich auf ihre Güter, in ihre Landhäuser zurückgezogen, die Stadt war öde, menschenleer und stumm.

Diese Stille in dieser unermeßlichen großen Stadt machte auf mich einen sehr peinlichen Eindruck.

Es kam mir vor, als durchstriche ich die vereinsamten, leeren Säle eines ungeheuren Palastes.

Die asiatischen Trachten der meisten Bewohner der Stadt Petersburg gaben dieser einen ganz eigenthümlichen Ausdruck.

Ich stieg in einem der ersten Hotels ab.

Nachdem ich mich umgekleidet hatte, ging ich in den Speisesaal, um doch mit Menschen in Berührung zu kommen, mit denen ich mich unterhalten konnte, denn es ließ sich vermuthen, daß die dort versammelten Gäste der französischen Sprache mächtig waren, welche fast alle Gebildeten in Rußland sprechen.

Als ich in den Saal trat, fand ich eine nicht unbedeutende Anzahl Fremder aus den höhern Ständen, darunter auch einige Damen.

Aller Blicke richteten sich auf mich, und es trat eine augenblickliche Stille ein.

Die Herren flüsterten mit einander, und ich bemerkte, daß ich der Gegenstand ihrer leisen Unterhaltung war.

Ich nahm Platz, und eine ältliche Dame, welche neben mir saß, knüpfte bald ein Gespräch mit mir an und theilte mir einige Notizen über die Anwesenden mit.

Zwei junge Fremden interessirten mich am meisten.

Es waren der Prinz L....w und der Graf B...u.

Sie waren Beide noch unverheirathet, jung, unermeßlich reich und lebensluſtig.

Sie ſtanden am Fenſter, ſprachen heimlich miteinander und wandten keinen Blick von mir ab.

Endlich ſetzten ſie ſich ebenfalls nieder und nahmen mir gerade gegenüber Platz.

Die Unterhaltung am Tiſche wurde bald allgemein und lebhaft, und meine Vis à vis kamen auf meine Anregung ſehr bald auf ein Thema, welches mich vorzugsweiſe intereſſirte.

Wir ſprachen vom Theater.

Ich erkannte bald, daß ich hier ein ſehr günſtiges Terrain für mich finden würde, aber auch, daß ich hier die Sommermonate vergehen laſſen müſſe, ehe ich an ein gutes, erfolgreiches Engagement denken könne.

Das war mir allerdings ſehr unangenehm, ich verſprach mir keine große Sommervergnügungen von Petersburg, indeß ich war einmal hier und beſchloß zu bleiben.

Und im Grunde, tröſtete ich mich, wird es dir auch in dieſer Kaiſerſtadt nicht an Zerſtreuungen aller Art fehlen, die Herren werden ſchon dafür ſorgen, daß ich etwas zu lachen, zu ſehen und zu denken bekomme. Iſt nicht eine Frau, die ſich zu bewegen weiß, überall zu Hauſe? — Gehört den Künſtlerinnen nicht die Welt? Finden Sie nicht überall ein Vaterland?

Ubi bene ibi patria, ſagt der Lateiner, und beſonders gilt dies von der Kunſt, warum ſollte es mir in Petersburg ſchlechter als in Paris und London gehen?

Alſo warten wir gelaſſen ab, bis der Hof hier wieder glänzen, bis die kaiſerliche Sonne hier wieder ſcheinen wird,

vielleicht trifft mich einer ihrer Strahlen. Was vermag diese kaiserliche Sonne nicht?

Sie hat im rauhen Norden ein Paradies geschaffen, ich glaube, wenn sie ernstlich wollte, könnte sie dasselbe in Sibirien, und es ist wahr:

Wo diese kaiserliche Sonne ihre Gnadenblicke nicht fallen läßt, kann in Rußland nichts gedeihen.

Also warten wir auf den Winter — dieser Sonne wegen.

Vorläufig werden wir uns mit dem Grafen B...u und dem Prinzen L...w ein wenig unterhalten, denn diese beiden Herren waren auf dem besten Wege, sich darüber zu streiten, wer von ihnen meine kleine Person zuerst in Beschlag nehmen sollte.

Graf B...u bot mir an, am andern Tage von seiner Loge Gebrauch zu machen, und bat sich die Erlaubniß aus, mich in seiner Equipage abholen zu dürfen.

Ich sagte zu.

So war also wieder ein Anbeter gefunden, und ich hatte mich wohl zu hüten, ihn nicht zu einem Liebhaber werden zu lassen, denn der junge Mann schien auf dieses Ziel gerades Weges loszustürmen.

Gut, mag er es versuchen, dachte ich, es kömmt Alles auf mich an.

Und ich? — — Ich war noch gar nicht in ihn verliebt.

Fünfundachtzigſtes Kapitel.

St. Petersburg.

Graf B...u verabſchiedet ſich. — Der Prinz L...w. — Petersburger Theater. — Hammer und Ambos.

Am andern Tage holte mich der Graf B...u, wie er verſprochen hatte, in ſeiner Equipage ab

Ich beſuchte das Alexandrinen-Theater, das an innerer und äußerer Pracht nicht nur keinem andern Theater in Europa nachſteht, ſondern ſie alle übertrifft.

Petersbnrg hat vier Theater. Das deutſche und franzöſiſche Theater iſt minder glänzend von außen, aber im Innern eben ſo prächtig wie das Alexandrinen-Theater ausgeſtattet. Dekorationen, Maſchinerien und Koſtüme laſſen überall nichts zu wünſchen übrig. Das Ballet iſt vortrefflich ausgeſtattet, ich habe nirgends ein beſſeres geſehen. Drama und Trauerſpiel haben mich aber ſehr wenig angeſprochen, die ruſſiſche Nationalliteratur iſt arm an Erzeugniſſen, und die Ueberſetzungen, obwohl ſie nicht ſchlecht ſein ſollen, kränkeln doch durch die ſtrenge Cenſur, welche der Ueberſetzer, um ihnen ruſſiſches Bürgerrecht zu verſchaffen, daran ausüben muß. Man kann ſich wohl denken, wie z. B. ein Don Carlos, in's Ruſſiſche

überſetzt, ausſehen muß. Der Marquis Poſa iſt nicht wieder zu erkennen. Die üppigſten Geſtaltungen werden am meiſten verſtümmelt und ſomit das Ganze krüppelhaft gemacht, verliert alle Originalität, alle poetiſche Friſche. — Natürlich muß das auf die Darſtellung eine üble Rückwirkung äußern. Die Schauſpieler ſind nicht ſchlecht, ſie leiſten das Mögliche, aber ſie copiren höchſtens, ihr Spiel entbehrt aller tiefern, innern Wahrheit, alle Kunſt wird auf die Aeußerlichkeit verwandt, und ſomit verſchwindet alle Illuſion. Die Bretter ſpiegeln nicht das Leben ab, geben nicht die Welt wieder, es iſt Spiel und weiter nichts. Die franzöſiſchen Poſſen und Luſtſpiele ſind ſehr beliebt und beſucht, die Franzoſen verſtehen es meiſterhaft, die Erzeugniſſe ihrer heimiſchen Literatur hier zu acclimatiſiren.

Am traurigſten ſchien es mit der deutſchen Truppe zu gehen, ihre Leiſtungen ſind nicht bedeutend, und trotz der großen Anzahl Deutſcher, die in Petersburg wohnen, die unbeliebteſte und wenig beſuchteſte. Ueberhaupt erhält das franzöſiſche Element hier überall einen großen Vorzug vor dem deutſchen. So verhaßt auch die franzöſiſchen revolutionären Ideen ſind, die franzöſiſche Sitte, franzöſiſche Bildung beherrſcht die höhern Stände, und man muß geſtehen, ſo tief auch der gemeine Mann in Rußland ſteht, die höhere Klaſſe hat eine Politeſſe, wie man ſie kaum in den engliſchen und franzöſiſchen Zirkeln findet.

Am beliebteſten ſind die Opern, und auf ihre glänzende Ausſtattung wird ungemein viel Werth gelegt.

Uebrigens herrſcht, was mich wohlthuend berührt hat, in den Petersburger Theatern überall ein ſehr gemeſſenes und anſtändiges Benehmen. Allerdings erſcheint dies nicht ſehr wunderbar, wenn man die vielen Polizei-Uniformen ſieht, von denen die Theater bei jeder Vorſtellung angefüllt ſind.

Man sieht in den Theatern wenig Bänke und nur ein Parterre, welches überall einen sehr kleinen Raum einnimmt. Die andern Plätze sind mit sehr bequemen Lehnsesseln besetzt. Die Logen des ersten Ranges werden nur von den höchsten Ständen eingenommen, und wehe dem Eindringlichen, der sich hierher verirrt. Er wird so lange gemustert und dient zur Zielscheibe beißender Ironie, bis er es selbst für sehr unbequem hält, hier länger zu verweilen, und den angemaßten Platz verläßt, um im Parterre seinen Aerger zu vergessen.

Alle diese Aeußerlichkeiten interessirten mich weit mehr, als das Stück. Es giebt überhaupt in Petersburg so viel zu sehen, daß man trotz aller Einförmigkeit, welche in dieser kolossalen Stadt herrscht, wenigstens in den ersten Wochen nichts von Langweile empfindet. Graf B...u hatte sich erboten, mit mir die Stadt zu besichtigen und ich dieses Anerbieten dankbar angenommen. Ueberhaupt erkannte ich bald, daß ich mich in Petersburg ganz anders als in London und Paris oder in irgend einer andern außerrussischen Stadt der Welt einrichten mußte. Es ist hier fast unmöglich, anders zu leben, als Sitte und Gesetz vorschreiben. Wie in London die Armuth, so wird hier die Genialität und die Excentricität zum Verbrechen gestempelt. Es ist hier unumstößliches Gesetz, aus dem gewöhnlichen Gleise nicht herauszutreten, und namentlich den Frauen schreibt die Sitte eine sehr strenge Etikette vor. Da ich nun in Petersburg gewissermaßen noch Neuling war, so hatte ich mich sehr zu hüten, die Aufmerksamkeit der Polizei, die ohnehin jedem Fremden, wie Einheimischen, der sich nicht vorzugsweise der Gunst der kaiserlichen Günstlinge zu erfreuen hat, sehr lästig wird, zu erregen.

Es war mir daher nicht vergönnt, mich hier, wie ich in London und Paris so gerne that, so zu sagen, in's Leben, in's

Gewühl zu stürzen, schon deshalb nicht, weil beides in Petersburg gar nicht vorhanden ist.

Der Graf B...u brachte mich am Abende nach meinem Hotel zurück. Er glaubte, daß ich mich in der Sommernacht, die in Petersburg nicht dunkel wird, sehr langweilen würde und bot mir seine fernere Gesellschaft an.

Der Herr Graf war erstaunlich galant. Ich aber dankte.

Dann verlangte er, um besser schlafen zu können, von mir einen Kuß zum Abschiede.

Auch dafür dankte ich.

Der Herr Graf war sehr ungehalten über eine Sprödigkeit, die, wie er sagte, bei einer Tänzerin unerhört sei.

Ich konnte mich nur mit Mühe vor seinen Attentaten schützen und bereute es schon, seine Begleitung angenommen zu haben.

Er verließ mich schmollend und ich beschloß, am andern Tage mein Hotel zu verlassen und eine andere Wohnung zu miethen.

Glücklicher Weise besuchte mich der Graf B...u am andern Tage nicht wieder, er war schleunigst nach seinen Gütern gereist, auf denen er, wie ich hörte, wie ein Sultan lebte.

Trotz aller Bildung, welche im Allgemeinen in den höheren Ständen herrscht, giebt es doch auch sehr viele rohe und gemeine Menschen, deren Charaktere man mit ihren gräflichen oder gar fürstlichen Titeln nicht in Einklang zu bringen vermag.

Ich freute mich des Wüstlings ledig zu sein und empfing die Besuche des Prinzen L...w sehr gern, welcher zwar nicht besonders liebenswürdig, aber doch sehr gebildet war.

Auf seinen Rath nahm ich meine neue Wohnung in der Newski Perspective, der schönsten Straße in Petersburg, welche mit Palästen überfüllt ist. Freilich bot diese Straße, welche

ich in Bezug auf das Leben und Treiben daselbst mit den Linden in Berlin vergleichen möchte, in dieser Jahreszeit außer der großartigen Perspective, die sie eröffnet, nichts Sehenswerthes dar.

Ich richtete mich in meiner neuen Wohnung so gut es ging ein, denn das Einrichten hat für den Fremden in Rußland seine große Schwierigkeiten und an Gemüthlichkeit ist nicht zu denken. Der Fremde ist in Rußland besonders ein Gegenstand der Speculation, und bei dem dem Russen innewohnenden Schachergeiste hat man sich zu hüten, nicht auf jedem Tritte geplündert zu werden.

Die ganze Lebensklugheit, alle Moral dieses Volkes besteht darin:

Sei geduldiger Ambos, wo Du es sein mußt, und Hammer, wo Du es sein kannst.

Getreten werden und wieder treten, das ist das Princip aller Reußen.

Schlauheit, Hinterlist, Geschmeidigkeit, Treulosigkeit, das sind die Ingredienzien des Charakters eines Volkes, das vom letzten Leibeigenen bis zum Kaiser hinauf Sklave ist.

Zu schachern, zu übervortheilen, sich gegenseitig zu rupfen, das ist die einzige Freiheit, welche der Russe hat, oder vielmehr, welche er sich nehmen darf.

Der allmächtige, allgewaltige Herr eines solchen Volkes — kann aber selbst nichts anders als ein Sklave sein, ein Sklave der Verdorbenheit einer Nation, welche die ausgezeichnetsten Fähigkeiten des jetzigen Regenten nicht zu heben vermag.

Der strengste Absolutismus ist die einzige Rettung eines Volks, welches ohne diesen in Räuberhorden auseinander fallen würde. — Es wird vielleicht erst anders werden, wenn sich

ein mächtiger, unabhängiger Mittelſtand emporgearbeitet haben wird, aber es hat bis dahin noch gute Wege.

Um das Volk in Petersburg kennen zu lernen, genügt es, die Märkte der Stadt zu beſuchen.

Es giebt deren zwei.

Der Doctor L...n, welchen ich in Paris kennen gelernt hatte, und mit dem ich in Petersburg zuſammentraf, hatte mich hierauf aufmerkſam gemacht.

Ich beſchloß alſo, mich dorthin zu begeben.

Als ich dem Prinzen L...w meine Abſicht mittheilte, malte ſich ein unverkennbares Entſetzen auf ſeinem Geſichte. Die Dinge, welche man dort ſieht und hört, meinte er, wären für jede anſtändige Dame unerträglich.

Ich verſtehe ja kein Ruſſiſch, verſetzte ich ihm, und ich brauche nichts zu ſehen, was mich beleidigt.

Sie werden, entgegnete mir der Prinz lächelnd, dieſe Dinge eben ſo bald verſtehen lernen, wie ſie die Worte **Sukin Suin** und **Durak** ſchnell kennen gelernt haben.

Dieſe beiden Ausdrücke bezeichnen nämlich Schimpfworte. Mit dem erſten, welches „Sohn einer Hündin" bedeutet, beehrt ſich das Volk gegenſeitig bei jedem Wortwechſel, das zweite, welches „alberner Menſch, Eſel" heißt, gebraucht beſonders der Höhere gegen den gemeinen Mann, man hört es ebenfalls ſehr häufig.

Ich glaube, daß man aus dem Reichthum von Schimpfwörtern und deren Anwendung die Bildungs- und Moralitätsſtufe eines Volkes ſehr gut kennen lernen kann. Ich habe nirgends mehr ſchimpfen und namentlich nirgends ekelhafter ſchimpfen gehört, als in Rußland.

In ſofern hatte der Prinz L...w ganz recht, daß es für

eine Dame ſehr unangenehm ſei, ſich auf dem Schtſchugin Dwor, dem ſogenannten Trödelmarkte, zu bewegen.

Die Deutſchen pflegen dieſen Markt noch anders zu benennen, wozu ſie wohl triftige Gründe haben mögen. *)

So wie der moraliſche, charakteriſirt auch der bürgerliche Schmutz den gemeinen Ruſſen, und man muß ſich in der That hüten, mit einem ſolchen bärtigen Halbwilden in zu nahe Berührung zu kommen.

Man erzählt ſich in dieſer Beziehung eine ſehr luſtige Anekdote.

Ein Bauer ſtreifte im Vorübergehen den Rock des Geheimſekretärs des Kaiſers. Dieſer ärgerlich, rief: Kannſt Du Dich nicht in Acht nehmen, Schwein? — Ach, verzeihe, Du haſt Recht, mein Väterchen, verſetzte der Bauer ſehr demüthig.

Das Wort Väterchen iſt eine ſehr gewöhnliche Benennung der höherſtehenden Perſonen, namentlich der Beamten, und in Rußland giebt es eigentlich nur Beamte und Leibeigene. Natürlich ändert dieſe naive, vertrauliche Anrede durchaus nichts in dem Verhältniſſe. Das Väterchen ſieht überall mit unnennbarer Verachtung auf das Söhnchen herab. Man geht ſehr fehl, wenn man aus dieſer patriarchaliſchen Anrede ein patriarchaliſches Leben ſchließen wollte. Wahrlich, das ruſſiſche Volk iſt nichts anderes als eine große Nation von Parias.

Mit dieſen Vorkenntniſſen des ruſſiſchen Nationalcharakters machte ich mich mit dem Doctor L...n auf unſere Wanderung.

---

*) „Schivoi-Rinok," Markt, welcher lebt, vielleicht von den vielen alten Pelzen, die hier zum Verkaufe ausliegen, und gewöhnlich Abkömmlinge ihrer vorigen Herrſchaft enthalten ſollen.

Sechsundachtzigstes Kapitel.

Tschto wam ugudno?

St. Petersburger Märkte. — Russische Polizei. — 50,000 Rubel. —

Wenn man den auf der Straße sich maschinenmäßig fortbewegenden Russen lebendig und regsam sehen will, so muß man nicht seine Vergnügungsorte aufsuchen, wo sich das Volk eben so still und todt bewegt, sondern seine Märkte, denn wie gesagt, nur wo er schachert ist der gemeine Russe lebendig. Das habe ich auf Sschtschugin Dwor erfahren.

Dieser Markt ist ein sogenannter Trödelmarkt, der seines Gleichen nicht in der ganzen Welt hat. Nirgend werden alle fünf Sinne zugleich in so unangenehme Thätigkeit versetzt wie hier. Eigenthümlich ist die Art, mit welcher die Buden-Inhaber sich die Kaufenden gegenseitig abspenstig zu machen suchen. Kaufen Sie bei mir, sagte der Eine ganz laut, daß es der Nachbar hören konnte, der dort ist ein Spitzbube, Sie werden ganz gewiß bei ihm betrogen.

Darauf wird dann von dem also Beleidigten mit einem „Sohn einer Hündin" und noch viel schlimmern Epithetons, von denen die Geschichte schweigt, geantwortet, was aber eben

ſobald mit einer freundſchaftlichen Umarmung und einem „Bruder" oder „Freund" endet.

Dem „Schiwoi Rinok" liegt der Goſtinoi Dor, der Fremdenmarkt gegenüber. Er liegt in der Newski Perſpective, gerade im Mittelpunkt der Stadt, und hat viele Aehnlichkeit mit dem Palais-Royal in Paris. Hier hallt das „tschto wam ugudno", welches ſo viel heiß als: Iſt nichts gefällig? beſtändig an meine Ohren. Alles iſt hier bunt durcheinander. Zwiſchen den Läden ſieht man Heiligenbilder, an denen Petersburg überhaupt reich iſt, und vor denen der gemeine Ruſſe ſtets ein Kreuz ſchlägt. Dieſe Heiligen ſehen ganz ſcheußlich aus, und man kann ſich des Nachts, zu welcher Zeit ſie zumeiſt durch Lampen erleuchtet ſind, wirklich vor ihnen entſetzen.

Ich habe das ſlaviſche Element nirgends ausgeprägter gefunden, als bei dieſen ſprechenden Ruſſen und ich konnte mich der Bemerkung nicht entwehren, daß die Griechen, als ſie Merkur zum Gott der Kaufleute und der Spitzbuben machten, nothwendig an einen Ruſſen gedacht haben müſſen.

So begierig ich war, in dieſer großartigen und äußerlich ſo ſchönen Stadt, Menſchen, Leben, Gedränge zu ſehen, ſo froh war ich dennoch, als ich aus dieſem Schachergedränge heraus war. Selbſt auf dem Jahrmarkte des kleinſten deutſchen Städtchens findet der Geiſt mehr Bewegung, mehr Unterhaltung als auf dieſen Petersburgern von Tauſenden durchwogten Märkten mit ihrem traurigen monotonen „tschto wam ugudno".

Als ich den Prinzen L...w wieder ſprach, neckte er mich auf alle mögliche Weiſe, über meine Manie, ruſſiſchen Plebs zu ſehen. Ich rächte mich dafür und machte mich weidlich über ſein Petersburg luſtig, mit ſeinen grabesſtillen Paläſten,

die voll Ungeziefer ſind, und ſeiner Polizei, mit welcher die Straßen gepflaſtert ſcheinen. —

Es iſt wahr, ſagte ich ihm dreiſt, der gemeine Ruſſe riecht ungemein nach Juchten, nach Brantwein und dergleichen unangenehmen Odeurs, aber ich habe bei ihm gerade ſehr viel ſchöne Köpfe gefunden, die mich für manches andere ſehr häßliche entſchädigte. Ein Gleiches konnte ich nicht von den Ruſſinnen ſagen, ſie ſind zwar ebenſo ſchmutzig, aber ungleich häßlicher als die Männer.

Uebrigens haben die Frauen in Rußland keinesweges eine untergeordnetere Stellung, als in irgend einem andern civiliſirten Lande, ich habe vielmehr die Frauen in ſehr vielen Häuſern das Kommando führen, und ſelbſt bei dem gemeinen Ruſſen alle Haus- und Küchenarbeit von den Männern verrichten ſehen. Die Frauen ſind auch bei den bemittelten Klaſſen in der Regel unweit gebildeter als die Männer, deren Sinn auf nichts anderes gerichtet iſt, als den meiſten Vortheil von ihrer allgemeinen Sklaverei zu ziehen.

Sie fügen ſich ohne Widerſtreben darin, Sklaven zu ſein und ihr ganzes Raffinement beſteht, wie geſagt, eben nur darin, die Sklaverei ihrer Mit-Sklaven beſtens auszubeuten.

Der Prinz L...w folgte mit vielem Intereſſe meinen Bemerkungen, doch nicht, ohne mich hundertmal zur Vorſicht zu ermahnen.

Ich wußte es wohl, daß man in Rußland entweder ſtumm ſein muß oder von nichts als unbedeutenden, alltäglichen Dingen reden dürfe, aber ich hatte doch wenigſtens geglaubt, in meinem Hauſe frei ſprechen zu können.

Was ich Ihnen ſage, iſt meine aufrichtige Meinung, um die Sie mich befragt haben, verſetzte ich dem Prinzen, Sie

werden doch der Polizei keine Mittheilungen darüber machen, selbſt wenn ich in Ihren Augen als Ketzerin erſcheine?

Fürchten Sie nichts von mir, verſetzte der Prinz mit einem ſehr liebenswürdigen Lächeln, ich würde ſelbſt als Kaiſer den von Natur ſo rebelliſchen Schönen die Zügel ſchießen laſſen, denn ich glaube nicht, daß ſelbſt eine Weibermonarchie dem Staate gefährlich werden könnte. Aber unſere Polizei hat lange Ohren, und es iſt immer beſſer, ſie glauben dieſe überall und ſelbſt in Ihrer Wohnung gegenwärtig.

Ich ſah mich prüfend in meinem Zimmer um, denn es wurde mir in der That ſehr unheimlich zu Muthe.

Haben die Häuſer etwa hohle Wände? fragte ich.

Das nicht. Aber die Polizei hat hohle Ohren, erwiederte der Prinz und meine Aengſtlichkeit ſchien ihn zu unterhalten.

Ich aber warf dieſe ſehr bald bei Seite und ſagte: Es hilft Ihnen nichts, Sie haben mir vergeblich Furcht gemacht und ich werde mich in meiner Behauſung an keine Polizei kehren, ſelbſt wenn dies Haus wie der Palaſt des Tyrannen Dyoniſius von Syrakus, nämlich wie ein Ohr, gebaut wär, und Ihre Polizei fortwährend ihre neugierige Ohren daran legte.

Und wenn Sie in Unannehmlichkeiten verwickelt würden, was würden Sie dann thun? fragte mich der Prinz ſcherzend.

Dann appellire ich an Ihren großen Kaiſer.

Prinz L...w lachte hell auf.

Warum erſcheint Ihnen das ſo lächerlich? fragte ich.

Wenn Sie mit unſerer Polizei in Conflikt kommen, verſetzte der Prinz, dann Gnade Ihnen Gott, es iſt nur ein Ding, das Ihnen vielleicht helfen kann, aber das auch nur allein — Geld.

Der Prinz hatte wohl Recht.

Die Bestechlichkeit der russischen Beamten ist weltbekannt, und ich glaube, Sie geht noch über den Ruf.

Es ist nicht möglich das Geringste zu erhalten, ohne mit einem goldnen Schlüssel die Thüren der Gerechtigkeit zu öffnen.

Ich sage: die Thüren der Gerechtigkeit, denn das, was man nach den ausdrücklichsten Gesetzen, nach seinem besten Rechte, zu fordern hat, ist niemals ohne große Opfer zu erlangen.

Ein russischer Beamter, der nicht für jeden amtlichen Dienst, für den er also besoldet ist, ein je nach den Umständen gewogenes Geschenk erhält, wird seinen Einfluß nur dazu gebrauchen, die rechtmäßigsten Ansprüche durch die gemeinsten Chicane todt zu machen.

Dies geht so weit, daß selbst die höchststehenden und einflußreichsten Personen zur Bestechung ihre Zuflucht nehmen müssen, um die Trägheit und den bösen Willen der Beamten anzuspornen.

Ich hörte über diese Böswilligkeit der Beamten, und die Art, sie zu besiegen, ein Factum, das mir verbürgt wurde.

Ein Fürst erbte ein ungeheures Vermögen, konnte aber auf keine Weise in dessen Besitz gelangen, weil die Angelegenheit verschleppt wurde und nicht aus der letzten Instanz herauskam. Der Fürst wurde endlich ungeduldig, nahm funfzigtausend Rubel in Staatsobligationen zu sich und suchte mit diesem eindringlichen Beweise seines guten Rechts den Beamten auf, von welchem der Schluß des Prozesses abhing.

Hier sind 50,000 Rubel, sagte er zu diesem, jetzt geben Sie gefälligst Acht. Ich weiß, daß es nur von Ihnen abhängt, meine Erbschaftsangelegenheit zu Ende zu bringen. Hier haben Sie die Hälfte von diesen 50,000 Rubeln, die andere Hälfte erhalten Sie, sobald die Sache geordnet ist.

Mit dieſen Worten riß der Fürſt das Papiergeld mitten voneinander und übergab dem Beamten buchſtäblich die eine Hälfte ſeiner 50,000 Rubel.

Seines Erfolges gewiß, fuhr nun der Fürſt wieder nach Hauſe.

Es vergingen wenige Wochen, da ſandte der Fürſt dem Beamten die andere Hälfte der 50,000 Rubel, denn dieſe originelle Operation hatte Wunder gewirkt. Der Prozeß war entſchieden und der Fürſt erhielt ſeine Erbſchaft.

Auf dieſe Weiſe kommt man in Rußland zum Ziele.

Und wer kein Vermögen hat?

Für den giebt es nur einen Rath, wenn er nicht etwa durch hündiſche Demuth zum Ziele kommen kann:

Das Unvermeidliche über ſich ergehen laſſen, und die Polizei, die Beamtenwelt, nicht durch etwaiges Pochen auf ſein Recht zu erzürnen.

Das thut der Ruſſe auch nicht, denn er kennt ſeine Zuſtände.

Die Polizei in Rußland gleicht der Inquiſition.

Sie iſt allgemein verhaßt und allgemein gefürchtet.

Der Kaiſer allein vermag Recht zu ſchaffen, wenn es das Geld nicht thut.

Aber iſt der Kaiſer ein Gott?

Mit dem beſten, energiſchſten Willen für unpartheiiſche Gerechtigkeit iſt es dem Kaiſer nicht möglich, den Fluch eines Syſtems zu beſeitigen, das nicht er, das die Nation ſich ſelbſt geſchaffen.

Siebenundachtzigſtes Kapitel.

Der ſibiriſche Wolf.

Theewärme und Liebeskälte. — Circe und der Prinz. — Der Fürſt T...

Der Prinz L...w ſuchte mir auf jede Weiſe die Langweiligkeit eines Sommeraufenthalts in Petersburg angenehm zu machen. Er bat mich, ihm, wenn ich mich an Petersburg überdrüſſig geſehen, bis zum Herbſt oder für einige Wochen auf ſeine Güter zu folgen.

Wenn Sie dann nach Petersburg zurückkehren, ſagte er, werden Sie dieſe Stadt wie durch Zauber verändert finden.

Ich ſchüttelte ungläubig den Kopf.

Es mag ſein, ſagte ich ihm, daß man dann auf der Newski Perſpective und auf dem engliſchen Kai mehr noble Spaziergänger, eine weit größere Anzahl Equipagen ſieht, und, ſetzte ich lachend hinzu, daß man die Ausſicht —

Auf die ſchöne Eisbahn der Newa — fiel der Prinz ein.

Nein, nein, rief ich, das wollte ich nicht ſagen, ich meine auf einige abgefrorene Naſen hat, daß man viele koſtbare Pelze und viel Schnee ſieht. Das Alles gebe ich Ihnen zu, mein

lieber Prinz, aber das ändert im Wesentlichen nichts, und ihr Petersburg kann und wird mir niemals gefallen.

Aber Sie finden doch wenigstens die Russen schön, sagte der Prinz L...w, und Sie werden sicher im Winter so viele schöne Männer sehen, wie in keiner Stadt.

Aber diese schöne Herren werden im Winter wie die Bären aussehen, versetzte ich.

Freilich, rief der Prinz lachend, die Russen können sich im Winter nicht wie Ihre Indianer kleiden.

Ich bezweifle auch sehr, replicirte ich, daß sie mir als solche gefallen werden.

Aber, meine liebe Lola, rief der Prinz L...w, was gehen mich die schönen Russen an. Ich glaube, daß ich meinen Patriotismus zu weit getrieben habe, indem ich Sie auf diese aufmerksam machte, und ich thue wohl gut daran, Sie wieder ein wenig an meine Person zu erinnern.

O, das haben Sie gar nicht nöthig.

Nicht nöthig? — Ei, desto besser.

Wo man nach Ihrer eignen Meinung so vielen hübschen Männern begegnet, wird ein häßlicher nicht leicht übersehen werden.

Wie, Sie erklären mich für häßlich?

Nun, ein wenig hübscher könnten Sie immerhin sein.

Also werde ich wohl keine Hoffnung haben, daß Sie sich so recht fürchterlich in mich verlieben?

Recht fürchterlich verlieben? — Behüte mich der Himmel vor solcher Thorheit.

Wenn die Liebe eine Thorheit ist, so müssen Sie mir doch wenigstens zugeben, daß das weibliche Geschlecht für diese Thorheit geboren ist, und daß sie ihm recht gut steht.

Mein Herr Prinz, es wird kein Wesen geboren, um Thor-

heiten zu begehen. Die Thorheit bleibt unter allen Umständen etwas naturwidriges.

Dann ist die Liebe auch keine Thorheit.

Nein, aber sie kann Thorheit werden, und ist es, wenn sie, wie Sie zu sagen beliebten, recht fürchterlich wird.

Sie sind ja eine Wortklauberin, meine schöne Lola, versetzte der Prinz, nehmen Sie für recht fürchterlich „mit ganzer Seele" und die Sache wird sich ausgleichen.

Auch das ist noch zu stark, es ist ebensowohl eine Thorheit Jemanden mit ganzer Seele zu lieben, und ich behaupte, daß diese Liebe nur eine eingebildete ist.

Nun, dann nennen Sie die Liebe überhaupt eine Illusion.

Die Liebe bedarf nach meiner Meinung keiner Illusion, um Bestand zu haben. Die Illusion ist ihr nur schädlich, und daß man so oft im Leben die Illusion für Liebe nimmt, das ruft so viel Unglück, so viel Falschheit, so viel Thorheit hervor.

Und Sie nennen, Jemanden mit ganzer Seele lieben, ebenfalls eine Illusion?

Ganz gewiß. Dieses Uebergehen eines Wesens in das andere halte ich einmal für unmöglich, weil sich doch immer das „Ich" dazwischen drängen würde. Gesetzt aber, es ist einmal eine Natur zu dieser harmonischen Verschmelzung disponirt, so ist dies doch eine so äußerste Seltenheit, von so vielen ganz besonders eigenthümlichen Umständen abhängig, daß mir wahrlich erst von Millionen ein Weib kommen soll, welches dieses von sich zu behaupten wagen darf. Den Männern spreche ich aber die Befähigung, mit ganzer Seele zu lieben, gänzlich ab, weil sie einen unter allen Umständen zu stark vorherrschenden Egoismus haben.

Meine theure Lola, sagte der Prinz lächelnd, nach der

Weiſe, in welcher Sie die Männer beurtheilen, fehlt es Ihnen, wie ich mir zu bemerken erlaube, eben auch nicht an Egoismus, indeß urtheilen Sie über uns wie Sie wollen, und wenn Sie nicht mit ganzer Seele lieben können, nun, ſo bitte ich Sie, mich ſo innig, wie es Ihnen möglich, lieb zu haben.

Dieſer Antrag iſt reſpectabel, verſetzte ich, und ich hoffe, daß wir uns auf dieſe Weiſe ſehr gut vertragen werden.

Es war Abend und wir nahmen den Thee zu uns. Der Thee iſt bekanntlich das Lieblingsgetränk der Ruſſen. Er wird ſehr gut und ſtark und in ungeheurer Maſſe getrunken. Ein Paar Dutzend Taſſen iſt Regel, ich habe aber auch ſchon Perſonen, Männer und Frauen, über funfzig mäßig große Taſſen leeren ſehen. Freilich geſchah dieſes bei einer Kälte, die für Jeden tödtlich wurde, der das Haus verließ, ohne mit dreifachem Pelze vom Kopfe bis zum Zehe bedeckt zu ſein.

Natürlich erhitzte der Thee an dieſem lauen Sommerabend um ſo mehr. Prinz L...w wurde aufgeregt und begann ſich über meine Kälte zu beklagen.

Ich aber fand es bei einem Ruſſen komiſch, ſich ſogar im Sommer über Kälte zu beklagen.

Der Prinz verſicherte mir dagegen, daß ein kaltes Herz da, wo man ein warmes finden möchte, unerträglicher, als die ſibiriſche Kälte ſei.

Es thut wir leid, daß ich keine Circe bin, entgegnete ich, ich würde Sie ſonſt augenblicklich in einen ſibiriſchen Wolf verwandeln, um Sie gegen dieſe Kälte unempfindlich zu machen.

Als ich dieſe Worte ausgeſprochen hatte, machte der Prinz plötzlich Miene, mich mit mehr Zärtlichkeit zu umfaſſen, als ich ihm geſtatten wollte.

Ich rang mich von ihm los und erhob mich ſehr unwillig über ſeine Unbelikateſſe.

Sie haben das Zauberwort einmal ausgesprochen, rief der Prinz mir nachspringend, Sie sind meine Circe, und vielleicht ohne daß Sie es wollten haben Sie mich schon in einen sibirischen Wolf verwandelt.

Um mich anzugreifen?

Um Kälte mit Kälte abzuwehren. Ich werde Ihnen jetzt ohne Barmherzigkeit ein Paar eisig kalte Küsse geben, und Sie so unbarmherzig kalt umarmen, daß Sie gewiß recht warm werden sollen.

Der Prinz L...w machte in der That alle Anstalten, seine abscheuliche Drohung auszuführen. Glücklicher Weise war das Fenster, bis zu welchem ich mich zurückgezogen hatte, geöffnet, ich warf einen Blick hinaus und bemerkte den Fürsten T..., welchen ich durch den Prinzen L...w kennen gelernt hatte. Er blickte zu meinen Fenstern hinauf und ich winkte ihm zu und hatte gleich darauf das Vergnügen ihn bei mir eintreten zu sehen.

Auf diese Weise entging ich glücklich dem sibirischen Wolfe in Prinzengestalt.

Ich hatte aber den Anfang zu der Erfahrung gemacht, daß diese russischen Großen, selbst wenn sie sehr gebildet sind, ungemein leicht das Naturell der sibirischen Wölfe annehmen können, daß sie Alle mehr oder minder eine oft nur oberflächlich verdeckte Wildheit besitzen, und daß es in der That oft nur Eines Zauberwortes bedarf, um diese hervortreten zu machen.

Um den Prinzen ein wenig zu zerstreuen, schlug ich ihm eine Lustfahrt auf der Newa vor. Er ging auf meinen Vorschlag ein und auch der Fürst T... nahm Theil.

So konnte ich mir denn einmal Petersburg vom Wasser aus besehen.

Achtundachtzigſtes Kapitel.

Das Feſt in Peterhoff.

Ruſſiſche Sonntagsfeier. — Eigenthümliches Glockengeläute. — Gardeoffiziere in Schürzen. — Der Petersburger Rothſchild. — Der Kaiſer und die Polizei. — Der Kaiſer in Peterhoff.

Die Ruſſen, welche ihr Land niemals verlaſſen haben, wiſſen ſich in den unleidlichen Polizeidruck, welcher daſelbſt herrſcht, ſehr leicht zu finden.

Dieſe Leute reflectiren ſehr wenig, haben auch im Grunde ſehr wenig Stoff bei einem ſo lautloſen, keinen höhern Intereſſen zugewandten Leben, und es iſt ein Glück für ſie, wenn ſie eben keinen Stoff haben, weil ihnen ſo alle Veranlaſſung fehlt, es äußerlich merken zu laſſen, daß ſie über Gegenſtände eigene Gedanken haben, wo nur Ein Gedanke herrſchen ſoll, der der Unterthänigkeit. Aber Jemanden, der ſich in der Welt umgeſehen hat, der Petersburg beſucht, nachdem er London und Paris kennen gelernt hat, wird es ganz unmöglich ſein, nicht über die Zuſtände dieſer verſchiedenen Städte Vergleiche anzuſtellen und die Mängel einzuſehen, welche doch in Rußland ſo auffällig ſind, natürlich eben nur für den Fremden.

Der Sonntag wird in Rußland nicht ſo ſtrenge, wie in

England gefeiert. Die Kirchen sind zwar besucht, aber alle Läden sind wie an Werkeltagen geöffnet. Sehr amüsant war mir der Anblick einer Sonntagsparade, die vor dem Winterpalais abgehalten wurde. Man denke sich eine Menge glänzender Offiziere — mit weißen Schürzen vor. Es ist bekannt, daß der Kaiser ungemein viel auf die Sauberkeit seiner Garde à cheval giebt. Ihr militärischer Putz ist von ungemein zarter Natur, und bei dem Schmutz und dem Staube, der in allen Straßen in Petersburg, mit Ausnahme derjenigen, durch welche der Kaiser fährt, beständig vorherrschend ist, ist es allerdings schwer, sich sauber zu erhalten. Aus dem Grunde schützen sich die Offiziere durch ihre Schürzen, die sie natürlich abbinden, sobald sie aus dem Wagen steigen.

Sehr lästig wurde mir namentlich am Sonntage das sonderbare Geläute in den russischen Kirchen. Die Glocken werden nämlich in Petersburg — ich weiß nicht ob es überall so in Rußland ist — nicht geschwungen, sondern es wird auf sie gehämmert, was einen barbarischen und höchst unharmonischen Spectakel hervorbringt.

Viel Interesse flößte mir ein kleines Landhaus an der Newa ein, welches ehemals dem Günstling des Kaisers Alexander, Narischkin, gehörte. Es sollen hier nicht selten Orgien gefeiert worden sein, welche denen zu Ludwigs XV. Zeiten nichts nachgeben. Bekanntlich hatte der Kaiser mit der schönen Frau von Narischkin ein Verhältniß sehr zarter Natur.

Jetzt ist es hier ganz anders. Auch dies wenige Maß von Poesie ist von Petersburg gewichen. Das galante Petersburg ist zu Grabe gegangen oder hat eine ehrbare Maske, die den Sittlichkeitsmaximen des jetzigen Kaisers mehr conform sind, angenommen, und das Landhaus liegt jetzt verödet und verfallen da, ein Zeichen der Unbeständigkeit alles Menschlichen.

Lustig kam mir auch die Prozedur vor, welche die Russen an ertappten Dieben vornehmen. Man prügelt sie weidlich durch und läßt sie laufen. Diese Art Volksjustiz scheint den Russen, trotz der ungeheuren Bevormundung, welche sich auf die geringsten Kleinigkeiten erstreckt, concessionirt zu sein.

Am Tage vor dem Feste in Peterhoff kam ich auch mit dem russischen Rothschild, dem Baron Stieglitz, in Berührung. Ich kassirte eine bedeutende Summe Geldes bei ihm ein. Stieglitz ist ein getaufter Jude und hat schon einmal, wie ich hörte, Bankerott gemacht. Aus diesem Falle hat er sich glänzend emporgeschwungen und sein Kredit steht jetzt unerschütterlich fest, da er nun über unermeßliche Summen zu disponiren hat.

Auf das Fest zu Peterhoff, in der ganzen Welt bekannt, war ich, wie es sich denken läßt, ungemein gespannt. Ich hatte den Kaiser bis jetzt noch nicht gesehen, und an diesem Tage bewegt er sich zwanglos unter dem anwesenden Volke. Der Prinz L...w, der Fürst T..., noch eine sehr liebenswürdige junge Dame und ich hatten uns verabredet dieses Fest gemeinschaftlich zu besuchen.

Erst in Peterhoff machte ich die Erfahrung, daß Petersburg eine Einwohnerzahl habe, die nahe an 500,000 gränzt. Das Gewühl an diesem Orte überraschte mich. Ich hatte endlich einmal einen Gesammtüberblick über die ganze Bevölkerung der Hauptstadt eines der mächtigsten und größten Reiche der Welt. Ich muß gestehen, diese Ordnung bei aller anscheinenden Unordnung, diese Ruhe bei allem tobenden Lärm einer heiter bewegten Menschenmasse auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume zusammengedrängt, imponirte mir auf den ersten Augenblick. Es waren allerdings hier wie überall eine große Anzahl Polizisten in und jedenfalls auch ohne Uniform,

aber was will das heißen bei Tausenden von Equipagen und Hunderttausenden von Menschen, und noch dazu so lang bebärteten Russen? Aber bald sah ich ein, daß die Ruhe bloß die Folge einer gedrückten Stimmung war, die so zu sagen dem russischen Charakter nicht von Natur angeboren, aber gewaltsam aufgepfropft ist, und daß die Ordnung die Folge der Furcht war, welche über dem Russen bei jedem Athemzuge wie das Schwert des Damokles hängt, welche ihn überall wie ein unheildrohendes Gespenst umschwebt.

Ich habe später den Kaiser öfterer und bei vielen Gelegenheiten in der Nähe gesehen, ich habe gesehen, wie er sich inmitten des Volkes bewegt, und ich muß gestehen, diese Furcht des Russen war mir trotz Allem unerklärlich. Aber ich habe bemerkt, daß die Polizei, dieses Gespenst, welches dem Russen das Athmen erschwert, selbst schüchtern aus der Nähe des Kaisers, oder sobald er sich irgendwo blicken läßt, verschwindet, aber auch eben so rasch aus ihrem Verstecke hervorkriecht, sobald der Kaiser weiter zieht. Hat in Rußland die Polizei vor dem Monarchen Angst, oder kann dieser die Polizei, so unentbehrlich sie ihm ist, nicht leiden? Diese Fragen warf ich mir selbst auf, denn sie an Jemand anders zu richten, wäre sicher lebensgefährlich gewesen. Ich glaube, so antwortete ich mir, daß Beides der Fall sein mag. Die Polizei, wie alle Beamten, schweben in ewiger Angst vor dem Kaiser, weil so wenige ein reines und gutes Gewissen haben, denn welcher bestechliche Beamte könnte das haben? und weil ihre Existenz, ihr Leben von einem Augenbraunenzucken des allmächtigen Monarchen abhängen. Diese Allmacht des Kaisers ist, ohne daß er es selbst vielleicht ahnt, trotz dem gerechtesten, menschlichsten Gebrauch, den er von ihr machen möchte, Rußlands Alp. Denn statt daß die Behörden sie fürchten sollten, suchen

ſie dieſer Furcht durch Heuchelei, durch Lüge zu begegnen. So iſt der Kaiſer beſtändig von einem undurchdringlichen Lügengewebe umgeben, die Beamten zittern vor dem Blitzſtrahle, der es durchbrechen könnte, und dieſe beſtändige Furcht der Beamten laſtet bleiſchwer auf dem Volke. Denn dieſes hat keine Urſache den Kaiſer zu fürchten, und der Ruſſe liebt in der That ſeinen Kaiſer mehr als es ihn fürchtet, aber es hat alle Urſache, eine Beamtenwelt zu fürchten, um die es geſchehen wäre, wenn der Kaiſer die Wahrheit erführe.

Dieſe Furcht, ſo ſehr gerechtfertigt ſie iſt, iſt übrigens bei dem Ruſſen mehr Inſtinkt als Bewußtſein.

Das iſt das unglückliche Reſultat einer unfreien Conſequenz der Prinzipien, die mit der Zeit das Entgegengeſetzte von dem hervorbringen werden, was beabſichtigt wird.

In der Politik, im Völkerleben laſſen ſich für die Dauer keine Syſteme verfolgen, die Völker laſſen ſich nach keinem Schema regieren, oder vielmehr die Naturgeſetze nehmen und geben eine andere Richtung, als die Syſteme der Großen oder die Staats-Compendien der Profeſſoren.

Wir durchwanderten die herrlichen Alleen des kaiſerlichen Parkes. Eine Menge Soldaten waren mit den Vorbereitungen zur Illumination beſchäftigt. Die Waſſerkünſte vor dem Schloſſe waren in Bewegung geſetzt. Hier war der meiſte Andrang des Publikums. Einen ſchönen Anblick, der in Petersburg allerdings alltäglich wird, gewährten die mannigfachen, maleriſchen Trachten. Eine Budenſtadt, über Nacht aufgebaut, vermehrte den eigenthümlichen Anblick.

Wir hatten den Weg in der Equipage des Prinzen S... w gemacht, wir mußten oft länger als eine Viertelſtunde anhalten, ſo fürchterlich war das Gedränge, dabei konnten Streitigkeiten der Kutſcher miteinander nicht ausbleiben. Die Kut-

ſcher hoher Herrſchaften geriethen auch zuweilen mit der Gens-d'armerie in Streit, und die Schimpfworte, welche zuweilen gewechſelt wurden, waren der Art, daß meine Begleiter ſie zu überſetzen Anſtand nahmen.

Endlich waren wir glücklich am Ziele, aber an ein Unterkommen war nicht mehr zu denken. Wir mußten uns darin fügen, unſern Wagen als Haus zu betrachten und nöthigenfalls darin ſchlafen. — Bald nach unſerer Ankunft ſahen wir einen ſtattlichen Offizier dicht an uns vorüber ſprengen, meine Begleiter flogen in die Höhe und grüßten. Der Offizier wurde von allen Seiten begrüßt und grüßte freundlich zurück.

Es war der Kaiſer.

Wir verließen endlich unſere Equipage und ſtreiften im Park herum. Ich machte an dieſem mir unvergeßlichen Tage eine Menge Bekanntſchaften, die mir in der Folge, als ich in Petersburg auftrat, ſehr nützlich wurden. Ich habe mich beſſer amüſirt, als ich mir vorgeſtellt hatte.

Den Kaiſer ſah ich mehrere Male. Er begrüßte mich auf die edelſte und freundlichſte Weiſe. Ich hatte ihn mir nicht ſo männlich ſchön gedacht. Es fiel mir auf, daß er an dieſem Tage öfter die Uniform wechſelte. Jede ſtand ihm gleich gut. Ich dachte mir, daß er den verſchiedenen Truppentheilen damit eine Freude machen wollte.

Ueberhaupt machen ſich die ruſſiſchen Offiziere, und namentlich die von der Garde, ungemein gut. Es ſind ſchöne Leute, und ich ſah es gern, daß mir meine Begleiter verſchiedene ihrer nähern Bekannten, welche ſich unter der Garde befanden, vorſtellten.

Als ich die kaiſerliche Familie, von behelmten Leibgardiſten und bepanzerten Kaukaſiern gefolgt, herumfahren ſah, wurde

ich unwillkührlich an Indien und an das Gefolge der Prinzen von Kaboul erinnert.

Beim einbrechenden Abend, als Tauſende von Leuchten den ſchattigen Park tageshell machten, nahm das Gewühl noch überhand. Man ſah jetzt eine Maſſe komiſcher Scenen. Die Luſtigkeit des Volkes ſtieg je mehr und mehr, und es hat überhaupt etwas ſehr Eigenthümliches, wenn eine ſo große Maſſe Fröhlicher, Männer und Frauen, in buntem Gemiſch durcheinander die Nacht durchſchwärmen.

Ich dachte mir, wie dieſes Volksgewühl in einem ſolchen Feuermeer, in einer ſo lauen Nacht ſich geſtalten würde, wenn dieſe Leute ſtatt Ruſſen Franzoſen wären, und ich machte ſehr intereſſante Vergleichungen.

Indeß erkannte ich, daß auch die Ruſſen unter Umſtänden, namentlich wenn ſie den edlen Branntwein in großer Fülle genoſſen haben, recht ſentimental ſein können. Ich ſah, wie ſelbſt die Männer ſich küſſend umarmten und zärtlich Brüderchen und Gott weiß wie ſonſt noch nannten.

Auch gegen das weibliche Geſchlecht wurden ſie auf ächt ruſſiſche Manier galant. Die Mädchen ließen ſich übrigens die Küſſe der Bärtigen recht gut gefallen.

Als wir uns endlich ſatt geſehen und müde gegangen waren, nahmen wir einige Erfriſchungen zu uns, und machten uns, voll von den Eindrücken dieſes Tages, auf den Heimweg.

Der Prinz und der Fürſt hatten nicht übel Luſt im Wagen einige Scenen, die wir in der Nacht im Parke geſehen, nur auf etwas feinere Weiſe, zu wiederholen.

Von Müdigkeit überwältigt war ich und die andere Dame eingeſchlafen, in der Hoffnung, daß unſere Begleiter es uns im ſchlimmſten Falle nachmachen würden.

Dieſe Herren aber hielten uns wahrſcheinlich für ein Paar

Töchter des großen Gottes Morpheus und richteten sich ein in unsern Armen ein Schläfchen zu machen.

Morpheus aber hatte uns die Augen nicht fest genug zugedrückt, und ein Paar Küsse verriethen uns noch zeitig genug die verrätherische Absicht der beiden Herren.

Natürlich fingen wir an zu schmollen, aber die Herren wurden nicht im Geringsten verlegen, als wir die Augen aufschlugen. — Sie machten es wie die Fetischanbeter und beteten unsere Augen an wie die Sterne.

Meine Gefährtin aber rief mit zorniger Stimme dem Kutscher zu:

Stupai! Stupai! Vorwärts! Vorwärts!

Und als sie endlich ihre Wohnung, welche ein Paar Häuser von der meinigen war, erreicht hatte, stieg sie mit einem: **Slawa Bogu!** (Gott sei gelobt!) aus.

Die Herren lachten und küßten ihr zärtlich die Stirne, und bald darauf befand auch ich mich sicher in meiner Behausung.

Neunundachtzigſtes Kapitel.

Petersburger Paläſte.

Die Hütte Peters des Großen und Menſchikoffs. — Der Winterpalaſt. — Die Eremitage. — Der Tauriſche Palaſt. — Sarskoje-Selo. — Nawodku. — Wie man in Rußland Böcke zu Gärtnern einſetzt.

Wenn man eine Nacht in Petersburg ſehr unruhig geſchlafen hat, ſo iſt das weit unangenehmer, als wenn uns das anderswo paſſirt. In London und Paris macht uns der Tag die Nacht vergeſſen, in Petersburg empfindet man immer Anlaß zum Schlafe, und es iſt übel, wenn die innere Stimmung ihn nicht zuläßt. Es geht uns in Petersburg wie bei der Betrachtung einer ſchönen Landſchaft, man wird zur Bewunderung hingeriſſen, ſo oft man ſie anſieht, aber man kann ſie unmöglich lange anſehen, ohne dabei gänzlich zu ermüden. In Petersburg bewundert man ſtets die großartigen, impoſanten Perſpectiven; wenn aber der Blick ermüdet, wenn der Geiſt nach Abwechſelung ſucht, er findet Nichts. Es iſt Alles koloſſal, Alles herrlich und wunderſchön — bis auf das Leben.

Puſchkin, welchen nicht allein die Ruſſen ihren Byron nennen, hat von Petersburg in einem ſeiner Gedichte ſehr wahr geſagt:

Eine prachtvolle Stadt, eine armſelige Stadt, ein regelmäßiger Anblick, Eintönigkeit, Trauer, Kälte, Granit — St. Petersburg.

Man frägt ſich vergebens, wo die nahe an 500,000 Menſchen ſtecken, welche in Petersburg leben. Sie verlieren ſich in der ungeheuren Stadt, in den ungeheuren Straßen, auf den ungeheuren Plätzen. Es ſcheint, als würde die Stadt von Paläſten und Kirchen, ſtatt der Menſchen, bewohnt. Ich glaube, wenn hier, wie in London, 2,000,000 Menſchen wohnten, es würde in Petersburg dennoch leer ausſehen.

Dieſe Stadt erſchien mir immer wie die Prunkſtube einer bürgerlichen Familie, immer geputzt, immer in ſchönſter Ordnung, und wie eine Kirche, wie eine wahrhaft heilige Stadt, immer geräuſchlos und ſtill.

Eines der prächtigſten Gebäude in Petersburg iſt die Iſaakskirche. Der Bau iſt unter Katharina II. begonnen. Ihre Mauern ſind von ungeheuren, grauen Marmormaſſen eingefaßt. Die Eingangshallen ſind von rothen Granitſäulen, deren Höhe ſechs und funfzig Fuß beträgt, geſtützt. Das vergoldete Dach iſt von gigantiſchen Engelſtatüen aus Erz umgeben.

Den Bau, welchen Katharina II. in Marmor begonnen hatte, ſetzte Kaiſer Paul in Ziegeln fort. Dieſes Factum iſt einem armen Unglücklichen theuer zu ſtehen gekommen, wenn die entſetzliche Geſchichte, welche ich gehört habe, ſich wirklich ſo verhalten ſollte. Es iſt kaum glaublich. Man entdeckte nämlich unter Pauls Regierung ein an die Mauer der Kirche geheftetes Epigramm, welches folgendermaßen lautete:

Seht dieſen Bau, er deutet euch
Das Sonſt und Jetzt in unſerm Reich:
Dies Backſtein, jenes *) Marmor gleich.

*) Die Zeit Katharina's II.

Der Kaiser Paul befahl der Polizei, ihm den Pasquillanten unter allen Umständen zu entdecken, und diese, der Alles daran lag, den Glauben an ihre Unfehlbarkeit zu erhalten, bezeichnete, da sie den wirklich Schuldigen nicht ausfindig zu machen wußte, den ersten besten als Pasquillanten; dem Unglücklichen wurde die Zunge ausgeschnitten. Erst nach des Kaisers Tode kam seine Unschuld, da sich der Pasquillant nannte, an den Tag.

So imposant der Anblick der herrlichen Isaakskirche auch ist, nachdem ich diese gräßliche Geschichte gehört hatte, konnte ich nicht ohne Schaudern an ihr vorübergehen.

Nach ihr erscheinen als die größten und imposantesten Gebäude:

Das Senatsgebäude mit seiner kolossalen Reiterstatüe Peters des Großen, der Winterpalast, und neben diesem die Eremitage, das Admiralitätsgebäude und noch viele andere Paläste und Statüen zieren den unermeßlichen Admiralitätsplatz. Keine europäische Stadt hat einen ähnlichen aufzuweisen. — Durch die Güte des Prinzen L...w wurde es mir leicht, das Innere der Gebäude zu sehen, von welchen mich der Winterpalast und die Eremitage, berühmt durch die Kaiserin Katharina, besonders anzogen.

Ich hatte zuvor den Palast oder wenigstens die Czaarenwohnung gesehen, welche ehemals die einzige in Petersburg war. Unfern der Festung nämlich, an der Newa, steht ein hölzernes kleines Haus, das aus zwei Zimmerchen und einer Küche besteht. Dieses Häuschen war die Residenz Peters des Großen. Unfern desselben bewohnte Menschikoff ein gleiches Häuschen, in welchem er die Gesandten empfing. Peters Haus ist jetzt mit einer steinernen Mauer umgeben. Es enthält außer andern Merkwürdigkeiten, welche an den großen Mann

erinnern, ein Heiligenbild, welches ihn in allen Schlachten begleitete, das Modell eines kleinen Schiffes und einen Stuhl, welche beiden Dinge er selbst angefertigt haben soll.

Wie einfach, wie genügsam doch die wahrhaft großen Männer sind, dachte ich, als ich dieses merkwürdige Haus sah, welches wie die Bude eines Straßenwächters aussah.

Man denke sich nun dagegen den ungeheuren Winterpalast, der so groß wie eine kleine Stadt ist und über dreitausend Menschen beherbergt.

Die bemerkenswertheften Zimmer des Winterpalastes sind: der Mohrensaal. Hier befindet sich eine Vorrichtung, mittelst welcher die Kaiserin sitzend in die zweite Etage hinaufgewunden werden kann. Von dem Mohrensaal kommt man in die Gemächer der Kaiserin, welche eine prachtvolle Aussicht nach der Neva gewähren. Hier herrscht der höchste Luxus und der feinste Geschmack. Der Gesellschaftssaal mit seinen wunderschönen Malachitsäulen entzückte mich. Vor dem Brande waren statt derselben Jaspissäulen. In der Gallerie der Generäle sah ich die Bilder der drei Monarchen der heiligen Alliance, Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm III., in Lebensgröße. Auch der Georgensaal mit dem Throne übertrifft Alles, was ich bisher gesehen hatte, an Pracht. Mit ihm in Verbindung stehen die Zimmer des Königs von Preußen, welche demselben und der königlichen Familie bei ihrer Anwesenheit in Petersburg zum Aufenthalte dienen.

Der Erbauer des Palastes, unter der Kaiserin Elisabeth, war der Italiener Rastrelli, welcher dafür in den Grafenstand erhoben wurde. Allein bald fiel er wieder in Ungnade, und der Erbauer des größten Palastes der Welt starb als ein Bettler in Elend und Dürftigkeit.

Bekanntlich brannte der Palast im Jahre 1837 gänzlich

ab, und ist nach dem Willen des Kaisers in einem Jahre wieder erbaut worden. Der Bericht von Custine über diesen schnellen Wiederaufbau, der nach diesem Schriftsteller Tausende von Menschenleben gekostet haben soll, klingt wahrhaft entsetzlich. Ich habe in Petersburg genauere Erkundigungen darüber einzuziehen versucht, aber trotz vieler Anstrengungen gelang es mir nicht, Bestimmtes zu ermitteln.

Man hatte dem Kaiser von verschiedenen Seiten gegen seinen Plan, den Palast so schnell wieder herstellen zu lassen, Einwendungen gemacht, die Höflinge aber bestärkten den Kaiser in seiner Absicht, und einer von ihnen übernahm die Leitung des Baues. Dieser Höfling war ein Freund des Araschajeff oder vielmehr ein Schüler dieses unter der Regierung Alexanders zu einer traurigen Berühmtheit gelangten Mannes. Dieser Araschajeff übte einen großen Einfluß auf den Kaiser Alexander, und stand selbst wieder unter der Herrschaft einer Frau, die ihn oft zu den empörendsten Grausamkeiten getrieben haben soll, bis sie endlich von einer Sklavin umgebracht wurde. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Die Schwester dieser Sklavin war als Liebling der Gemordeten glänzend erzogen, aber in einem Anfalle von toller blutdürstiger Laune auf ihren Befehl zu Tode gegeißelt worden. Dafür rächte sich die Schwester durch den Mord der grausamen Herrin. Araschajeff ließ ihre sämmtlichen Diener knuten, schickte sie nach einer entlegenen Stadt zu einem befreundeten Gouverneur, wo sie der entsetzlichsten Behandlung erlagen.

Kaiser Nikolaus soll bei einer Besichtigung des Hospitals dieser Stadt noch einige Ueberreste dieser Unglücklichen, einige ganz entfleischte Wesen, gefunden haben. Ein Beamter hatte Muth genug, ihm die Ursache mitzutheilen. Indeß war Ara-

schajeff schon in Ungnade gefallen und in der Verbannung gestorben.

Von dem Höflinge, welcher in solcher Schule gebildet war, konnte man das Gräßliche wohl erwarten, welches Custine von ihm erzählt. Beamte, welche dem Kaiser sehr nahe stehen, haben indeß Alles in Abrede gestellt. Daß dann und wann Einer der vielen Tausende Arbeiter, welche im Winterpalaste beschäftigt waren, gestorben sein mag, geben sie zu. Indeß habe ich doch auch in Erfahrung gebracht, daß der Quaß wirklich die Hauptnahrung der Leute gewesen sein soll.

Der schnelle Aufbau rächte sich bekanntlich schon dadurch, daß die Decke des St. Georgensaales, welcher zu einem großen Feste eingerichtet wurde, kurz zuvor einstürzte. Einige Tage später und der Kaiser, die kaiserliche Familie und die Großen des Reiches wären unter ihren Trümmern begraben worden.

Es scheint überhaupt ein eigenthümliches Verhängniß auf allen diesen colossalen Steinmassen, auf diesen ungeheuren Palästen zu ruhen.

Die Erbauer derselben sind fast alle im Elende gestorben. Die Erbauer der Senats- und Admiralitätsgebäude starben in großer Dürftigkeit. Die Erbauer der Kasan'schen Kirche und des steinernen Theaters nahmen sich selbst das Leben.

Man weiß, daß schon öfter die Befürchtung ausgesprochen worden ist, Petersburg könnte eines Tages eben so rasch wieder vom Erdboden verschwinden, als es zauberhaft schnell emporgeschossen ist. Zu dieser Befürchtung giebt theils der sumpfige, morastige Boden, theils das schlechte Material der Gebäude, theils die strenge Kälte Veranlassung. Die Häuser, welche nicht, wie es zum größten Theil geschieht, alljährlich

neu übertüncht werden, haben ein Aussehen, welche diese Befürchtung gar nicht so sehr unwahrscheinlich macht.

Prächtig sind die Kirchen in Petersburg, bewundernswerth der Reichthum an Diamanten und Gefäßen. Die Petersburger Kirchen haben alle einen großen Thurm in der Mitte, welcher von kleineren Thürmen umgeben ist. Die Thürme haben eine Bedachung von grün angestrichenem Eisenblech, welches gegen die weiß angestrichenen Mauern der Kirche dem Auge einen wohlthätigen Contrast darbietet.

Unfern der Kirche Smolnoi liegt der sogenannte taurische Palast, welchen Potemkin hat bauen lassen. In diesem Palaste hat Potemkin, seiner Kaiserin Katharina, deren Liebling er war, die herrlichsten Feste gegeben. Paul in seinem Hasse *) gegen Alles, was an seine Mutter erinnerte, ließ unter seiner Regierung diesen prachtvollen Palast zu einer Kaserne umgestalten. Jetzt ist er wieder vollkommen restaurirt und dient zur Wohnung des Großfürsten.

Nachdem ich alles Merkwürdige in Petersburg gesehen hatte, nahm ich die Umgegend in Augenschein. Peterhof hatte ich bereits gesehen, und nun fuhr ich per Eisenbahn nach Sarskoye-Selo, ungefähr vier Meilen von Petersburg gelegen. Wie diese Stadt der Paläste selbst, so waren alle die schönen Anlagen, alle die Flecken, welche jetzt zu einem nicht reizlosen Sommeraufenthalt der reichen Bewohner von Petersburg und der Großen dienen, ehemals Sumpf und Morast. Man muß gestehen, daß in dieser Beziehung Erstaunliches geleistet worden

*) In Veranlassung dieses Hasses, welchen Manche zu widernatürlich finden, geht das Gerücht, daß Paul nicht der Sohn der Kaiserin, sondern ein für ein todtgebornes untergeschobenes Kind sei. Ich vermag nicht zu beurtheilen, was Wahres an diesem Gerüchte ist.

ist. Sarskoye-Selo ist ein allerliebster Ort, mit breiten Straßen und niedlichen Häusern, einem schönen Park und einem Arsenal. Es enthält dieses Rüstungen aller Völker und aller Zeiten. Auch befindet sich hier eine Rüstung, welche vierzig Pfund wiegt, die der Kaiser Nikolaus bei einem Tourniere ohne Mühe getragen haben soll. Die alten Ritter haben übrigens weit schwerere getragen, indeß ist es für einen Mann des 19. Jahrhunderts immer schon genug, und ich glaube wohl, daß einige hohe Herren, die es dem Kaiser nachgemacht hatten, noch Wochen lang die Nachwehen dieser Bürde empfanden, die allerdings schwerer als eine kaiserliche oder königliche Krone wiegt. Sehenswerth sind noch zwei köstliche sammtne, mit Diamanten gestickte Satteldecken, welche der Sultan bei verschiedenen Gelegenheiten dem Kaiser zum Geschenk gemacht hat, die eine, so viel ich weiß, nach dem Frieden von Adrianopel.

Minder ergötzlich, aber doch auch sehenswerth, fand ich einige Torturinstrumente, welche an die alte Barbarei erinnerten. Darunter auch eine Birne, eine sogenannte Angstbirne von Eisen, welche dem Unglücklichen in den Mund gesteckt wurde, und welche auf den leisen Druck einer Feder den Mund nach allen Seiten gewaltsam ausweitet. Die auf diese Weise Gefolterten blieben sicher ihr ganzes Leben hindurch, falls sie sonst die Tortur überstanden, großmäulig. Ich erinnere mich, eine ähnliche Birne während meines Aufenthalts in Hamburg gesehen zu haben, welche aber hauptsächlich dazu bestimmt war, das Schreien der armen Gemarterten zu verhindern, und sie somit der letzten Wohlthat, in ihrem rasenden Schmerze auszutoben, zu berauben.

Das Schloß zu Sarskoye-Selo ist prächtig und wahrhaft feenhaft. Ein Zimmer, welches die Kaiserin Elisabeth bewohnt haben soll, ist mit Lapis Lazula getäfelt, ein zweites

mit Perlmutter, ein anderes endlich iſt ganz und gar mit Bernſtein ausgelegt. Man ſagte mir, daß dieſes Zimmer ſich ehemals im Palaſte Monbijou zu Berlin befunden haben ſoll, und daß es Peter der Große von Friedrich Wilhelm I. zum Geſchenk erhielt. Ich weiß nicht, ob ſich dieſes wirklich ſo verhält. Mir kam es etwas ſonderbar vor.

Es war gegen Abend, als ich von meiner Excurſion nach Sarskoye-Selo nach Hauſe kam, fand ich meinen Tartaren ſchnarchend auf der unterſten Stufe meiner Treppe liegen. Obſchon man ſich in vielen Häuſern der Tartaren als Portiers bedient, weil ſie ſehr geizig und deshalb ſparſamer, und dem Trunke, dieſem in Rußland ſo heimiſchen Laſter, weniger ergeben ſind, ſo ſchien mein Tartar doch in einem ſehr zweideutigen Zuſtande zu ſein. Es gelang mir mit vieler Mühe und nach einigen Fußtritten, die ich ihm auf die möglichſt unſanfteſte Weiſe gab, ihn aus ſeinem Schlafe aufzurütteln. Er ſah mich mit großen Augen an, erhob ſich ſehr langſam, und ſtreckte mir, bevor er Platz machte, die Hand entgegen.

Was willſt Du? fragte ich erſtaunt.

Ein „na wodku,“ verſetzte er mit der größten Ruhe.

Ein Trinkgeld? wofür?

Dafür, daß ich Ew. Gnaden Platz machen muß, verſetzte der Tartar mit der unerſchütterlichſten Kaltblütigkeit.

Das Na wodku iſt eine der beliebteſten Redensarten der Ruſſen und zwar nicht allein der untern Klaſſen. Sie iſt ſo ſterzotyp, daß man auch nicht den geringſten Dienſt, ja nicht das geringſte Recht erlangen kann, ohne einen ſolchen Tribut der ruſſiſchen Habſucht zu entrichten. Selbſt höhere Beamte ſcheuen ſich nicht, ein ſolches na wodku nicht nur nicht abzuſchlagen, ſondern ſogar zu fordern, und dabei iſt auch die Le-

gende, welche ich in Petersburg über dieſes **nawodku** gehört habe, eben ſo charakteriſtiſch wie ergötzlich.

Als nämlich Gott die Welt und Alles, was auf und in ihr iſt, erſchaffen hatte, ſchuf er am Ende auch den Ruſſen. Kaum war dieſes erſte naive Gotteskind lebendig, ſo ſtreckte es Gott die Hand entgegen und forderte ſich ein **na wodku**. Und wofür, mein lieber Sohn? fragte der Schöpfer höchſt verwundert. **Chospodin pomilui**, Herr erbarme dich mein, verſetzte der gute Ruſſe, dafür, daß ich ſo lange habe warten müſſen.

In dieſer Antwort iſt auch das „erbarme dich" charakteriſtiſch, eine Redensart, welcher ſich der Ruſſe oft bedient und gewöhnlich da anwendet, wo der Franzoſe ſagt: „verzeihen Sie," und der Deutſche: „ich bitte um Vergebung" ſich ausdrückt.

Ich gab dem noch ſchlaftrunkenen Tartaren einige Münze, und war noch ſehr zufrieden, als er mir jetzt ſehr höflich Platz machte und mir die beſten Wünſche zur Nachtruhe mit in den Kauf gab. Denn dieſe Hauswächter ſind oft ſehr gefährliche Leute, und man kann von ihnen, wie von ſo vielen Menſchen in Rußland, ſagen, daß ſie die Böcke ſind, die man zu Gärtnern gemacht hat.

Ich habe hierüber einige ſehr intereſſante Thatſachen gehört, die ich wieder erzähle, wie ich ſie gehört habe, ohne daß ich es übernehmen kann, ſie zu verbürgen.

Ein junger Bräutigam borgte ſich am Hochzeitstage Diamanten für ſeine Braut, welche ihm in der Nacht geſtohlen wurden. Beſtürzt eilte er zum Polizeikommiſſär, ihm ſein Unglück zu klagen. Aber wie erſtaunt und entzückt war er zugleich, als der Polizeikommiſſär, nachdem er ihn angehört hatte, ihm eine Schublade ſeines Büreau's öffnete, und dem jungen Mann der geſtohlene Schmuck entgegenglänzte. Kaum

fähig, ein Wort des Dankes auszusprechen, faßt er nach seinem Schmucke, den zu ersetzen er nimmer im Stande gewesen wäre. Aber der Kommissär streckte ihm lächelnd die abwehrende Hand vor. Er kostet sechstausend Rubel, sagte er. Der junge Mann sieht den Kommissarius ungläubig und erschreckt zugleich an, aber bald muß er gewahren, daß jener vollkommen ernsthaft gesprochen hatte. Auf seine Bitten, daß es ihm ganz unmöglich sei, eine so hohe Summe als Belohnung aufzutreiben, schloß der Polizeimann seine Schublade ruhig wieder zu, und alles Flehen des jungen Mannes war umsonst. Nun eilte der Unglückliche zu dem Vorgesetzten des Kommissarius, welcher aber kurz entgegnete: solche Beamten habe ich nicht.

Ein Arzt behandelte die Familie eines anderen Polizeikommissarius. Dieser bat ihn, ihm zu sagen, auf welche Weise er ihm erkenntlich sein könnte. Schenken Sie mir die Uhr da, versetzte der Arzt, indem er auf eine an der Wand hängende Uhr deutete. Es war die eigene Uhr des Arztes, welche ihm vor einiger Zeit gestohlen worden war.

Dem Fürsten M... wurde sein kostbarer Pelz gestohlen. Er machte die Anzeige bei der Polizei. Einige Tage darauf erschien bei ihm der Polizeisergeant, um ihm anzuzeigen, daß trotz aller Nachforschungen der Dieb nicht ausfindig zu machen sei. Aber wie erstaunt war er, als der Sergeant, den er hinausbegleitete, im Vorzimmer ruhig seinen Pelz, den er daselbst abgelegt hatte, wieder anzog, und diesen Pelz als den seinigen erkannte. Der Fürst konnte demungeachtet dem Sergeanten nichts sagen, er durfte höchstens darüber lächeln.

Ich habe gehört, daß nur Diejenigen, welche beim Hofe einen bedeutenden Einfluß haben, mit der Polizei, aber auch dann nur auf die vorsichtigste Weise, anbinden dürfen, und von dieser gefürchtet werden. So vermißte ein Minister des

Kaisers einmal im Theater eine große Summe in Papiergeld, welche er in seinen Pelz gesteckt hatte. Am andern Tage stellte ihm der Polizeiherr diese Summe wieder zu. Natürlich war der Minister über diese Wachsamkeit der Polizei sehr erstaunt. Einige Tage darauf fand der Bediente des Ministers die verloren geglaubte Summe Papiergeldes in dem Unterfutter des Pelzes. Die Polizei hatte ihm also das Geld zugestellt, um sich den Schein einer Wachsamkeit und der Promptheit zu geben, welche diesmal natürlich sich gründlich blamirte.

Die Bestechlichkeit und Gewinnsucht der russischen Beamten ist der wunde Fleck der russischen Verwaltung, welchen der Kaiser, trotz aller Strenge, nicht zu heilen vermag. Nach dem Sprüchworte, eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus, kommen höchst selten solche Dinge dem Kaiser zu Ohren. Dann werden sie allerdings strenge und rücksichtslos bestraft, denn der Kaiser ist sehr gerecht, aber unerbittlich. Aber das hilft Alles nicht. Der Kaiser Alexander, welcher das ebenfalls sehr gut gewußt haben soll, aber zu schwach war, gegen dieses so tief eingerissene Uebel energisch einzuschreiten, hat sich bei mehreren Gelegenheiten geäußert: Wenn meine Beamten nur wüßten, wo sie sie verstecken sollten, sie würden meine Linienschiffe stehlen. Ein anderes Mal soll er gesagt haben: Könnten sie mir meine Zähne im Schlafe ausziehen, ohne mich zu wecken, sie würden es thun.

Daß dieser sonderbare Ausspruch des Kaisers nichtsdestoweniger begründet war, zeigt folgende Thatsache.

Am hellen Tage wurden aus dem Garten des Großfürsten Michael zwei metallene Kanonen gestohlen. Dieser Diebstahl, da der Gegenstand doch eben nicht sehr transportable war, blieb lange Zeit, trotz der in Bewegung gesetzten Tausenden von Polizeiagenten, unerforschlich, bis man endlich die Diebe

ganz ruhig bei dem Zertrümmern des Metalls beschäftigt vorfand.

Freilich ist auch, wie ich allgemein gehört habe, die Besoldung der Beamten so geringe, und bei der so ungemein theuren Lebensweise in der Kaiserstadt so unzulänglich, daß die Beamten unmöglich mit dieser allein ihre Bedürfnisse bestreiten können. Das muß man zur Entschuldigung einer Unsitte sagen, an deren Ausrottung ohne Erhöhung sämmtlicher Besoldungen nicht zu denken ist.

Doch genug von dieser Seite russischen Lebens und Treibens. Europäische Civilisation und asiatische Formen stehen nun einmal in einem ewigen Widerspruche mit einander, und es wird mit Rußland nicht eher anders werden, bis Petersburg entweder in Constantinopel oder in Paris steht.

Neunzigstes Kapitel.

Die rechte Despotie.

Fürst und Bauer. — Der Knutz. — Die Liebhaber auf dem Schaffot. Sitten und Gesetze. — Wie es sein müßte.

Meine Petersburger Bekanntschaft vermehrte sich nach und nach bedeutend, meiner Verbindung mit einigen sehr einflußreichen Männern hatte ich es zu verdanken, daß ich völlig unangefochten blieb. Unter meinen Liebhabern befanden sich viele Fürsten, Grafen und Prinzen, aber die russischen Großen sind eben nicht sehr liebenswürdig in Petersburg. Ich traf einige derselben, die ich in Paris kennen gelernt hatte, in Petersburg wieder. Unsere Bekanntschaft wurde bald wieder angeknüpft, aber wie verändert schienen mir diese Männer.

Obwohl kaum ein halbes Jahr seit unserer letzten Unterredung vergangen war, schien es mir doch, als sei ein ganzes Menschenalter über die Häupter dieser russischen Fürsten dahingestrichen, als seien sie plötzlich gealtert.

In Paris waren sie lebhaft, geistreich, ungezwungen, heiter, in Petersburg ruhig, höchst bedächtig, kleinlaut und ängstlich. Jedes Wort wurde auf die Wage gelegt, und wenn sie von politischen oder überhaupt nur von solchen Dingen spra-

chen, welche andere Gegenstände als das alltägliche Leben, berührten, geschah es mit der größten Zurückhaltung.

Ich hätte sehr Vieles nicht erfahren, wenn ich nicht mit einem jungen Manne bekannt geworden wäre, welcher die Absicht hatte, Petersburg und Rußland für immer zu verlassen, was er denn auch glücklich ausführte. Von Glück kann der allerdings sagen, dem es gelingt, Rußland zu verlassen, ohne sein Vermögen einzubüßen. Bekanntlich dürfen die Russen bis zu der höchsten Klasse nicht ohne die Verwilligung des Kaisers im Auslande leben, welches ihnen nur auf die Dauer von drei Jahren gestattet wird. Kehren sie dann nicht zurück und kommen sie überhaupt nicht, sobald es vom Gouvernement verlangt wird, sind sie ihrer Güter verlustig, und Ungnade, Sibirien erwartet sie bei der Rückkehr.

Ich sprach mit dem jungen Fürsten, den ich, um ihn nicht Gefahren auszusetzen, dem Leser nicht näher bezeichnen will, über seine gänzliche Umwandlung, und er erwiderte mir:

Sie leben jetzt schon lange genug in Petersburg, um Rußland zu kennen. Sie sehen, daß wir Alle Sklaven sind, daß wir Großen mehr Sklaven sind, als unsere Leibeigenen. Betrachten Sie z. B. mich und meinen Leibeigenen Iwan Iwanowitsch (Johann, Sohn Johanns), und Sie werden meine Worte nicht ungläubig aufnehmen. Ich bin allerdings Fürst, ich habe einige Tausende Leibeigene, über die ich unbeschränkt gebiete, wie der Kaiser über mich. Meine Güter haben den Umfang eines deutschen Königreiches, wie Sachsen. Ich lebe dort wie ein Sultan, ich brauche den Frauen meiner Leibeigenen, wie der Sultan, nur mein Taschentuch hinzuwerfen, und sie geben sich mir ohne Widerspruch hin. Das ist wahr. Aber welche Freiheit gewähren mir meine Tausende von Sklaven,

der ich selbst ein Sklave bin? Ich bin ein Gefangener im goldenen Käfig. Ich trage des Kaisers Rock, die Uniform, weil ich sie tragen muß. Was ich thue, geschieht aus Zwang. Die geringste Kleinigkeit, jede Unvorsichtigkeit könnte mir die Ungnade des Kaisers zuziehen. Und was bin ich dann trotz meiner unermeßlichen Güter, trotz meiner Tausende von Sklaven, trotz meines Fürstenranges, wenn ich der Gnade des Kaisers entbehre, wenn ich seine leiseste Unzufriedenheit mir zugezogen habe? Mein Rang und mein Reichthum würde mein Unglück nur niederschmetternder machen, statt mich zu schützen.

Aber mein Gott, entgegnete ich, warum müssen Sie denn? So ziehen Sie die Uniform aus und leben unabhängig auf ihren Gütern.

Das darf ich nicht.

Sie dürfen nicht? So sind in Ihrem Lande selbst die Fürsten zum Militärdienste gezwungen?

Gewissermaßen, denn es besteht bei uns ein Gesetz, daß wenn eine Familie aus der Klasse des Adels zwei Generationen hindurch keinen Offiziersrang bekleidet hat, die dritte Generation in die Bauernklasse hinabgestoßen wird. Dann wird sie zugleich aller ihrer Güter verlustig erklärt, weil die unterste Klasse keine solche besitzen darf. So war auch für mich die Nothwendigkeit vorhanden, meine Erziehung in einer Militäranstalt zu erhalten. Ich habe, trotz meines Ranges, als gemeiner Soldat dienen müssen, welcher für den Militärpflichtigen nicht existirt. Hier kömmt Alles darauf an, welchen militärischen Grad man hat. Sie wissen ja, daß selbst die Richter, ja sogar die Geistlichen militärischen Rang haben und als Generäle fungiren. In welche Klasse des Tschin Jemand gehört, darnach ermißt sich sein Rang. Ein Fürst, der nicht im Staatsdienste ist, oder doch wenigstens einen Titel hat, hat

demnach gar keinen Rang. Ich bin jetzt Offizier und habe dem Gesetze Genüge gethan. Ich werde baldmöglichst den Dienst verlassen und mich dann auf meine Güter zurückziehen. Natürlich muß ich dort des Genusses entbehren, den mir in London und Paris die Gesellschaft in so hohem Grade gewährt hat.

Aber warum verkaufen Sie nicht Ihre Güter und Ihre Leibeigenen, fragte ich weiter, und ziehen nach einem andern Lande, wo Sie freier und unabhängiger leben können?

Wollte ich meine Güter verkaufen, so würde das den Verdacht des Gouvernements erregen, und man würde mein Vorhaben durch alle Mittel hintertreiben.

Aber warum das? Sind Sie nicht unumschränkter Herr Ihres Eigenthums?

So lange es der Kaiser will. Dem Kaiser gehört Rußland. Er will nicht, daß russisches Vermögen das Ausland bereichere und dann —

Und dann? fragte ich, als der Fürst inne hielt, als zittere er vor seinen eigenen Worten.

Der Fürst blieb mir wirklich die Antwort schuldig und ging in der Unterhaltung zu dem Glücke seiner Leibeigenen über. —

Sehen Sie dagegen, sagte er, meinen Iwan an. Sie kennen ihn, den bärtigen, kaftanbekleideten Menschen, dessen rabenschwarzes Barthaar und weiße Perlenzähne Sie bewundert haben, als ich seine Person Ihnen neulich zeigte. Es sind kaum fünf Jahre verflossen, als er mich um die Erlaubniß bat, Arbeit suchen zu dürfen. Ich wußte ihn augenblicklich nicht zu beschäftigen, da ich genug Leute zu meinem Dienste hatte, und ließ ihn gehen.

Ich bestimmte seinen Abrok*) und ließ ihn laufen. Mein guter Iwan arbeitete zuerst und ersparte sich eine Kleinigkeit, denn unsere Russen, d. h. die, welche Bärte tragen,**) leben wie die Hunde und begnügen sich mit Roggenbrot und Grütze einen wie alle Tage. Er fing nun einen Haustrhandel an, und brachte es, vermöge seines, den Russen überhaupt eigenthümlichen Schachergeistes, zu einer Lawka (Laden). Nun legte er sich allmählig auf größere Unternehmungen und erwarb sich ein bedeutendes Vermögen. Er hat Niemanden zu fürchten, hat sich frei gekauft, vermeidet die Ehrenstellen, weil er mit der Oeffentlichkeit nichts zu thun haben will, und was die Hauptsache ist, er besitzt sein Vermögen in baarem Gelde, oder, was dasselbe ist, in Staatspapieren. Er könnte, wenn er wollte, Rußland jeden Augenblick verlassen, ohne an seinem Vermögen gefährdet zu sein, aber er wird sich hüten. Er lebt in Petersburg nach seiner Art glücklich und zufrieden, er lebt als Russe, glücklich, wie sich ein geistreicher Schriftsteller ausdrückt, in dem Besitze seines großen Vermögens, einer dicken Frau, einer fetten Katze und eines wohlgenährten Pferdes.

So giebt es also doch auch eine Klasse, die sich in Rußland glücklich fühlt, versetzte ich, und ich finde daher, daß es

---

*) Jährlicher Tribut, welchen die Leibeignen an ihre Herrschaften zu entrichten haben.

**) Bekanntlich dürfen in Rußland nur der Kupitz, d. h. der Kaufmann und alle untern Klassen, Bärte tragen, was dagegen allen Beamten und den Militärs strenge untersagt ist. Der Bart ist auf diese Weise das Zeichen des Nationalrussen, d. h. des unciviliſirten Russen, während alle Leute von Bildung ein glattes Kinn anzeigt. Hiermit muß man die Worte Napoleons in Verbindung bringen: Wehe Europa, wenn der russische Czaar einen Bart trägt.

in Rußland nicht anders, als in Frankreich oder England iſt. Auch in dieſen Ländern ſind nicht Alle glücklich, nicht Alle zufrieden, und in welchem Lande wird es überhaupt ſo ſein?

Ganz gewiß, verſetzte der Fürſt, iſt das ruſſiſche Volk im Ganzen zufrieden und lebt nach ſeiner Weiſe glücklich. Es vergöttert ſeinen Kaiſer, und es ſagt zu Allem was geſchieht: der Kaiſer ſei gelobt! Dahin, wohin die Aufklärung noch nicht gedrungen iſt, da, wo dieſe Ruſſen noch Halbwilde ſind, wird nichts Beſſeres gewünſcht, weil nichts Beſſeres erkannt wird. Aber wir — —

Der Fürſt hielt wieder inne, denn eben ließ ſich einer meiner Freunde, der Fürſt T..., melden. Die Politik wurde bei Seite gelegt, und es trat eine andere Converſation ein. Der Fürſt T... erzählte hübſche Anekdoten vom Hofe, aus dem höheren Leben in Petersburg und von vielen andern Dingen. Der andere junge Mann verließ uns bald, da ihn dringende Angelegenheiten abriefen, und ich war nun allein mit dem Fürſten T..., welcher, wie immer, ſehr galant war.

Wiſſen Sie wohl, ſagte er dann plötzlich, nachdem er mir einige Komplimente gemacht hatte, daß es ſehr gefährlich für mich iſt, Ihnen ſo hübſche Dinge zu ſagen, und daß ich bei Ihnen leicht ein Märtyrer der Galanterie werden kann?

Sehr wahr, mein Herr, verſetzte ich, ich glaube, daß Sie in der That bei mir leicht zum Märtyrer werden können.

Sie wollen mich nicht verſtehen. Ich meine nicht, daß ich etwa befürchte, von Ihnen niemals erhört zu werden.

Wirklich, das befürchten Sie nicht?

Aufrichtig geſprochen, nein, aber der Kaiſer hat nicht unlängſt einen Fürſten V... unter die Garde du Corps geſteckt, weil er ein galantes Verhältniß mit einer Schauſpielerin unterhalten hat. Der Kaiſer iſt ein ſtrenger Sittenrichter.

Ihr Kaiser thut sehr Recht daran. Wenn ich Kaiser wäre — —

Nun, was würden Sie dann thun?

Ich würde noch viel strenger sein, ich würde unbedingt bei allen Herren, welche den Damen unaufhörlich hübsche Dinge sagen, die sie nur mit Ueberdruß anhören, die ohne Herz ausgesprochen werden, und dennoch Herzen zu erobern trachten, ich würde bei solchen Herren die Knute in Anwendung bringen.

Die Knute? rief der Fürst T... lachend, man sieht, daß Sie die Knute nicht kennen, meine schöne Lola, sonst würden Sie es nicht einmal über sich gewinnen können, den Namen dieser entsetzlichen Geißel auszusprechen.

Ist denn dieses Instrument in der That so fürchterlich? fragte ich.

Dieses Instrument ist grausamer, entsetzlicher, als alle Tortur, mörderischer als das schärfste Schwert, schlimmer als der Galgen und das Rad. Wenn Sie es wünschen, so sollen Sie recht bald einmal dieses traurige Instrument sehen, und Sie werden sich über Ihren Ausspruch entsetzen.

Gut, ich gehe darauf ein, und ich will es Ihnen redlich sagen, wenn ich die Strafe für zu strenge halte, aber ich wiederhole es Ihnen, daß ich es mindestens eben so machen würde, wie der Kaiser, und die galanten Tändeleien meiner Unterthanen, natürlich nur die der Männer, unnachsichtlich ahnden würde.

Also die galanten Damen wollen Sie ganz aus dem Spiele lassen? Das nenne ich mehr als Egoismus, das ist Despotismus.

Das scheint Ihnen nur so, mein Herr! Und wenn es in der That so wäre, was schadet es? Es wäre recht gut, wenn

eine Frau einmal einen recht gründlichen Despotismus einführte. Die Männer verstehen keine Despoten zu sein.

Ich möchte die Gesetze kennen, die Sie machen würden, wenn Sie den Scepter führten?

Die Gesetze? — Nun, ich kann Ihnen einige Beispiele geben. Ich würde es z. B. strenge untersagen, ein Mädchen, eine Frau in ihrer Gegenwart schön zu nennen. Männer, die solches thun, müßten mir im Büßerhemde vor den Kirchen stehen, wie man es ehemals mit den gefallenen Mädchen machte. Die Verführer müßten mir bei Lebensstrafe die unglücklichen Mädchen heirathen, wenn diese es verlangen, und wenn diese es nicht wünschen, eine Aussteuer zahlen und ihr ganzes Leben hindurch ledig bleiben.

Um wieder Andere zu verführen?

Gut. Dann verfallen Sie jedesmal in dieselbe Strafe. Die unehelichen Kinder müßten mir stets auf Wunsch der Mutter den Namen des Vaters erhalten, auch wenn keine Ehe erfolgt. Jede Mißhandlung eines Ehemannes an seine Frau würde ich schon von Amtswegen, auch ohne Anklage der Frau, mit Gefängnißstrafe von 4 Wochen bis zu 10 Jahren belegen.

Nicht übel.

Es ist in der That sehr traurig, daß Ihre mächtige Kaiserinnen, welche Alle so ruhmvoll für Rußland regierten, keinen Ehe-Codex erlassen haben, daß sie die große Macht, welche das Geschick in ihre Hände gelegt, nicht besser zum Nutzen ihres Geschlechts angewendet haben.

Sie verstanden es sicher noch schlechter, als die Männer, Despoten zu sein, versetzte der Fürst T... spöttisch.

Sie verstanden es recht gut, mein Herr, die Kaiserin Katharina und die Königin Elisabeth wußten recht gut, was treulosen Günstlingen, die ihnen Liebe geschworen und sie be-

trogen, gebührt. Das Schaffot war ihre Antwort. Die Königin Chriſtine that ein Aehnliches.

Und dieſe entſetzlichen Dinge nehmen Sie in Schutz?

Ich nehme ſie nicht in Schutz, weil dieſe Frauen es verſäumten, ihre Handlungen mit der Glorie der Geſetzlichkeit zu umgeben, weil ſie für ſich allein ein Recht nahmen, das ſie dem ganzen weiblichen Geſchlecht hätten zuerkennen ſollen.

Ihre untreuen Liebhaber auf das Schaffott zu bringen?

Je nachdem, mein Herr! Sie hätten Geſetze machen ſollen, welche den Leichtſinn der Männer gegenüber dem weiblichen Geſchlecht ſtrenge Grenzen zogen. Sie hätten endlich den Grundſatz klar und feſt ausſprechen ſollen: Das weibliche Geſchlecht, welches die Männer das „ſchwache" nennen, iſt für kein Vergehen verantwortlich, deſſen ſich ein Mann mitſchuldig gemacht hat. Das ſchwache Geſchlecht geht unentehrt und ungekränkt aus allen Sünden hervor, zu welchen es ein Mann veranlaßt. Die Entehrung und die Folgen treffen allein den Mann.

Gott behüte uns davor, daß Sie je zu einer großen Macht gelangen, rief der Fürſt T... Sie würden das ganze Männergeſchlecht vernichten — wenn es nicht eben das ſtarke wäre.

Ich würde das Männergeſchlecht zwingen, trotzdem, daß es das ſtarke iſt.

Mit welchen Soldaten? erlauben Sie mir zu fragen.

Nun, mit den Frauen.

Der Fürſt T... war weit davon entfernt, dieſe Wahrheit einzuſehen, er lächelte und verließ mich endlich mit dem Verſprechen, recht bald wiederzukehren.

Was ich ihm geſagt hatte, war übrigens ganz ernſthaft gemeint, und ich hätte mich nicht geſcheut, dem Kaiſer ſelbſt meine Ideen mitzutheilen. Der ruſſiſche Monarch iſt in der

That in Bezug auf die guten Sitten in seinem Reiche sehr strenge. So wurde, wie ich hörte, ein Graf F... degradirt, weil er seine Frau ohne die Einwilligung ihrer Eltern geheirathet hatte. Der Ehebruch wird bestraft, auch wenn der Mann oder die Frau keine Klagen erheben. Wer ein Mädchen, welches das gesetzliche Alter noch nicht erreicht hat, heirathet, wird von Amtswegen geschieden, und die Kinder werden nicht als legitime behandelt. — Aber wen trifft die Strafe, die Folge dieser Gesetze? Die Unschuldigen. Das letztere Gesetz ist den Männern besonders sehr günstig. Sie können sich zwanzig junge Frauen nehmen, ohne erst ihren Tod abzuwarten. Die Folgen haben die armen Kinder zu tragen oder die unschuldigen Mädchen, welche mit so grausamen Gesetzen unbekannt sind.

Unsere aufgeklärte Zeit, auch der russische Gesetzgeber ist aufgeklärt und von der Bildung des Jahrhunderts durchdrungen, versteht wohl gegen die Frauenwelt galant zu sein, aber sie ist im höchsten Grade ungerecht. Die Alten waren weniger galant, aber um so gerechter. Sie fanden es ihres Geschlechtes unwürdig, die Sünden des Mannes an dem Weibe allein zu strafen. Wenn die Völker die Despotie hassen, warum üben sie solche gegen die Frauen?

Aber so ist es. Jeder verlangt die Freiheit für sich, und Jeder möchte Sklaven haben. Erst schafft die Leibeigenschaft der Frauen ab, ehe ihr euch über Despotismus beklagt.

Einundneunzigſtes Kapitel.

Der Pope.

Die ſchwarzen und die weißen Prieſter. — Das roth gewordene Heiligenbild. — Das Portrait. — Ich werde zu einer Heiligen gemacht. — Ein wahrhafter Anbeter.

Die ruſſiſchen Geiſtlichen zerfallen bekanntlich in zwei Klaſſen, in ſchwarze und weiße Geiſtliche. Man muß unter die erſtern nicht etwa Neger verſtehen. Die ſchwarzen Geiſtlichen (Tschernoi djusowenstwo) ſind gewiſſermaßen die höheren Kloſtergeiſtlichen. Dieſe haben ſehr ſtrenge Regeln und müſſen ein enthaltſames Leben führen. Sie genießen kein Fleiſch und leben im Cölibat. — Die weißen Geiſtlichen ſind die Stadtgeiſtlichen, zu denen beſonders die Popen gehören. Dieſe Geiſtlichen ſollen eben nicht ein ſehr muſterhaftes Leben führen, obwohl ſie beim Volke, das überhaupt noch ſehr abergläubiſch iſt,*) in großem Anſehen ſtehen. Ein unregelmäßiges Leben,

*) Dieſer Aberglaube des ruſſiſchen Volkes hat ſich bei einigen Gelegenheiten noch in der neuſten Zeit auf eine fürchterliche Art gezeigt, welche an das Mittelalter erinnert. Als im Jahre 1830 die Cholera

Habsucht und dergleichen, eben nicht priesterliche Eigenschaften, thun diesem Ansehen keinen Abbruch. Mag es nun sein wie es wolle, so habe ich doch die Bemerkung gemacht, daß die russischen Geistlichen ausgezeichnet hübsche Leute sind, die auf der Kanzel wahrhaften Patriarchen gleichen. Man scheint in Rußland, d. h. die Regierung scheint auf das Aeußere der Geistlichen, welches allerdings zu ihrem Ansehen viel beiträgt, große Aufmerksamkeit zu verwenden. Sie beschneiden niemals ihr Haar, welches bei ihnen in so langen Locken über den Nacken fällt, daß sie gewiß von den meisten Frauen darum beneidet werden können. Der Bart reicht ihnen bis auf den

in Rußland wüthete, wollte das Volk durchaus nicht an eine Pest glauben. Es glaubte vielmehr, daß es die Fremden und namentlich die Polen vergiften wollten und daß selbst die Aerzte und die Beamten dabei betheiligt seien. Die Wuth des Volkes war fürchterlich. Im ganzen Reiche und so auch in Petersburg wurden die Aerzte gemordet. Man warf sie aus den Fenstern, trug ihre Köpfe auf Pfeilen herum, und zerschnitt sie in Stücke. Umsonst suchte die Behörde dieser Raserei Einhalt zu thun, sie mußten sich am Ende selbst, um den scheußlichen Martern zu entgehen, verbergen. Nur dem Kaiser allein gelang es, der Raserei des empörten Volkes Einhalt zu thun. Mit der größten Geistesgegenwart sprengte er mitten in den entmenschten, von aller Furcht entfesselten Haufen und, mit seiner kräftigen, männlichen Stimme rief er ihm im gebieterischen Tone zu, sie sollten niederknien und durch Gebete den Zorn des Allmächtigen, der sie nur für ihre Sünden strafe, zu beschwichtigen suchen, nicht aber ihn durch neue Verbrechen noch mehr reizen. — Und das Volk, durch die Heldengestalt des Kaisers und seine erhabene Stellung, so wie durch seine Worte erschüttert, befolgte wirklich auf der Stelle seinen Befehl. Wie ein Lamm kniete die zügellose Masse nieder, murmelte zerknirscht ein Gebet und schlich sich dann ruhig nach Hause. —

Gürtel. Ich habe niemals ſo viel männliche Schönheit als bei den Popen geſehen.

Der Kaiſer, welcher gewiſſermaßen der Papſt der Ruſſen iſt, denn er iſt der erſte Geiſtliche ſeines Reiches, hält ſtrenge auf die Achtung vor der poſitiven Religion, obwohl er dem Aberglauben eben nicht ſehr geneigt ſein ſoll. Trotzdem iſt das ruſſiſche Volk noch ſehr weit zurück.

Spaßhaft war es mir zu hören, daß der Bediente eines meiner Bekannten an dem Tage, an welchem er das Abendmahl nahm, gleich darauf zu Bette ging und bis zum andern Tage ſchlief, und zwar deshalb, um keine Sünde mehr zu begehen. Die Sünden nämlich, welche die Ruſſen am Tage des Abendmahls begehen, halten ſie für doppelt ſündhaft.

Die Heiligenbilder genießen in Rußland eine ganz beſondere Verehrung. Als im Jahre 1614 La Gardin Newgorod beſetzte, fand er, daß die Ruſſen ihre Schätze ſehr wohl verborgen hatten. Er befahl nun den Soldaten alle Heiligenbilder aus der Stadt fortzutragen, und dieſe klug berechnete Maßregel wirkte ſogleich. — Schreiend und wehklagend lief das Volk hinter ſeinen Heiligen her und zahlte willig eine bedeutende Summe, um ſie zurück zu erhalten.

Spaßhaft iſt auch folgende Geſchichte: Im Jahre 1648 gerieth der Czar und ſein Hof in die größte Beſtürzung, weil dieſer die Bemerkung machte, daß ſein Heiligenbild ganz roth im Geſicht wurde. Man rief den Patriarchen herbei, welcher nicht weniger erſtaunt über dieſes Wunder war, und ſchon begann man allerlei Deutung daraus zu ziehen, als zufällig ein Maler die Sache erklärte. Die oberſte Farbe war nämlich gänzlich weggeküßt und ſo trat die rothe Grundfärbung wieder hervor.

In dem Hotel, in welchem ich wohnte, logirte ſich auf

einige Zeit ein Pope aus Moskau ein, welchen Geschäfte nach Petersburg geführt hatten. Wir begegneten uns einige Male und ich grüßte respectvoll den Geistlichen, welcher mit seinem langen Haare und Bart einem der Erzväter glich. Bei einer Gelegenheit, wo wir Beide zugleich aus dem Hause traten, knüpften wir ein Gespräch an. Der Pope sprach sehr fließend französisch, und ich bemerkte bald, daß der fromme Mann es sehr gut verstand, dem schönen Geschlechte, mit welchem Namen die Männer das weibliche Geschlecht zu beehren die Güte haben, seine Huldigung darzubringen. Er bat mich um die Erlaubniß, mich auf meinen Zimmern besuchen zu dürfen, und ich willigte sehr gern ein.

Schon am andern Tage stellte er sich bei mir ein. Ich glaubte schon, daß er vielleicht einen Versuch, mich zu seinem Glauben zu bekehren, machen würde, aber der fromme Herr sprach auch kein Wort von seiner Religion. Er gebrauchte indessen die Prärogative seines Standes, an mich eine zärtliche Anrede zu halten, in welcher er mich sein blauäugiges allerliebstes Töchterchen nannte.

Der Pope war übrigens keineswegs so unwissend, wie man gewöhnlich die Popen schildert. Er theilte mir unter Anderm mit, daß er vorzüglich gut portraitiren könne, und bat mich, ihm zu sitzen.

Aber was wollen Sie mit meinem Bilde machen? fragte ich ihn.

Ich will es in Gold einfassen lassen, sagte er, und es als Heiligenbild bei mir führen.

Ich war nun zwar von dieser Antwort keineswegs überrascht, denn ich wußte ja, daß es die katholischen Mönche und Nonnen ehemals ebenso gemacht haben, indem sie ihre Portraits unter dem Namen der heiligen Jungfrau, und Gott

weiß welchen Heiligen noch, miteinander austauschten, aber ich fand es doch etwas sonderbar von dem frommen Popen, eine ihm so fremde, fernstehende Person ohne Weiteres unter die Heiligen zu versetzen, und entgegnete ihm, daß ich mich einer solchen Profanation nicht schuldig machen wollte, zumal, da ich weit entfernt sei, den Ansprüchen, welche man an eine Heilige macht, zu entsprechen.

Der Pope lächelte und sagte: Beruhigen Sie sich deshalb, ich gebe Ihnen die Versicherung, daß Sie den Ansprüchen, die ich an eine Heilige mache, vollkommen entsprechen, und ich will ja nur, daß Sie meine Heilige sein sollen.

Sie sind Priester, versetzte ich, wie können Sie mit dem Spott treiben, was in den Augen Ihres Volkes als geweiht erscheint?

Es gestaltet sich Jeder seine Heiligen nach seinen Begriffen, versetzte der Pope sehr gleichmüthig. Es kömmt für den Einzelnen nicht darauf an, wen er für seinen Engel oder seinen Heiligen hält, sondern welchen Glauben er von ihm hat. Wenn ich Sie für meine Heilige erkläre, so erscheinen Sie mir als ein vollkommnes Wesen. Es ist genug, daß Sie dieses in meinen Augen sind, mögen Sie auch noch so viele Schwächen haben.

Ich konnte gegen diese Meinung allerdings nichts einwenden, der Pope hatte so Unrecht nicht. Ich wollte ihm demnach gestatten, mich zu portraitiren, in Gold oder Brillanten zu fassen, und mich nach Herzensluft anzubeten. Aber nur zu bald erkannte ich, daß der fromme Mann es bei dieser Verehrung in effigie nicht bewenden lassen wollte. Nicht allein, daß er während des Malens allerlei Bemerkungen über meine körperlichen Vorzüge machte, die ihn gar nichts angingen, da es der Maler nur allein mit meinen Gesichtszügen zu thun

hatte, er machte auch Anſprüche darauf, daß ich ihn ebenfalls als meinen Heiligen betrachten ſollte. Ich ſagte ihm, daß ich das Talent zum Portraitiren keineswegs beſitze, und der gute, ehrwürdige Pope war gefällig genug, mir zu geſtatten, mich direct an ihn ſelbſt zu wenden.

Das war doch die Selbſtvergötterung ein wenig zu weit getrieben. Der Herr Pope verlangte mehr als der Papſt, welcher ſich doch damit begnügt, wenn man ſeinen Pantoffel küßt. Der Pope wollte aber ſelbſt geküßt ſein.

Ich fand den ſchönen Mann ſehr häßlich, als er anfing den Affen zu ſpielen. Er wollte mir ſehr väterlich und ruſſiſch-ſittlich die Stirne küſſen, was ich ihm unter andern Umſtänden nicht verweigert haben würde, aber nach Allem, was er gegen mich unternehmen wollte, hatte ich Urſache genug, ihm das Unſchuldigſte zu verweigern.

Jedoch konnte ich nicht verhindern, daß er mir den Fuß küßte. Ich glaubte, der Pope wollte, ſich verbeugend, Abſchied nehmen, bis ich zu ſpät bemerkte, daß ſein ſchöner Bart die Erde und ſeine Lippen meinen Schuh berührten.

Ich war froh, als ich ihn endlich gehen ſah, aber zu meinem Entſetzen verſprach er bald wieder zu kommen. Ich dachte ernſtlich darüber nach, einer ſo gefährlichen Nachbarſchaft auszuweichen.

Zu meinem Glücke verließ der Pope ſchon am andern Tage Petersburg, da ihn ein plötzlicher Todesfall ſchleunigſt nach Moskau zurückrief.

Zweiundneunzigſtes Kapitel.

Ein merkwürdiges Geſchenk.

Knute und Kantſchu. — Armeſünder. — Das Löſegeld. — Sechshundert Seelen. — Ein merkwürdiger Gewinn.

Der Fürſt T... hielt ſein Verſprechen und brachte mir bei ſeinem nächſten Beſuche ein Paar Inſtrumente mit, die nicht allein in Rußland ſo ſehr gefürchtet ſind, und bei deren Nennung Jeden ein geheimer Schauer durchrieſelt.

Es war der Kantſchu und die Knute.

Ich habe ſonſt beide Inſtrumente für eines und daſſelbe gehalten, doch wurde ich jetzt meinen Irrthum inne, obwohl ich darin nicht unrecht muthmaßte, daß Eines wie das Andere ein fürchterliches Ding und von tödtlicher Wirkung ſei.

Seit der Kaiſerin Katharina II. iſt die Todesſtrafe, für den Hochverrath ausgenommen, abgeſchafft. Das höchſte Strafmaß für die größten Verbrechen iſt vierzig Knutenhiebe und die Verbannung nach Sibirien. Die Zahl der Kantſchuhiebe iſt aber oft bei weitem größer, und dieſe entſetzliche Geißel iſt nicht minder ſchmerzhaft.

Die Knute iſt nichts anderes als ein dicker, feſtgeflochtener Kantſchu, deſſen Ende in eine harte Lederzunge ausläuft. Das

Schrecklichſte bei dieſem Inſtrument ſoll die Geſchicklichkeit des Profoß ſein. Dieſer pflegt nämlich ſelbſt ein verurtheilter Verbrecher zu ſein, deſſen Strafe eben darin beſteht, dieſes ſchreckliche Amt zwölf Monate lang zu verwalten. Während dieſer Zeit hat er ſich beſtändig in ſeinem neuen, blutigen Handwerk zu üben, bis er eine ſolche Geſchicklichkeit darin erwirbt, daß er einen Ziegelſtein auf den erſten Schlag zu Pulver zerſchlagen kann. Schon beim erſten Schlage kann er ſein Opfer bis auf die Eingeweide zerfleiſchen.

Der Kantſchu, obwohl dieſer als das viel mildere Straf-Inſtrument betrachtet wird, ſchien mir ärger als die Knute zu ſein. Es iſt eine dünne Riemenſchnur, an deren äußerſtem Ende, vermittelſt eines eiſernen Ringes, eine kleine hornartig gehärtete Zunge von gegerbtem Leder befeſtigt iſt. Der Kantſchu iſt alſo nur etwas leichter als die Knute und ihre Wirkung eben ſo entſetzlich und bei der größern Zahl der Hiebe noch bei weitem entſetzlicher.

Der Kantſchu wird nicht öffentlich wie die Knute gegeben, ſondern im Polizeihauſe, und dieſem Umſtande hauptſächlich iſt es beizumeſſen, daß die Strafe mit dem erſtern bei weitem nicht ſo gefürchtet wird.

Es kömmt übrigens bei beiden Strafarten ſehr auf den guten Willen des Profoßen an. Er hat den Armenſünder vollkommen in ſeiner Gewalt, und es iſt demnach kein Wunder, daß der Verurtheilte Alles darauf verwendet, dieſen gegen ſich milder zu ſtimmen. Heimlich iſt das ſehr leicht. Aber auch bei der auf offnem Richtplatze gegebenen Knute ſind dem Inculpaten noch Mittel gegeben, ſeine Strafe durch Beſtechung des Profoßen zu mildern.

Es herrſcht nämlich in Rußland die Sitte, daß der Verurtheilte bei jedem Wirthshauſe, an welchem er auf dem Wege

zum Richtplatz vorüberkömmt, anhalten und Branntwein verlangen kann. Während er nun trinkt, wirft ihm die versammelte Menge, welche gegen die Verurtheilten stets sehr theilnehmend ist, eine Menge Münzen zu, welche der Sträfling gewöhnlich seinem Peiniger überläßt.

Ich hörte diese Mittheilungen mit dem größten Interesse an, konnte mich aber der Bemerkung nicht entwehren, daß das Volk, bei welchem man so entwürdigende Strafen noch so oft in Anwendung bringt, doch noch sehr weit von dem humanen Standpunkte entfernt sei, auf welchem bereits das übrige Europa, ja selbst andere noch uncultivirte Völker stehen, und warf die Frage auf, ob es denn nicht möglich sei, in Rußland die entsetzliche Knute und den Kantschu abzuschaffen.

So weit sind wir noch lange nicht, erhielt ich zur Antwort, und wer weiß, ob wir je dahin gelangen. Ich selbst habe allen Abscheu davor, setzte der Fürst hinzu, und doch bin ich nicht selten gezwungen, meine Leibeigenen durchprügeln zu lassen. Denken Sie sich, unter meinen Leibeigenen befindet sich einer, auf den ich sehr viel halte. Ich lasse ihn ungern durchhauen, und daher kömmt es, daß ich ihn öfter als die Andern mit Worten verwarne. Als ich ihm nun einst eine Sache streng verwies, und ihn fragte, wie er meine Warnungen so wenig achten könne, gestand er mir ganz offenherzig, weil — er keine Prügel erhalten habe. Er wollte mir damit beweisen, daß er wohl Grund hatte, meine Warnungen nicht so strenge zu nehmen.

Die Herren dürfen ihre Leibeigenen nicht selbst züchtigen, sondern sollen es gesetzlich durch die Polizei geschehen lassen, welche übrigens die Gründe der Züchtigung nicht weiter zu untersuchen hat, sondern der bloßen Anzeige, diesem oder jenem Leibeigenen eine gewisse vom Herrn bestimmte Anzahl Hiebe

zu geben, unbedingt Folge leisten. Nur Adelige sind von der Züchtigung befreit. — Es können mithin Leute, welche oft das Vermögen eines Krösus besitzen, so lange sie noch Leibeigene sind, auf diese barbarische und unwürdige Weise gezüchtigt werden.

Ich hatte nach allen diesen Mittheilungen keine Lust zu einer längeren Bekanntschaft mit Knute und Kantschu, und wollte mich von andern Dingen unterhalten, der Fürst aber sagte lächelnd:

Diese Dinge spielen bei uns eine zu große Rolle, um ihnen nicht volle Aufmerksamkeit zu schenken, und ich wette, wenn sie eine russische Gräfin wären, Sie würden durchaus keinen Abscheu davor empfinden. Aber Sie haben Recht, meine liebe Lola, lassen Sie uns nun zu andern Dingen übergehen. Ich möchte eine Frage an Sie richten, aber Sie müssen auch ehrlich antworten.

Ich hoffe, Sie werden daran nicht zweifeln.

Ich bezweifle nicht Ihre Ehrlichkeit, aber auch nicht ihre Schalkhaftigkeit. Es ist eine sehr delikate Frage, und bei solchen Gelegenheiten schlüpfen Sie Einem aus den Händen wie ein Aal. —

Das kömmt daher, weil Sie mich nicht geschickt genug zu fassen wissen.

Wenn es darauf ankömmt, so sollen Sie mir diesen Vorwurf nicht zum zweiten Male machen, rief der Fürst, und umarmte mich dergestalt, daß ich glaubte, mir müßten die Rippen brechen.

Sie sind abscheulich, rief ich, ich bin wahrlich keine Russin, lassen Sie mich los.

Nein, Sie sind schlank wie ein Rohr, und ich folge nur Ihrem Rathe.

Haben Sie denn nicht einmal Verſtand genug, ein Bild zu faſſen? Ich habe mich gleich Ihnen nur bildlich ausgeſprochen. Ich meinte, daß Sie mich bei meinen Gedanken, nicht aber bei meiner Taille faſſen ſollten.

Das iſt bei Ihnen Eins und Daſſelbe. Sie ſind die verkörperte Idee, der leibliche Geiſt.

Und Sie ſcheinen mir der leibhaftige Teufel zu ſein. Laſſen Sie mich los, oder ich ergreife wahrlich die Knute.

Es fehlt Ihnen die Kraft, Sie zu führen. Aber wenn Sie es einmal damit verſuchen wollten, ich will einen meiner Leibeigenen rufen laſſen, und Sie können ihn nach Herzensluſt durchhauen.

Das mag ein ruſſiſches Vergnügen ſein, mein Fürſt, ich fühle mich nur veranlaßt, denjenigen wehe zu thun, die aus den Schmerzen, welche ſie Andern bereiten, ihre Zerſtreuung ſchöpfen.

Sie brauchen keine Furcht zu haben. Mein ſchwächſter Leibeigener nimmt mit Freuden 1000 Knutenhiebe von Ihnen, wenn Sie ihm nur einige Kopeken geben.

Der abſcheuliche Menſch hielt mich noch immer feſt umklammert. Ich konnte mich nicht vertheidigen.

Was geben Sie mir, wenn ich Sie aus meinen Händen erlöſe? fragte er mich.

Was ich Ihnen verſprochen habe, die Knute.

Dann bleiben Sie ewig meine Gefangene.

Darauf werde ich es ankommen laſſen.

Ich glaube kaum. Sie müßten ſich dann entſchließen, mit mir den Hungertod zu ſterben.

Ich will mit Ihnen weder leben noch ſterben, laſſen Sie mich los.

Ohne Löſegeld nicht.

Sie haben mich nicht gefangen, sondern überfallen.

Mir gleich — denn ich habe Sie.

Sie wollen mich also nicht aus Ihren räuberischen Klauen lassen?

Bieten Sie Lösegeld.

Da, dort liegt der Brillantring, welchen Sie mir geschenkt haben, nehmen Sie ihn zurück.

Lola — Sie sind recht schlecht.

Weil ich Sie mit Ihrer eigenen Münze bezahle?

Das ist nicht meine, es ist Ihre Münze. Bieten Sie ein anderes Lösegeld.

Ich unterhandele nicht in Gefangenschaft, ich lasse mir meinen freien Willen nicht rauben.

Es hängt von Ihnen ab, frei zu werden. Aber ich will Ihnen einen Vorschlag zur Güte machen.

Lassen Sie hören.

Sie sind jetzt nur halb in meiner Gewalt, weil ich Sie nicht loslassen darf, ohne Sie zu verlieren. Sie sind eine Löwin, die man nur hat, so lange sie im Käfig ist, und die man loszulassen sich fürchten muß. Wollen Sie meine freiwillige Gefangene sein, wie ich schon jetzt freiwillig Ihr Gefangener bin? — Dann sollen Sie sechshundert Seelen die Ihrigen nennen.

Behüte mich der Himmel, ich habe mit meiner einzigen Seele vollkommen genug.

Es ist mein wirklicher Ernst — ich schenke Ihnen eines meiner Güter mit sechshundert Leibeigenen.

Ich danke Ihnen. Ich hasse die Sklaverei an mir und an Andern.

Wer wird nicht gern Ihr Sklave sein, schöne Lola? Ich selbst ja erbiete mich zu diesem Sklaventhum.

Weil Sie ein Russe sind.

Sie gehen also auf meinen Vorschlag nicht ein? Sie nehmen meine sechshundert Seelen nicht?

Wenn Sie mir alle ihre sechszig Millionen russische Seelen schenken könnten, dann würde ich mit Ihnen handeln.

Warum erst dann?

Dann würde ich diesen Seelen Geist geben, dann würde ich die Leibeigenen frei machen.

Glauben Sie mehr zu können, als der Kaiser?

Ja!

Ich zweifle.

Eine Frau kann, was sie will, der Mann will, was er kann.

Versuchen Sie es mit meinen sechshundert Seelen.

Das lohnt sich nicht der Mühe.

Wie, sechshundert Menschen?

Zählen nicht in Rußland, das wissen Sie am besten. Also lassen Sie mich endlich los, wir werden nicht einig.

Sie sind die widerspenstigste Dame, die ich je gekannt habe, aber ich werde Sie dafür bestrafen, Sie sollen mir nicht wieder aus Rußland hinaus.

Mit diesen zürnenden Worten ließ mich der Fürst endlich los. Die Arme thaten mir wehe, so derbe hatte er sie gefaßt. Er war wirklich sehr böse, daß ich seine sechshundert Seelen ausschlug, und da ich ihn nicht gern zu meinem Feinde haben wollte, denn ich traute dem chevalaresken Charakter der Russen nicht, die zwar in Hinsicht der äußern Glasur, doch keineswegs dem Innern nach mit den Engländern oder Franzosen zu vergleichen sind; ließ ich mich auf meine Ottomane nieder, nahm die Guitarre zur Hand und sang ein Liedchen.

Der Fürst nahm neben mir Platz, er wurde wieder freund-

licher, und ich hatte mich wohl zu hüten, daß er nicht auch wieder zärtlich wurde.

Nach und nach stellten sich noch andere Herren ein. Der Prinz D... erschien, der Fürst F..., der Graf B...s, der Doktor M...g. Wir tranken unsern russischen Thee und plauderten so vernünftig, als man in Rußland eben plaudern darf, oder vielmehr zu plaudern wagt, denn die Russen wagen viel weniger als sie dürfen.

Ich wunderte mich, daß der Prinz L...w noch nicht erschienen war, endlich hörte ich einen Wagen im strengsten Galopp die Newskaperspective herabfahren und die Gesellschaft rief sogleich:

Das ist Prinz L...w.

Er fährt wie toll, rief der Fürst F... Er hat erst vor einigen Tagen sein Pferd der Polizei*) übergeben müssen und seinen Kutscher durchhauen lassen. Er ist der tollste Fahrer in Petersburg, den nur die kaiserliche Familie allein überholt.

In diesem Augenblick trat der Prinz in's Zimmer.

Ich komme spät, sagte er, aber besser spät, als gar nicht, ich habe mit der Gräfin Tsch... Ecartee gespielt — und rathen Sie, um welchen Gewinn?

Um Ihre tollen Pferde? fragte der Fürst T...

Nein, um meinen tollen Kutscher. Sie wissen, welch ein

*) Es gilt in Rußland das Gesetz, daß bei Unglücksfällen, welche durch das daselbst so übliche Schnellfahren verursacht werden, das Gespann, durch welches der Unfall veranlaßt worden, der Behörde ausgeliefert werden muß. Selbst der Kaiser hatte einst bei einem solchen Unfall, der durch Unvorsichtigkeit seines Kutschers entstanden, seine Equipage sofort verlassen, und dieselbe, indem er selbst zu Fuße weiter ging, nach dem nächsten Polizeihause geschickt.

schmucker Kerl das ist, und die Gräfin Tsch ... hat mich schon mehreremal gebeten, ihr den „Schönbart," wie sie ihn nannte, zu überlassen. Endlich ging ich mit ihr es ein, um ihn zu spielen. Im Falle sie verlöre, sollte sie mir ihre beiden Pferde geben, welche sie sich vor einer Woche angeschafft und die von einer herrlichen Race sind.

Und Sie haben die Pferde gewonnen?

Nein, sie hat meinen Kutscher gewonnen. Jedoch wurde zur Bedingung gemacht, daß ich ihn erst tüchtig durchhauen lassen mußte, um ihn daran zu erinnern, schnell und vorsichtig zugleich zu fahren. Mit diesem „Gedenken" habe ich ihn der neuen Herrin ausliefern lassen.

Nachdem der Prinz über seinen Verlust und die Gräfin Tsch ... über ihren Gewinn noch weidlich aufgezogen worden waren, trennte sich endlich die Gesellschaft. Der Prinz L...w ließ mir ein Kästchen zurück, welches ich am andern Morgen auf meinem Nachttische fand.

Es enthielt einen köstlichen Brillanten-Halsschmuck.

Diese Russen, dachte ich, verschenken eben so freigebig ihre Brillanten wie ihre Seelen.

Am andern Tage gab ich meine erste Vorstellung auf dem großen oder sogenannten steinernen Theater. Ich wurde mit Enthusiasmus empfangen, und überschüttet mit Blumen, Briefen und allerlei niedlichen Dingen, in deren Auswahl die Russen ungemein erfinderisch sind, verließ ich die Bühne.

Nach diesem Debüt konnte ich mir von Petersburg viel versprechen, und der Erfolg hat meine Erwartungen noch übertroffen.

Ich habe nie geglaubt, daß in dem kalten Petersburg so enthusiasmirte Menschen leben.

Dreiundneunzigſtes Kapitel.

St. Petersburg im Winter.

Olla Potrida. — Keine Proletarier. — Soldaten. — Wie ein Diener ſeinen Herrn ernährt. — Tſcherkeſſen. — Orden. — Uniformen. — Schöne Männer und die Schneider.

Wenn man in Petersburg dem Monat Oktober entgegengeht, dann iſt es, als veränderte ſich die Phyſiognomie der Stadt gänzlich. Die Leute richten ſich für die Dauer von ſieben Monaten auf den Winter ein, und man ſchützt ſich ſo gut gegen den zu erwartenden unangenehmen Gaſt, daß man wahrlich kein abgehärteter Ruſſe zu ſein braucht, um ihn ertragen zu können. Ueberhaupt kommt man in Petersburg wenigſtens ſehr bald von der Meinung zurück, als ſeien die Ruſſen gegen die Kälte unempfindlich. Ich habe gerade das Gegentheil gefunden, und es iſt mir jetzt nicht mehr auffallend, daß ſich ein Ruſſe in Paris an ſehr gelinden Froſttagen über die Kälte beklagte.

Die Ruſſen wiſſen ſich ſo gut die ſieben Wintermonate hindurch gegen ihre nordiſche Kälte zu ſchützen, daß ſich ihnen kein kalter, unangenehmer Luftzug nahen kann. Ihre koloſſalen ruſſiſchen Oefen werden den ganzen Winter, bei gelinden

oder ſtreng kalten Tagen, gleichmäßig geheizt, und verbreiten im Winter in den Wohnungen eine behagliche Wärme. Doppelte Fenſter und Thüren halten die Kälte von außen ab, und beim Ausgehen weiß ſich der Ruſſe ſo dicht in ſeinen dicken Pelz zu hüllen, daß man eher einen Bär, einen Wolf, und Gott weiß, welches pelzverbrämte Thier, als einen Menſchen vor ſich zu ſehen glaubt.

Es iſt höchſt intereſſant, ſich den Anblick der Paläſteſtadt in drei verſchiedenen Stadien zu vergegenwärtigen, an einem ſchönen Sommertage, an einem gelinden Wintertage und an einem Froſttage von dreißig Grad Kälte.

Man muß, um den Contraſt recht zu bemerken, zu dieſen drei verſchiedenen Zeiten die Newskaperſpective oder den engliſchen Kai beſuchen, denn hier iſt das Herz von Petersburg und ſomit von ganz Rußland.

Man gehe in der Mittagsſtunde zwiſchen 12 — 2 von der Annitſchkowbrücke bis zur Admiralität und von hier den engliſchen Kai hinab, ſo hat man eine der ſchönſten und genußreichſten Anſichten, wie man ſie in keiner europäiſchen Stadt wiederfindet.

Man denke ſich die rieſigen Gebäude, welche mit ihrem blendend weißen Anſtrich ſo ſäuberlich ausſehen, als wären ſie ſämmtlich zum Prunke aufgeſtellt. Obwohl die Newskaperſpective eine große Anzahl Läden enthält, ſo ſieht doch Alles ſo elegant aus, kaum daß ein Schild mit ſehr kleinen Buchſtaben die Thüren der Häuſer verunziert.

Die rieſigen Placate, die Handlungsanzeigen kennt man in Rußland nicht. Man ſieht in Petersburg die Ecken der Häuſer von keinen angehefteten und abgeriſſenen Anſchlägen verunziert. Ich glaubte, daß der Kaiſer, welcher Alles um ſich herum ſauber und elegant haben will, welcher aus ganz Pe-

tersburg einen Palaſt machen möchte, dergleichen nicht leide, aber ich erfuhr, daß dergleichen Anſchläge in Petersburg durchaus nicht am Platze ſein würden. Das gemeine Volk kann nicht leſen und für den Kaufmann thut die Empfehlung und Bekanntſchaft Alles.

Statt der Placate ſieht man aber faſt vor allen Läden gemalte Schilder, auf welchen alle die Gegenſtände, oft mit wahrer Virtuoſität, abgebildet ſind, die in den Läden zu haben ſind. Das iſt deutlich und Jedem verſtändlich, und bei den vielen Fremden in Petersburg ſehr angewandt. Die Leute müßten auf andere Weiſe ihre Artikel in hundert Sprachen ausbieten.

Zu dieſer äußern Eleganz und Sauberkeit geſellt ſich die der Spaziergänger. Man begegnet keinem zerlumpten Menſchen. Die Leute der niedern Stände ſind ſo höflich, ſo äußerſt artig und demüthig gegen Jeden, daß man in Petersburg unwillkührlich zu der Anſicht gelangt, dieſe Stadt iſt die einzige in Europa, in welcher keine Proletarier leben, in welcher kein Pöbel exiſtirt.

Daß es in Petersburg, ja in ganz Rußland keine Proletarier giebt, hat in der That ſeine Richtigkeit. Wenn das Inſtitut der Leibeigenſchaft gegen unſere moderne Civiliſation verſtößt, ſo hat ſie doch in Rußland das Gute, das Proletariat, dieſen böſen Alp des übrigen Europa's, nicht aufkommen zu laſſen. In Petersburg, in ganz Rußland hat jeder Menſch ſeinen Herrn, der die Verpflichtung hat, ihm Brod zu geben, ihn zu ernähren. Freilich kömmt es auch zuweilen vor, daß ſich ein ſolcher von ſeinem Leibeigenen ernähren läßt, und ein junger, ausgelaſſener Petersburger, der Prinz R..., erzählte mir einen ergötzlichen Fall.

Er hatte nämlich in Petersburg, wo er bei der Garde

ſtand, ſehr viel Geld verausgabt und bedeutende Schulden gemacht. Sein Vater war auf Reiſen, und er wußte im Augenblick nicht, die fürchterliche Ebbe ſeiner Kaſſe zu heben. Glücklicher Weiſe hatte er einen Leibeigenen ſeines Vaters zu ſeiner Bedienung bei ſich. Dieſen rief er herbei und richtete folgende Worte an ihn:

Petrowitſch, ich gebrauche für ſo lange Zeit täglich ſo viele Rubel. Du mußt ſie mir ſchaffen.

Gott erbarme ſich, Herr, wie ſoll ich?

Keine Widerrede, Petrowitſch, Du verſchaffſt mir ohne Verzug das Geld, oder ich laſſe Dich durchpeitſchen. Packe Dich fort.

Petrowitſch machte eine ſehr demüthige Verbeugung und entfernte ſich.

Am andern Tage brachte er mir richtig den ihm auferlegten Tribut, und ſo fort, bis meine Kaſſe wieder angefüllt war und ich der Dienſte des Menſchen nicht mehr bedurfte.

Aber mein Gott, rief ich, wie konnten Sie ſo etwas von dem armen Menſchen verlangen? — Das war ja eine directe Anweiſung zum Diebſtahl. Ich werde, wenn Sie mir den Petrowitſch ſchicken, Kiſten und Kaſten vor ihm verſchließen.

Fürchten Sie nichts, verſetzte der junge Prinz, dem Ruſſen iſt nichts unmöglich, wenn er muß. Mein guter Petrowitſch hat ſich von ſeinen kleinen Erſparniſſen einen Hauſirhandel angelegt, und damit täglich mehr verdient, als ich von ihm verlangte. Jetzt ſetzt er ſeinen Handel fort, und ich bin überzeugt, daß er es bald zu einem bedeutenden Vermögen bringen wird. Nach einigen Jahren wird er über Tauſende gebieten können, und wem hat er dieſen Reichthum dann zu danken? Dem unerbittlichen Muß, welches ich ihm auferlegte, und welches ſeine träge Natur anſpornte und aufrüttelte.

Die Leibeigenschaft, welche das Proletariat in Rußland verhindert, hat aber noch eine andere gute Seite. Bei dem, dem Russen angebornen Hange zum Handel, würde ohne eine solche gewiß kein Mensch den Boden bebauen. Alles würde nach den Städten ziehen und der Speculation sein Glück abzuringen suchen, und doch reichen alle sechszig Millionen, welche Rußland bewohnen, nicht aus, dieses ungeheure Reich zu kultiviren, in welchem Falle es die zehnfache Menschenzahl ernähren könnte.

Was den Reiz der belebten Promenade auf der Newskaperspective und an dem englischen Kai noch sehr hebt, das sind die vielen Uniformen, welche man auf jedem Tritte begegnet. Ich behaupte wohl nicht zu viel, wenn ich sage, daß von den 500,000 Einwohnern Petersburgs wenigstens 300,000 eine Uniform tragen. Selbst die Lampenanzünder haben eine solche, und dieser Anblick ist um so auffälliger, wenn man kurz zuvor in London war, wo fast gar keine Uniform zum Vorschein kommt, und man so darauf bedacht ist, den Widerwillen der Nation gegen die Uniform zu respectiren, daß man ihrem Anblick selbst die wenigen Wachtposten entzieht, die vor verschiedenen Gebäuden, aber nur im Innern der Höfe, stehen.

Die russischen Soldaten, vom gemeinen Manne bis zum höchsten Offizier, scheinen mit ihrer Uniform so zusammengewachsen zu sein, daß man sie nie ohne dieselben sieht. Sie sind selbst auf dem Spaziergange so gerüstet, als sollte es jeden Augenblick in die Schlacht gehen. Es ist in der That ein überraschender Anblick, alle die verschiedenen Gestalten und Rüstungen zu sehen, man glaubt, nicht in einer einzigen Stadt, sondern in hunderten zu gleicher Zeit zu sein.

Besonders schön und stattlich machen sich die Tscherkessen in ihren silbernen Panzern. Während ihre Brüder im Kau-

kasus mit den Russen auf Tod und Leben kämpfen, und weder Pardon geben, noch nehmen, sieht man sie in Petersburg sich so höflich mit den Russen bewegen, als wäre zwischen beiden Völkern ein ewiger Frieden gewesen. Aber doch schienen mir die Russen eine gewisse Scheu vor diesen kriegerischen Gefangenen zu haben. Denn anderes sind die Tscherkessen in Petersburg nicht. Sie haben den scharf geschliffenen Dolch und die geladene Pistole beständig im Gurt. So erscheinen sie sogar in der Gesellschaft und auf Bällen, und so tolle Dinge diese Leute auch zuweilen anstellen, man scheint gegen sie sehr viel Rücksicht zu nehmen. Man scheint diese Tscherkessen als eine Seltenheit sehr zart zu behandeln, denn es werden sehr wenige lebendig gefangen, weil diese Leute, wenn sie kein Entrinnen sehen, ihre Waffen gegen sich selbst kehren, um der Gefangenschaft zu entgehen. Den jungen Tscherkessen, welche man in den Kadetteninstituten in Petersburg erzieht, läßt man sogar ihre Religion, weil man sich davon überzeugt hat, daß sie von ihren religiösen Ansichten nicht loslassen.

Ich habe in Petersburg einen jungen, schönen Tscherkessen kennen gelernt, welcher mir über sein Volk sehr interessante Mittheilungen gemacht hat. Er erzählte mir unter Anderem, daß es bei ihnen Sitte sei, die älteren Mädchen, welche keinen Mann finden, zu verkaufen. Sie kommen dann gewöhnlich in einen Harem, wogegen sie sich durchaus nicht sträuben. Ja, sie selbst geben sich alle Mühe, ihre Reize dem Käufer im besten Lichte darzustellen, weil sie es vorziehen, im Harem zu leben, und denn doch einem Manne anzugehören, als alte Jungfern zu bleiben.

Ich glaube, daß wenn man den europäischen Mädchen der civilisirten Länder eine gleiche Wahl ließe, sie auch öfters das Erstere dem Letzteren vorziehen würden.

Einen zweiten sehr eigenthümlichen Anblick gewähren die vielen besternten und decorirten Menschen. Denn wie halb Petersburg eine Uniform trägt, so ist auch halb Petersburg decorirt. Die Rangsucht ist eine Petersburger Krankheit, die alljährlich ihre Opfer sucht, und man sieht im Irrenhause nicht wenige sehr eclatante Beispiele.

Die größte Anzahl der Irren befinden sich unter den Beamten, welche zumeist der oft zu schnelle Wechsel der kaiserlichen Gnade und Ungnade um ihren Verstand gebracht hat.

In dieser Beziehung ist das Petersburger Irrenhaus für die Zustände dieser Stadt ungemein charakteristisch. So sah ich mehrere Narren, die sich für Generäle, ja sogar für den Kaiser hielten, und es ist traurig und lustig zugleich, einen solchen Narren zu sehen, der sich mit allen eingebildeten Insignien seiner vermeintlichen Kaiserwürde bekleidet hat und mit gravitätischer Miene die gemeinsten Verrichtungen thut. Er spaltet Holz, trägt Wasser, scheuert ꝛc.

Ein noch junger, sonst blühend aussehender Kadette erregte mein großes Mitleid. Der arme Junge hatte aus Furcht vor dem Examen seinen Verstand verloren. Glücklicher Weise wußte er nichts davon und trieb allerlei tolles Zeug.

Da ich einmal von Irren spreche, will ich hier zugleich noch ein Paar junger Russinnen erwähnen, welche aus Liebe, und zwar zu keinem Andern als zum Kaiser, verrückt geworden sind. Ich kann es den armen Geschöpfen wahrlich nicht verdenken, daß sie, wenn sie einmal aus Liebe wahnsinnig zu werden fähig waren, sich just in den Kaiser verliebten. Denn er ist, wie gesagt, nicht nur der schönste Mann in Rußland, sondern vielleicht der schönste Mann auf Erden. Diejenigen Männer, welche etwa nur das weibliche Geschlecht einer solchen Thorheit fähig halten sollen, mögen daran erinnert werden,

daß es in London die Männer ſind, welche ähnliche Thorheit dort in's Irrenhaus bringt. Denn wie der Kaiſer von Rußland ein ſchöner Mann iſt, ſo iſt die Königin Victoria eine ſchöne Frau, und es hat ſchon mancher blonde Jüngling die närriſche Idee gehabt, ſich in Ihre brittiſche Majeſtät zu verlieben.

Das konnten ſie wohl in den Zeiten einer Eliſabeth und einer Katharina wagen, ohne den Verſtand im Stiche laſſen zu müſſen, denn weder die engliſche Königin, noch die ruſſiſche Kaiſerin ſah es ungern, wenn ihre Unterthanen ſich wie närriſch in ſie verliebten. Hatte doch die Kaiſerin Katharina in ihrer Eremitage einen Liebeshof eingerichtet, ganz allein zu dem Zwecke, Liebeserklärungen zu empfangen, wobei, wie an der Pforte der Eremitage ausdrücklich zu leſen war, alle Ungleichheit und Standesunterſchiede verſchwanden. Ich glaube, in dieſer Zeit hätte kein Mann etwas riskirt, wenn er keck in die Eremitage gedrungen wäre, um ſeiner Kaiſerin zu erklären; ich muß Dich lieben oder ſterben.

Vorausgeſetzt natürlich, daß dieſe Worte von einer geeigneten Perſönlichkeit ausgeſprochen worden wären.

Aber heut zu Tage iſt ſowohl in Rußland wie in England für ſolche Extravaganzen kein anderer Raum, als das Tollhaus. Die Herrſcher beider Staaten lieben die Romantik nicht, und wenn ein armes Mädchen ſich in den ſtattlichen Kaiſer oder ein armer Menſch in die majeſtätiſche Königin verliebt, was allerdings thöricht, aber dennoch erklärlich iſt, müſſen die Unglücklichen nach Bedlam oder dem „Bolnitza wssäch skarbjädschnich“, dem „Pflegehaus der gramvollen Seelen,“ wie der Ruſſe ſich ſo ſchön in ſeiner barbariſchen Sprache ausdrückt, hineinpilgern und dort ihre Liebesſeufzer aushauchen.

Der vermeintliche Kaiſer, welcher von dem Wahnſinn ſei-

ner Leidensgefährtin hörte, stellte sich dieser mit den Worten vor: Ich bin Dein großer Kaiser; liebst Du mich wirklich, so reiche mir die Hand, ich will Dich zur Kaiserin machen. Aber die arme Irre soll traurig und unglücklich das Haupt geschüttelt und dann gesagt haben:

Würde ich mich in den Kaiser wohl verliebt haben, wenn er so häßlich wie Du wäre? —

In diesem Wahnsinn ist gewiß Methode.

Und im St. Petersburger Irrenhause allein ist noch Poesie.

So sah ich unter Andern auch einen Irren, welcher sich für eine Theemaschine hielt, und Jedem, der sich ihm nahete, zurief: Es kocht! es kocht! es kocht! Ich bitte, einzuschenken. Gewiß ein origineller Wahnsinn. Seitdem ich diesen Irren gesehen hatte, konnte ich meine russische Theemaschine nicht mehr ansehen, ohne an den Unglücklichen zu denken, und zuweilen, wenn mein Blick beim Erwachen oder beim Einschlafen auf diesen in Petersburg so einheimischen Gegenstand fiel, kam es mir immer vor, als nehme sie nach und nach eine menschliche Gestalt an, als wüchsen dem kleinen dickbäuchigen Kobolde Arme und Beine an.

Doch wohin sind wir gerathen? Von der Newskaperspective nach dem Irrenhause ist ein hübscher Weg, denn letzteres liegt auf dem Wege nach Petershoff, aber, wie gesagt, vom besternten Beamten bis zum wahnsinnigen Insassen daselbst, dieser Weg wird oft reißend schnell gemacht, und ich dachte daran, wie Mancher dieser Leute, die jetzt im Sonnenschein der kaiserlichen Gnade dahin wandelten, schon vielleicht übers Jahr in dem Hause der kummervollen Seelen seinen Wohnsitz nehmen werde.

Neben den glänzenden Uniformen und den flimmernden Decorationen gewährt endlich noch ein drittes Bild bei dem

mittäglichen Spaziergange auf der Newskaperſpective ein groſſes Intereſſe, und das ſind die reich geſchirrten Equipagen, welche zu Tauſenden neben den Fußgängern dahinrollen. Ich glaube, wenn nicht ſo ſtrenge Geſetze exiſtirten, es würde täglich viel Unglück geſchehen, während man jetzt ganz ruhig neben dieſen jagenden Karoſſen dahin gehen kann. Zuweilen aber geſchieht dennoch ein Unglück. So wurde vor meinen Augen eine alte Frau überfahren, augenblicklich ſtürzten die Butſchnicks aus ihren Häuschen, welche ſich faſt in jeder Straße befinden. Der Kutſcher aber trieb ſeine Pferde an und flog pfeilſchnell dahin. Aber eben ſo ſchnell ſprangen die Butſchnicks hinten auf den Wagen und fuhren ruhig mit ab, bis der Wagen denn doch endlich halten mußte. Wahrſcheinlich legte man ſich dann auf's Unterhandeln und traf einen gütlichen Vergleich.

Es iſt auffallend, wie oft man in Petersburg dem Kaiſer begegnet. Zuweilen ſieht man ihn in einer Droſchke fahren, die ein Edelmann zu beſteigen Anſtand nehmen würde, oder in einem ſchlechten Bauernſchlitten. Die Ruſſen ſind an dieſe Einfachheit ihrer Kaiſer im täglichen Leben ſehr gewöhnt, und es iſt merkwürdig, daß ſie, trotzdem ſie ſich ſo oft unter dem Volke bewegen, durchaus nichts von ihrer Majeſtät verlieren, zu welcher der Ruſſe, wie zu ſeiner Vorſehung, ehrfurchtsvoll emporblickt.

Die meiſten Spaziergänger haben keinen andern Zweck ihrer Promenade, als vom Kaiſer geſehen zu werden.

An einem Tage zeigte mir einer meiner Freunde eine lebendige Merkwürdigkeit, aus den Zeiten des Kaiſers Paul herrührend.

Es war nämlich ein Engländer mit einer Brille.

Rathen Sie doch, ſagte mein Freund, aus welchem Grunde dieſer Engländer eine Brille trägt?

Nun, weil er kurzſichtig iſt.

Durchaus nicht.

Es iſt wahr, ich habe vergeſſen, daß es ein Engländer iſt und mithin, Gott weiß, aus welchem Anfalle von Spleen ſich eine Brille zugelegt haben kann, ich bin demnach außer Stande, es zu errathen.

Ich will Ihnen die Geſchichte, wenn wir nach Hauſe kommen, erzählen.

Und warum erſt dann?

Sind Sie noch nicht lange genug in Petersburg, um zu wiſſen, daß man von gewiſſen Dingen nicht auf der Straße ſprechen darf?

Ich geduldete mich alſo, und in meiner Wohnung angelangt, erzählte mir mein Freund Folgendes:

In der Periode, in welcher der unglückliche Kaiſer Paul ſo oft von dem Geiſte Sauls, d. h. von dem Geiſte des Mißtrauens befallen wurde, vermieden es ſeine Unterthanen eben ſo eifrig, dem Kaiſer zu begegnen, als ſie jetzt darnach trachten, von dem Kaiſer Nicolaus bemerkt zu werden. Paul wurde aber durch dieſe Scheu ſeiner Unterthanen in ſeinem Mißtrauen beſtärkt. So ſah er einſt einen Menſchen ſcheu um die Ecke biegen, als er durch die Straße fuhr. Er ließ den armen Menſchen vor ſich bringen und fragte ihn in hartem Tone, warum er ſeinem Kaiſer ausweiche. Der Arme verſetzte, daß er zur engliſchen Factorei gehöre und die kaiſerliche Equipage, da er ſehr kurzſichtig ſei, nicht erkannt habe. Wenn das iſt, verſetzte der Kaiſer, ſo befehlen wir Euch, eine Brille zu tragen, damit Ihr niemals wieder veranlaßt werdet, Euch auf eine ſo unanſtändige Weiſe zu betragen.

Es erschien nun ausdrücklich ein Ukas, welcher diesen Gegenstand behandelt und der Engländer trägt seit dieser Zeit eine Brille, die er auch unter der Regierung des Kaisers Nicolaus niemals abgelegt hat.

Ich habe im Anfange dieses Kapitels gesagt, daß sich der Anblick der Stadt Petersburg und namentlich der Newskaperspective im Winter gänzlich verändere, der weiße Schnee auf den Straßen, verbunden mit den weißen Häusern gewähren dann einen ganz neuen, eigenthümlichen Anblick, der nicht ohne Reiz ist. Die Stadt sieht dann wahrhaft feenhaft aus. Sie gleicht einem Nebelbilde, einem phantastischen Erzeugnisse irgend einer mächtigen, feenhaften Laune. Das Leben zeigt sich dann auf eine ganz andere Weise thätig. Die seidenen Kleider werden mit kostbaren Pelzen vertauscht, die Droschken und Wagen mit den Schlitten, welche pfeilschnell über dem weichen Schneepfade dahin gleiten. Die öffentlichen Wärmestuben werden geöffnet, und bei den Theatern brennen auf offner Straße große Feuer für die daselbst wartenden Kutscher. Erst bei 25 Grad Kälte hört das Leben und Treiben auf der belebten Newskaperspective auf. Die Schulen, die Theater werden geschlossen, Alles schließt sich in seine behäbige Wohnung ein, um dem furchtbaren Feinde draußen so wenig wie möglich zu begegnen.

Nur die armen Soldaten, vom Gemeinen bis zu den höchsten Offizieren, müssen vor wie nach bei der Parade erscheinen, wo sich der Kaiser ebenfalls selbst bei der strengsten Kälte befindet.

Die Stadt aber ist öde, todt und grabesstill. Man hört nur das unheimliche Knistern der eisigen Decke, es summt uns beständig um die Ohren, wie Wolfs- und Hundegeheul, und

hier und dort erstarrt ein lebensvolles Wesen; wie Loth's Frau, zur Statue, von dem eisigen Hauche des grimmigen Frostes getroffen.

Indessen erzählt man sich in dem Innern der Häuser, bei dem heißen, glühenden Thee, allerlei Geschichten, welche zuweilen das Haar zu Berge sträuben machen, oder man spielt Liebesromane, und zeigt, daß auch in diesem kalten Norden warme, glühende Herzen schlagen, voll Aufopferung und Hingebung.

Vierundneunzigstes Kapitel.

Der Maskenball.

Unterhaltung mit dem Kaiser. — Der geheimnißvolle Domino. — Der Türke. — Der Pole.

So wenig mir auch das Petersburger Leben zusagte, ich habe als Künstlerin keine Veranlassung, mich über diese riesige Stadt zu beklagen. Ich habe nirgends größere Triumphe gefeiert, als in Petersburg. Ich wurde vom Publikum stets mit rauschendem Beifall empfangen, und wenn ich abtrat, wurde ich mit Kränzen und kostbaren Blumen überschüttet. Ich hatte so viele Verehrer, wie in London und Paris, und außer vielen Schätzen und unermeßlich vielen Seelen wurden mir so viele Hände angeboten, wie Argus Augen gehabt haben soll. Aber ich war jung und unabhängig, und die Russen gefielen mir durchaus nicht so gut, um unter ihnen denjenigen zu wählen, der mein Herr werden sollte.

Ich schlug also alle Attentate auf meine Unabhängigkeit mit Entschiedenheit ab.

Sagte mir Einer: ich bin reich, wie Krösus, so versetzte ich: es fehlt mir nicht an Schätzen, ich bedarf deren nicht.

Sprach mir Einer von ſeiner ungeheuren Anzahl Seelen, die er mir zu Füßen legen wollte, ſo verſetzte ich, daß mir eine Seele vollkommen genüge, wenn ſie mit der meinigen harmonire, und ich eben nur einer ſolchen bedürfe.

War endlich Einer ſo närriſch von ſeiner Perſon zu ſprechen, auf ſeinen ſchönen Wuchs, ſeine ausgezeichnete Haltung und dergleichen mehr hinzudeuten, ſo lachte ich den Narren geradezu aus und verſetzte, daß ſeine ſchöne Geſtalt nur das Kunſtproduckt ſeines gewandten Schneiders ſei, der ſicher mit der Watte da nachgeholfen habe, wo die Natur ihn ſtiefmütterlich behandelt habe.

Ich hatte nämlich bald die Erfahrung gemacht, daß die ſchönen Männer in Petersburg den größten Theil ihrer ſchönen Formen ihren Schneidern zu danken haben, welche in Petersburg wahrhaft plaſtiſche Künſtler ſind.

Auf dieſe Weiſe behauptete ich in Petersburg meine Freiheit, was mich indeß nicht hinderte, einen ausgewählten Kreis angenehmer und bevorzugter Freunde um mich zu verſammeln und in dieſem recht angenehm die Zeit zu verplaudern und zu vertändeln.

In Geſellſchaft einiger dieſer Freunde beſuchte ich im Monat Januar die Maskerade, welche hier jeden Winter ſtattfindet, und welche, wie alle öffentliche Vergnügungen, ſchon deshalb ſtark beſucht wird, weil auch hierbei der Kaiſer erſcheint. Es hatte einen ungemein großen Reiz für mich, eine Maskerade mitzumachen, wo man den Kaiſer mit Maskenfreiheit anreden darf, und ich beſchloß von dieſer Freiheit Gebrauch zu machen.

Eine Maskerade iſt ſicher eine der intereſſanteſten Feſtlichkeiten, und ich verſprach mir ſelbſt in Petersburg Genuß davon.

Ich hüllte mich in die Tracht einer Andaluſierin.

Die Räume des feſtlich geſchmückten Theaters waren gedrängt voll. Jedoch trugen die Meiſten der Anweſenden Dominos. Die Charaktermasken, welche ich ſah, waren aber alle ſehr ſchön gewählt und ſehr koſtbar.

Die Logen waren von einer großen Anzahl Damen im Ballſtaat eingenommen.

Die Muſik rauſchte faſt unaufhörlich fort, die Masken wogten hin und her, und dennoch war es kein Maskenleben. Es ging Alles ſo ruhig und gemeſſen ab, als begegneten ſich viele Tauſende Sonntags auf einem Spaziergange.

Es ſchienen Alle mit Spannung auf einen Moment zu warten, und dieſer Moment war den Anweſenden Alles, was ſie hier ſuchten, weshalb ſie hier waren.

Die Uhr war zwölf und es ſchien dieſer Moment endlich gekommen zu ſein.

Die Anweſenden drängten ſich plötzlich nach einem Punkte hin, und man hörte den allgemeinen, doch leiſen Ruf:

Der Kaiſer!

Es gelang mir, nach vielen Anſtrengungen mich dem Kaiſer ziemlich zu nähern, welcher die Garde-Uniform trug. Er war von einigen ſeiner Miniſter und Günſtlinge begleitet, von denen Einige Uniformen und Andere Dominos trugen.

Durch die Erſcheinung des Kaiſers ward der Ball etwas belebter. Es iſt der Wille des Kaiſers, daß vollkommene Maskenfreiheit herrſche und von ihm nicht die geringſte Notiz genommen werde. Der Kaiſer ſelbſt bewegte ſich ſo ungezwungen und frei unter dem bunten Gewirr, daß man es ihm anſah, das Publikum hätte ihm damit einen Gefallen gethan, ſich dem heitern und fröhlichen Maskentreiben hinzugeben, und ich konnte es mir in der That nicht erklären, warum die Leute,

welche doch ſonſt ſo ſehr darauf lauern, den leiſeſten Wink des Kaiſers auszuführen, heute gar nicht daran zu denken ſchienen, ſeine Wünſche zu befriedigen.

Die Leute umkreiſten den mächtigen Kaiſer, wie Jemanden, in deſſen Nähe man ſein möchte, und dem man doch nicht zu nahen wagt, oder ſie ſtanden wie feſtgebannt und ſtarrten und ſtaunten dieſen irdiſchen Gott an, welcher ſeiner Nation, hoch wie niedrig, und ſo oft und ſo ſelten er ſich auch zeigen mag, ſtets wie ein höheres Weſen erſcheint.

Nur dann und wann wagte es eine Maske, den dichten Kreis, welcher den Kaiſer ſtets umſchloß, zu durchbrechen und ſich gegen dieſen einen Scherz zu erlauben. Es waren aber nur weibliche Masken, welche dieſen Heroismus zeigten.

Nachdem ich dieſem Spiel wohl eine gute halbe Stunde mit zugeſchaut und mich völlig in der Geſellſchaft orientirt hatte, brach mir endlich die Geduld, und ich beſchloß auf eigene Fauſt mir Vergnügungen zu ſchaffen, welche mir dieſe ſteife, ungelenkige Geſellſchaft nicht gewähren zu wollen ſchien.

Ich war eben im Begriff mit dem Kaiſer anzubinden, als ich mich am Arme feſtgehalten ſah und mich bei Namen nennen hörte.

Als ich mich umblickte, ſah ich einen Domino vor mir, der mir aber gänzlich unbekannt ſchien.

Sie irren ſich, ſagte ich, ich führe nicht den Namen, den Sie nannten.

Ich irre mich nicht, Sie ſind Lola Montez.

Woran glauben Sie mich zu erkennen?

Ich würde Sie in jeder Verkleidung wieder erkennen. Bitte, folgen Sie mir.

Zuvor entdecken Sie ſich.

Rathen Sie.

Ich habe zu viele Bekannte, und weder Ihre Stimme noch Ihre Gestalt scheinen mir einem derselben anzugehören.

Lola, haben Sie mich so rasch vergessen?

Ich kann Ihnen nicht eher Antwort geben, bis Sie sich mir zeigen.

In diesem Augenblick näherte sich mir der Baron Sk..., mit welchem ich zur Maskerade gefahren war.

Ich habe so eben Jemanden gesprochen, sagte er, der Sie zu sehen wünschte, aber wir konnten Sie nicht finden.

Wer wäre denn das?

Der Prinz L...w.

Ist er hier?

Er ist nur hierher gekommen, um sich einen Spaß mit Ihnen zu machen.

Das soll ihm doch schwer werden, sobald ich ihn erkenne.

Sie würden ihn aber nicht erkennen.

Hat er eine Charaktermaske gewählt?

Er ist ein Türke.

Und wissen Sie nicht, was er vor hat?

Ich weiß es — aber ich soll es Ihnen nicht verrathen.

Haben Sie ihm Ihr Wort gegeben?

Ja.

Und Sie glauben, daß er mich gewiß erkennen wird?

Gewiß, denn ich habe Sie ihm bezeichnet. Indeß Sie wissen nun auch, wer der Türke ist, und können sich darnach einrichten. Wenn ich nicht irre, so kömmt er jetzt gerade auf uns zu.

Der Türke näherte sich uns. Der Domino, welcher mein Gespräch mit dem Baron Th... in einiger Entfernung mit angehört hatte, verschwand jetzt plötzlich. Auch der Baron verließ mich.

Da die Herren aus den höhern Ständen auf diesen Maskeraden selten anders als in Dominos erscheinen, und Charaktermasken für unnobel gehalten werden, so mußte der Prinz L... allerdings eine Absicht haben, als er von dieser Sitte abzuweichen beschloß. Indeß ich kannte ihn und erwartete ruhig sein Attentat auf mich.

In dem Augenblick, als er sich mir näherte, streifte der Kaiser an mir vorüber. Ich ergriff rasch dessen Arm und sagte auf französisch:

Die Russen verstehen es wohl, ihren geliebten Kaiser anzubeten, aber nicht ihn zu unterhalten.

Und glaubst Du es besser zu können? fragte mich der Kaiser lächelnd.

Ganz gewiß, versetzte ich.

Du bist keine Russin?

Nein, eine Andalusierin, antwortete ich zweideutig.

Das sehe ich, sagte der Kaiser, was hast Du aber an meinen Russen auszusetzen?

Sie sind sehr langweilig in ihrer Bewunderung.

Glaubst Du, daß ich das so empfinde?

Sicher glaube ich das, denn Du wünschst gewiß mehr Leben und Seele bei diesem Maskengewühl. Deine Russen scheinen es an diesem Tage ganz zu vergessen, daß Du, der alltäglich so viele Masken sieht, einmal unter der Maske die Wahrheit hören und sehen möchtest.

Meinst Du das?

Ich weiß nicht genau, ob Du so denkst, aber ich würde so denken, wenn ich Kaiser wäre.

Und wie so weißt Du, daß sich mir heute die Wahrheit verbirgt?

Die Wahrheit ist kühn, weil sie sich ihrer Gefahren be-

wußt iſt und ihnen trotzt, ich aber ſehe hier die Leute voll Scheu und Furcht, kaum daß ſich Dir eine Maske zu nähern wagt, und Du möchteſt doch ſo gern, daß Deine Unterthanen einmal den Kaiſer vergeſſen könnten und den Freund und Vater an deſſen Stelle ſetzten.

Du biſt ſehr kühn bei Deinen Hypotheſen.

Ich glaube nur wahr zu ſein. Wenn Du in dieſem Gedränge biſt, ſo möchteſt Du ſicher etwas erfahren, d. h. etwas Anderes als ſonſt. Um zu hören, daß Du ein ſchöner Mann biſt, brauchſt Du Dich nicht hierher zu bemühen.

Nun, laß hören, ob ich von Dir etwas Anderes erfahren kann?

O, ich könnte Dir genug erzählen, was Dich ganz gut unterhalten ſoll, aber ich ſehe da einen Türken, welcher mich unaufhörlich verfolgt. Ich glaube, die Türken ſind ſehr eiferſüchtig auf Dich. Sie fürchten wohl, wenn Du ihnen auch ihr Conſtantinopel laſſen wirſt, ſo möchteſt Du Dir am Ende eins in Deinem Rußland aufbauen.

Mit dieſen Worten verließ ich den Kaiſer und trat gerade auf den Türken zu. Aber ich bemerkte, daß Einer von dem Gefolge des Kaiſers dieſen verließ und mir folgte.

Schöne Andaluſierin, ſagte der Türke, als ich ihm ſo nahe war, daß er meine Hand erfaſſen konnte, willſt Du mir in meinen Harem folgen?

Such' Dir eine Türkin, verſetzte ich, eine ſolche iſt beſſer daran gewöhnt Sklavin zu ſein.

Es ruht ſich ſo ſchön auf weichen Polſtern, und der Glanz meiner Juwelen übertrifft den Glanz der Sterne.

Nur ſchade, verſetzte ich, daß Du bei Allem dem nicht bei Deinem Barte ſchwören kannſt.

Wer hindert mich daran?

Ein Ukas, flüsterte ich ihm zu, welcher Dir den Bart verbietet.

Ich werde einen solchen haben, schöne Spanierin, sobald Du es befiehlst.

Ich würde sehr wenig dabei gewinnen, und Du auch.

Wie so das?

Ich liebe die Freiheit und hasse die Männer.

Auch die, welche Dich frei lassen?

Ein Mann ist wie der andere, sie trachten Alle darnach, das Weib zu unterdrücken.

So will ich Dein Weib werden, werde Du mein Mann.

Die Schürze kleidet Dir schlecht, das sehe ich, wenn Du zur Parade fährst.

Hast Du mich schon je in einer Schürze gesehen?

Oft genug.

Du kennst mich?

Ich glaube.

So nenne mir meinen Namen.

Ich nannte ihm einen falschen Namen.

Fehlgeschossen! rief der Prinz.

In diesem Augenblick näherte sich derselbe Domino, welcher mich vorhin angesprochen hatte, dem Prinzen.

Ich hörte ihn mit dumpfer Stimme sagen:

Auf einen Augenblick, Maske.

Darauf verschwand der Türke und der Domino.

Ich sah Beide an diesem Abend nicht wieder.

Der Baron Th..., welcher zu mir trat, war über das Verschwinden des Prinzen L... sehr verwundert. Er konnte sich dessen Entfernung nicht erklären.

Indessen hatte auch der Kaiser die Gesellschaft wieder verlassen, und dies war das Signal zum allgemeinen Aufbruch.

Denn wie immer concentrirt sich auch hier alles Interesse um die Person des Kaisers. Sobald dieser verschwindet, empfindet Jeder die tödtlichste Langeweile und eilt nach Hause.

Als ich den Saal verließ, drängte sich ein Mensch an mich heran, und versuchte es, gewaltsam meine Maske aufzuheben. Durch eine energische Bewegung verhinderte ich es jedoch, und als der Baron Th... den Menschen festhalten wollte, verschwand dieser eilig im Gedränge.

Sie haben mit dem Kaiser gesprochen, sagte der Baron, als wir im Wagen saßen, darf ich fragen, welchen Gegenstand der Unterhaltung sie gewählt haben?

Der Baron Th... war kein Russe, und ich nahm keinen Anstand, ihm meine kurze Unterhaltung mit dem Kaiser mitzutheilen.

Er schüttelte darauf den Kopf und sagte dann: Bei Ihnen sitzt doch das Herz stets auf der Zunge. Ich möchte wetten, daß der Mensch, welcher am Ausgange des Schauspielhauses Ihre Maske lüften wollte, ein geheimer Polizei-Agent war, welchem der Befehl dazu von einem Neugierigen aus des Kaisers Umgebung zugekommen ist. Vielleicht wollte der Kaiser selbst wissen, wer die kecke Andalusierin war.

In diesem Falle wundert es mich, daß mich der Mensch so rasch verlassen hat.

Sorgen Sie nicht, er wird schon wissen, was aus Ihnen zu machen und darnach seinen Rapport einrichten.

Mit diesem Gespräche hatte ich meine Wohnung erreicht, der Baron wünschte mir gute Nacht, ich beeilte mich mein Zimmer zu erreichen, aber wie erschrak ich, als ich auf meinem Sopha denselben Domino sitzen sah, der an diesem Abend mir gegenüber eine so geheimnißvolle Rolle spielte.

Mein Gott, wer sind Sie? rief ich mit lauter Stimme

und blieb wie festgebannt an der Schwelle meines Zimmers stehen.

Fürchten Sie sich nicht, versetzte der Domino, Lola, ich war einst Ihr Freund, ich weiß, daß ich es nicht mehr bin, aber fürchten Sie sich nicht.

Mit diesen Worten streifte der räthselhafte Mensch seinen Domino und seine Larve ab, und ich erkannte jetzt den Polen Alexander R...

Alexander R... hatte Warschau verlassen, nachdem er seiner Familie bestimmt erklärt hatte, die von ihr beabsichtigte Ehe nicht eingehen zu wollen. Er wollte nun, nachdem er sich frei gemacht, mich allen Ernstes heirathen. Er war böse darüber, daß ich ihm, wie er sich ausdrückte, nicht eine gleiche Treue, wie er mir, bewahrt hatte, und ein Verhältniß mit dem Prinzen L...w eingegangen sei, welches ihn bitter kränkte und ihn erkennen ließ, daß er sich in mich getäuscht habe.

Das waren seine Vorwürfe.

Ich erwiederte ihm, daß ich mich beständig ihm gegenüber als Herrin meiner Handlungen gezeigt hätte, und daß ich, nachdem ich durch seine Familie gezwungen worden war, Warschau zu verlassen, ein Verhältniß vergessen mußte, das für uns Beide so unangenehme Folgen hatte.

Mit dieser Erklärung gab sich R... keineswegs zufrieden, er beschwor mich, falls ich ihn nicht für immer unglücklich machen wollte, seine Hand anzunehmen und mit ihm nach Frankreich oder England zu ziehen.

Ich muß gestehen, daß die Hartnäckigkeit des jungen Alexander, seine wirklich so beständige Neigung, mich rührte, aber dennoch glaubte ich unverantwortlich zu handeln, wenn ich auf seinen Antrag einging, denn ich sah ein, daß der junge

Mann doppelt unglücklich sein würde, nachdem er sein heißersehntes Ziel erhascht hatte. Ich schlug ihm daher meine Hand entschieden ab, ich bat ihn ferner, mein Freund zu sein, und ich versprach ihm, so lange seine treue Freundin zu bleiben, so lange er selbst das Verhältniß nicht brechen würde.

Auf diesen Vorschlag schüttelte R... das Haupt. Er beschwor mich, die Sache noch einmal zu überlegen. Am andern Tage wollte er von mir die letzte entscheidende Antwort haben.

Am andern Tage besuchte er mich wieder. Ich blieb bei meinem Vorsatze. Ich wollte nur seine Freundin sein, aber der junge Brausekopf wollte mich durchaus zu seiner Frau machen. Alexander bat mich auf den Knien, das Wort auszusprechen, das ihn so unendlich glücklich machen würde.

In dieser Situation überraschte ihn der Prinz L... Als er den jungen R... sah, wollte er sich, discret genug, zurückziehen, aber R... sprang auf, faßte den Prinzen beim Arme und flüsterte ihm einige Worte zu.

Dann verließ er mein Zimmer, ohne noch ein Wort zu sagen.

Der Prinz L... erzählte mir nun, daß er am vorhergehenden Tage mit dem R... einen sehr heftigen Wortwechsel, und zwar meinetwegen, gehabt habe, und daß es ohne die Dazwischenkunft eines Dritten zu einer Herausforderung gekommen wäre, zu der es übrigens jetzt eben wirklich gekommen sei.

Ich erzählte dem Prinzen mein Verhältniß mit Alexander R..., und bat ihn dringend, dem Duell auf irgend eine Weise auszuweichen. Er war nur sehr schwer dazu zu bewegen, endlich aber versprach er mir, das Duell durch eine Anzeige unmöglich zu machen, und er richtete seine Sache so gut ein,

daß Alexander R... schon am andern Tage, ohne daß das Duell stattfinden konnte, Petersburg verlassen mußte.

Ich habe seit dieser Zeit von dem jungen Polen nichts mehr gehört, aber ich glaube, daß er mich vergessen und endlich dem Willen seiner Verwandten nachgegeben haben wird. — Der junge Mann war für mich zu enthusiastisch, zu stürmisch, als daß ich hätte hoffen dürfen, mit ihm, unter Verhältnissen, die tausend Klippen darboten, auf die Dauer glücklich zu leben.

Fünfundneunzigstes Kapitel.

Die Theegesellschaft.

Mordgeschichten. — Der Theaterbrand. — Der Muth der Frauen.

Es ist wahr und der Prinz L... hatte Recht: Wenn man sich in Petersburg wahrhaft amüsiren will, so muß man gerade im Winter daselbst verweilen, nur in dieser Jahreszeit wird die große Stadt recht eigentlich interessant, und man findet daselbst eben die eigenthümlichen Vergnügungen, welche den Sommeraufenthalt in den italienischen Städten, in Venedig und Rom, so angenehm machen. Namentlich ist dieses in der Carnevalszeit der Fall, in der Butterwoche, welche der Osternwoche vorangeht, und in dieser selbst.

Hat man sich an die Kälte einigermaßen gewöhnt und sich mit einem guten russischen Pelze versehen, dann fährt und geht man gern durch die besuchtesten Straßen und besieht sich die Katschalis, die großen Rutschberge und Schaukeln, die der Russe so ungemein liebt, und alle die hölzernen Theater, welche den Admiralitätsplatz anfüllen. Am Abende besucht man die glänzenden Bälle, welche in Unzahl gegeben werden, und deren ungeheure Pracht Summen verschlingen, welche selbst die englischen Großen enorm nennen würden.

Die ruſſiſchen Damen wechſeln bei den zahlreichen Bällen, welche ſie in der Winterſaiſon beſuchen, nicht nur die Kleider, ſondern ſie halten es nicht einmal für nobel, immer denſelben Schmuck, dieſelben Brillanten zu tragen. Oft werden zu jedem neuen Balle die Häuſer gänzlich neu dekorirt, und da manches Haus in der Saiſon wohl ein Dutzend ſolcher Bälle giebt, ſo kann man ſich einen Begriff von der Verſchwendung der ruſſiſchen Reichen machen, die für eine ſolche Balldekoration oft 10- bis 20,000 Rubel ausgeben.

Zieht man es vor, an einem Abende zu Hauſe zu bleiben, ſo hat man eine Anzahl guter Freunde um die freundliche Theekanne verſammelt, und es bietet ſich dann mancher Stoff zur Unterhaltung.

Ich erinnere mich eines ſolchen Abends, da eine ziemliche Anzahl meiner Bekannten bei mir verſammelt waren und wir uns recht in allerlei luſtige und ſchaurige Geſchichtchen vertieft hatten. Wie das gewöhnlich bei ſolchen Unterhaltungen der Fall iſt, von der Toilette kam das Geſpräch auf den Schneider, vom Schneider auf das Geld und vom Gelde auf die Banditen und die Straßenräuber.

So ſprachen wir auch an dieſem Abende von den ruſſiſchen Gaunern, von der bekannten Wette, welche ein ruſſiſcher Prinz mit einem franzöſiſchen Geſandten eingegangen war, und die dieſer verlor, indem ſich die Fingerfertigkeit eines ruſſiſchen Diebes in der That ganz erſtaunlich bewährt hatte. Von den Gaunern gingen wir zu den Straßenwächtern über, und von dieſen erzählte Einer in unſerm Kreiſe folgende Geſchichte:

Zwei Freunde trafen einſt auf der Straße mit einem entfernten Bekannten zuſammen, welcher aber ſo berauſcht war, daß ſie es für gut fanden, ihn bei der nächſten Polizeiwache

unterzubringen, um ihn dort seinen Rausch ausschlafen zu lassen. Sie glaubten nun gewiß, daß er unter guter Obhut sei und am Morgen seinen Weg nach Hause finden würde. Wie erstaunt aber waren sie, als sie nach einigen Tagen vernahmen, daß jener Bekannte gerade seit jenem Abende, da sie ihn in die Polizeiwache abgeliefert hatten, verschwunden sei. Sie machten nun sofort Anzeige, und man schritt zu einer genauen Untersuchung der Polizeiwache. In dieser fand man nun bald einige Kleidungsstücke, welche man als dem Vermißten angehörig erkannte, und bei fortgesetzter genauer Untersuchung fand man, daß die Wache mit einer Herberge in Verbindung stand, in welcher jetzt ebenfalls genaue Nachsuchungen angestellt wurden. Man gelangte auch sehr bald zu einem schrecklichen Resultate, denn in einem Keller der Herberge wurde nicht nur der schon in Fäulniß übergegangene Körper des Vermißten sondern noch andere Leichname gefunden, welche in diesem Mordneste umgebracht und beraubt worden waren. Natürlich wurden die Verbrecher zur Strafe gezogen, aber die ganze Angelegenheit sehr geheimnißvoll behandelt. Jedoch konnte nicht verhütet werden, daß die ganze grausenhafte Geschichte dennoch zur Kenntniß des Publikums gelangte und dort eine große Mißstimmung hervorrief.

Dennoch soll in Petersburg, im Verhältniß zu andern großen Städten, der öffentliche Sicherheitszustand sehr befriedigend sein. Und das will, bei der egyptischen Finsterniß, die in den meisten Stadttheilen in Winternächten herrscht, sehr viel sagen. Natürlich werden in jedem Winter viele Leichen in der Newa gefunden, von denen man nie weiß, ob sie durch ein Unglück oder eine Schandthat dahin gerathen sind.

Nicht selten sollen auch die Petersburger Kutscher nebenbei, wenn gerade eine günstige Gelegenheit sich darbietet, sich

mit der Beraubung ihrer Insassen befassen, und man erzählte einzelne recht schauerliche Geschichten, welche an die Pariser Geheimnisse erinnerten.

Ich muß gestehen, daß diese Geschichten mich in eine etwas unbehagliche Stimmung versetzten. Ich habe in Paris, und namentlich in London, dergleichen Dinge genug erfahren, aber sie haben mich niemals ängstlich gestimmt. Theils mochte es daher kommen, weil man mit den Lastern dieser beiden Städte vertrauter ist, theils aber auch, weil man in den so volkreichen Städten das Gefühl der Sicherheit nicht so leicht verliert, wie in den ungeheuren Petersburger Gebäuden, mit ihren bärtigen Portiers, von denen man zum Theil auch nicht sehr Vertrauen erweckende Dinge erzählt, und in den leblosen Straßen, die man doch auch hin und wieder zu passieren gezwungen ist. Ich bat also meine Gesellschaft, von diesen Dingen aufzuhören, die Banditen in Ruhe zu lassen und das Gespräch auf interessantere Gegenstände zu leiten.

Dies fand sich denn auch sehr leicht. Man machte sich über meine Aengstlichkeit, als einen Fehler der Frauen, lustig, ich vertheidigte mein Geschlecht, dessen Muth ich über den männlichen stellte, und unterstützte meine Behauptungen mit meinen Erfahrungen.

Der Muth, sagte ich, ist keineswegs das Privilegium des Mannes, ich habe genug Männer kennen gelernt, die mir wie wahre Hasen vorkamen, und dagegen zarte Frauen, welche der Gefahr keck ins Antlitz schauten. Würde der moralische Muth, den die meisten Frauen besitzen, durch physische Kraft unterstützt werden, so zweifle ich nicht, daß sie bald die heldenmüthigsten Thaten der Männer verdunkeln würden.

Und am Ende würden sie auch statt unserer in den Krieg ziehen und sich mit den Tscherkessen schlagen, spöttelte der Prinz.

Ganz gewiß würden ſie das, mein Herr, und ich zweifle gar nicht, daß dann dieſe trotzigen Menſchen ſehr bald ſich vor Ihrem Kaiſer beugen werden. Ihre Soldaten haben keinen Muth, und ſind deshalb noch lange keine Helden, weil ſie in den Kampf ziehen. Sie thun es, weil ſie müſſen. Das weibliche Geſchlecht ſchrickt vor einer ſo grauſamen Nothwendigkeit zurück, und hat allerdings nicht einmal die Kraft zu gehorchen, welche ich dem Männergeſchlecht keineswegs abſprechen will. Ich glaube nicht, daß Sie ein weibliches Heer dazu bewegen könnten, ein anderes weibliches Heer anzufallen, zu morden und zu vernichten, ohne einen andern Grund, als es beherrſchen zu wollen. Sehen Sie, hierin beſteht der Unterſchied im Muth. Das Weib hat mehr Muth im Guten, der Mann mehr Muth im Böſen.

Kaum hatte ich das letzte Wort ausgeſprochen, als von der Straße herein ein ungewöhnlicher Lärm zu unſern Ohren drang. Wir eilten an die Fenſter und ſahen bald die rothen Laternen an einigen Thürmen, welche ſich auf den kleinen Polizeihäuſern befinden, um den Einwohnern die beiden Gefahren, von welchen die Stadt am öfterſten heimgeſucht wird, rechtzeitig anzuzeigen — die Feuer- und Waſſersnoth. Diesmal war es wieder ein Brand, welcher indeß, nach eingezogener Erkundigung, in ziemlicher Entfernung von unſerer Wohnung wüthete und übrigens bald gelöſcht wurde. Wir ſetzten uns nun wieder um unſern Tiſch, und natürlich kam jetzt das Feuer und die vielen unglückſeligen Brandgeſchichten an die Reihe, an denen Petersburg ſo reich iſt.

Außer des ungeheuren Brandes des Winterpalaſtes erinnern ſich die Petersburger noch des Brandes eines hölzernen Theaters, welcher in der Butterwoche ſtattgefunden hatte, mit Entſetzen.

Dieſe Theater der Katſchali ſind oft ſo groß, daß ſie mehrere tauſend Menſchen faſſen können, und ſind ganz wie die großen, ſteinernen Theater, mit Logen, Gallerien und Rängen eingerichtet.

Es war an jenem unglückſeligen Tage ein heiteres, zum Scherze aufgelegtes Publikum von drei- bis viertauſend Menſchen in einem dieſer Theater verſammelt. Der Bajazzo, welcher in dieſen Theatern eine große Rolle ſpielt, hatte die Leute in die heiterſte Laune verſetzt. Alles lachte, und unter dieſen vielen Menſchen war kein einziges kummervolles Geſicht zu ſchauen. Das Stück endete mit einem brillanten Feuerwerk, und der Anblick machte ſich ſo prächtig, daß das Publikum ganz freudetrunken in die Hände klatſchte und tauſendfache Bravo's ertönten.

Da ſprang der Bajazzo plötzlich auf die Bühne und rief mit einer ganz komiſchen Grimaſſe:

Es brennt! Es brennt! Rettet Euch! Rettet Euch!

Das Publikum brach in ein allgemeines Gelächter über dieſen Bajazzowitz aus und verwandte keinen Blick von dem prächtigen Feuerſchauſpiel, welches ſich ihm zeigte.

Da ließ der Direktor, welcher den entſetzlichen Irrthum des Publikums inne wurde, und ſich vergebens bemüht hatte, dieſes von der Gefahr in Kenntniß zu ſetzen, den Hintervorhang aufziehen, und jetzt erſt gewahrte man mit Entſetzen, daß das hölzerne Gebäude in hellen Flammen ſtand.

Die ſtarre Hand des Schreckens löſchte urplötzlich auf allen Geſichtern die Freude aus, todesbleich und krampfhaft griffen die Mütter nach ihren Kindern, die Männer nach ihren Frauen, und Alles ſtürzte, wie von den Furien gefolgt, den Ausgängen zu, deren leider zu wenige waren, um das Haus

ſchnell genug ſeiner todesgeweihten Menſchenſchaar entledigen zu können.

Umſonſt drängten die Hinteren die Vorderen mit Verzweiflung zum Ausgange. Es ging nur ſehr langſam vorwärts, während die Flammen mit reißender Geſchwindigkeit über den Köpfen der Unglücklichen dahinzüngelten und die Balken krachend und dröhnend hernieder ſtürzten.

Fürwahr, es war eine herzbrechende Scene, wie ſo viele Unglückliche, geputzte Menſchen, die lieben Kleinen in den Armen, die ſie vergebens gegen das wüthende, unbarmherzige Element zu ſchützen ſuchten, ſich in dieſem Flammenmeer bewegten, und nur wenige Schritte von ihnen war der Raum ſo weit, das Leben ſo friſch, die Rettung ſo ſicher, und dennoch war es nicht möglich über dieſen kleinen Zwiſchenraum zu kommen.

Vergebens riefen ſie im wahnſinnigen Zorne fort und fort ihr Vorwärts! Vorwärts! — Die Flamme umhüllte ſie, und Hunderte von Menſchen, die noch ſo eben an dieſer Stätte über die Witze des Bajazzo herzlich lachten, lagen da als verkohlte Leichen, oder ſtanden in dichten Reihen leblos nebeneinander, den verzweiflungsvollen Tod auf dem blaſſen, kalten Antlitze.

Wohl an tauſend Leichen wurden aus dem Schutthaufen hervorgezogen. Der Kaiſer ſelbſt war, wie bei allen ſolchen Gelegenheiten, gegenwärtig, und bot Alles auf, die Unglücklichen zu retten. Weinend ſtürzten die Leute zu ihm heran, bald ein Mann, bald eine Frau, bald ein Kind, die ihre Angehörigen noch vermißten, und der Kaiſer rief mit wehmüthiger Stimme:

Kinder, ich werde retten, was ich vermag.

Aber die Flamme hatte nicht den gleichen Gehorſam, wie

sechszig Millionen Menschen, und unbarmherzig tödtete sie ihre Opfer in ihrer feurigen Umarmung.

Nach dieser Erzählung hatten wir keine Lust mehr von andern Dingen zu reden. Wir waren Alle sehr erschüttert, es überschlich uns jenes Gefühl von der Nichtigkeit unseres Daseins, welche alle energische Lebensthätigkeit für den Augenblick hemmt. Meine kleine Gesellschaft sagte mir gute Nacht, und gleich darauf jagte sie in ihren Karossen, welche vor meiner Thür gehalten hatten, davon.

Ich aber konnte noch lange nicht einschlafen, und noch im Traume sah ich die erstickten Leichen, welche dichtgedrängt unter der glühenden Feuertaufe nebeneinander standen, den ewigen Schöpfer vergebens um Barmherzigkeit anflehend.

Sechsundneunzigstes Kapitel.

Der Tag der Küsse.

Ceremonien in der Osternacht. — Bedientenübermuth. — Hofcour.

Ich habe nirgend, selbst nicht in dem katholischen Lande Spanien, eine so ergreifende fromme Osterfeier gesehen, als in Petersburg. Schon die Nacht vor dem Osterſonntag füllen sich alle Kirchen, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß nicht ein Einziger, welcher sich zur russischen Kirche bekennt, insofern er sonst gesund ist, die Kirche versäumt. Der Hof erscheint in Galla in seiner Kapelle. Ebenso sieht man die Mitglieder der Universität, die Professoren, in ihren glänzenden Uniformen, reich mit Orden geziert, und sämmtliche Behörden in langen Zügen, zwei zu zwei, nach der Kirche ziehen. Die Großen versammeln sich Familienweise, kurz, man sieht eine Masse längerer und kürzerer Züge, die alle ein und dasselbe Ziel haben, die Kirche.

Mit dem Glockenschlage 12 werden die geschmückten Thüren, welche das Allerheiligste in den Kirchen bewahren, geöffnet, und es ertönt der feierliche und wahrhaft ergreifende Gesang: „Cristohs wosskress!“ (Christ ist erstanden!). Zugleich werden sämmtliche Lichter in der Kirche angezündet, und da

Jeder an dieſem Tage ſeine Wachskerze mitbringt, welche ſämmtlich eine an der andern angezündet werden, ſo entſteht plötzlich eine blendende Helle.

Hierauf halten die Prieſter mit ihren Rauchfäſſern in der Kirche ihren Umgang und ertheilen den Segen, und alle Anweſenden, wenn ſie ſich nur im Entfernteſten kennen, umarmen und küſſen ſich immer mit der Anrede: Chriſt iſt erſtanden! worauf die Antwort erfolgt: Er iſt wahrhaftig erſtanden!

Sobald der Prieſter dieſe feierliche Worte ausgeſprochen hat, werden ſelbſt die Kirchen von außen illuminirt, ja ſogar die öffentlichen Gebäude, alle Glocken läuten, feurige Raketen ſteigen zum Himmel und die Kanonen donnern in beſtimmten Intervallen in die feierliche Nacht hinein.

Gegen 2 Uhr Mitternacht ſind dieſe heiligen Ceremonien zu Ende und die Kirchgänger eilen nach Hauſe, nicht etwa um zu Bette zu gehen, ſondern um das Oſtermahl zu halten, welches namentlich bei den Großen höchſt köſtlich iſt und für die überſtandenen Faſten hinlänglich entſchädigt.

Die Oſtermorgen-Mahlzeiten ſind höchſt originell. Während des Eſſens erſcheinen die Freunde, gratuliren und küſſen ſich gegenſeitig tüchtig ab, und namentlich ſind die Beamten an dieſem feſtlichen Morgen ungemein in Anſpruch genommen.

Ich fand dieſe Ceremonien zu hübſch, um ſie nicht mitzumachen, nur die Ceremonie des Küſſens wollte mir nicht recht behagen, denn dieſe Sitte, welche eine ganze Woche lang im Schwunge bleibt, wird denn doch zu vielfältig mißbraucht. Männer, die ich kaum einmal geſehen hatte, uſurpirten dieſes Oſterrecht, und ich kann wohl ſagen, daß ich am Oſtertage allein zu wenigſtens fünfhundert Küſſen gepreßt wurde.

Ich ſprach mich über dieſe läſtige Oſterceremonie gegen einen meiner Freunde aus, er verſetzte mir aber lächelnd, daß

ſich manche Schöne mit mir in gleicher Lage befinde, daß aber dagegen einmal nichts zu machen ſei. Man müſſe an dieſem freundlichen und erhebenden Feſte ſchon ein Paar unangenehme Küſſe mit in den Kauf nehmen.

Als er mir mittheilte, wie viele Küſſe der Kaiſer ſelbſt und die Kaiſerin auszutheilen habe, konnte ich mich allerdings ein wenig tröſten. Jeder Commandeur küßt ſeine ſämmtlichen Offiziere, und der Hauptmann muß ſogar alle ſeine Soldaten nach der Reihe abküſſen. Ebenſo geſchieht es bei den Civilbeamten, wo der Büreauchef alle ſeine Untergebenen küſſen muß.

Am ſchlimmſten kommt, wie geſagt, der Kaiſer ſelbſt weg. Er küßt ſeinen ganzen Hofſtaat, alle ſeine Großen und mit wem er nur irgend zufällig zuſammenkommt, davon ſind die Offiziere und ſelbſt die Schildwachen vor ſeiner Thür nicht ausgenommen.

Dabei geſchah es einſt, daß die Schildwache ein Jude war. Er umarmte ſie, wie üblich, mit den Worten: Chriſt iſt erſtanden! worauf die Schildwache verſetzte: Das iſt eine grobe Lüge. Seit dieſer Zeit hat der Kaiſer angeordnet, daß am Oſtertage kein Jude auf dem Poſten ſtehen ſoll.

Man kann ſich leicht denken, zu wie vielen komiſchen Scenen dieſe Kußſitte überhaupt Veranlaſſung giebt. Dabei iſt die Trunkenheit an dieſem Tage ſo ſehr im Schwunge und wird ſo wenig für eine Sünde gegen Gott und die Polizei gehalten, daß es gefährlich für jedes weibliche Weſen iſt, ohne männliche Begleitung irgend einen öffentlichen Vergnügungsort zu beſuchen, vorausgeſetzt, daß dieſe männliche Begleitung nicht vom allgemeinen Taumel ergriffen iſt. — Indeſſen ſieht man doch im Ganzen weit mehr komiſche, als ſkandalöſe Scenen, und bei dieſem allgemeinen Freudentaumel zeigt ſich auch die Gutmüthigkeit des ruſſiſchen Volkes in einem ſehr vortheilhaften Lichte.

Die Herrschaften sind an dergleichen gewöhnt und verzichten an diesem Tage auf alle ordnungsmäßige Bedienung. Eine zu große Strenge kann an einem Tage der Küsse und der allgemeinen Umarmung natürlich nicht angewandt werden.

Man ist froh, wenn man ihrer überhaupt an diesem Festtage gänzlich entbehren kann, läßt sie sich an den öffentlichen Orten herumtummeln und austoben, und die weiblichen Dienstboten freuen sich am meisten, wenn sie ihre männlichen Standesgenossen auf eine Zeit lang los werden, und derweil Muße genug gewinnen, ihre vom Küssen wunden Lippen mit Mundbalsam zu heilen.

Unbeschreiblich aber ist das Equipagengewühl am Ostermorgen. Die Hauptstraßen sind buchstäblich von ihnen gesperrt. Man kann sich gar keine Vorstellung von diesem Anblicke machen, der an Pracht nicht seines Gleichen findet. Man denke sich alle diese glänzenden Equipagen mit den russischen Kutschern und Bedienten, den besternten Herren in den glänzenden und goldgestickten Uniformen und den schön geputzten Damen in ihrer nationalen Hoftracht, und man wird sich einen ungefähren Begriff von diesem Schauspiel machen können. Wohl an 15,000 Equipagen mögen an diesem Morgen zur Hofkour fahren, die Darinsitzenden Alle mit fröhlichen Gesichtern, denn an diesem Gnadentage werden Ordensverleihungen und Rangserhöhungen in Masse vorgenommen.

Während nun die Großen den Orden und Würden nachjagen, strömt das geringe Volk einmal wieder zu den Katschalis, welche die Fasten zur Ruhe gebracht hatten, und amüsirt sich wieder auf den Schaukeln und bei den Bajazzo's, zufrieden mit seinem dürftigen Dasein und sich selbst.

Siebenundneunzigſtes Kapitel.

Abſchied von St. Petersburg. Moskau.

Anblick von Moskau aus der Ferne. — Der Kreml. — Iwan der Schreckliche. — Karl XII. und Napoleon. — Der Glaube von Rußlands Zukunft.

Die Winterſaiſon war zu Ende. Der erſte Mai, welcher in ganz Rußland, und namentlich für Petersburg, ein Feſttag iſt, brach heran. Die Newa hatte ihre Zwangsjacke ausgezogen, und die Gondeln ſchaukelten ſich wieder luſtig auf ihren ſpiegelklaren Wellen. Die Eisbahnen waren zerronnen, die Pelze abgelegt, die Rieſenöfen, dieſe im Winter ſehr geſchmeichelten Stubengenoſſen, mit kalter Geringſchätzung angeſehen, die Reichen gingen wieder auf das Land und die Theater wurden leer, ſo war denn auch ich entſchloſſen, Petersburg, welches mir mit der Zeit lieb geworden war, wieder zu verlaſſen und mein Glück anderswo zu verſuchen. Ich ließ mich in meinem Entſchluſſe von meinen Freunden nicht wankend machen. Alles, wozu ich mich noch verſtehen wollte, war ein Ausflug nach Moskau, den ich mit dem Prinzen L... unternahm, jedoch nicht um daſelbſt aufzutreten. Ich wollte nur

eine Woche daſelbſt verweilen und dann die Reſidenzſtadt Berlin beſuchen.

In dem Wagen des Prinzen trat ich alſo in ſeiner Begleitung die Reiſe nach der alten Czarenſtadt an, in deren Flammen Napoleon den Tod, nicht ſeines Ruhmes, aber ſeines Glückes gefunden hatte.

Wir legten den Weg von Petersburg nach Moskau in drei Tagen zurück, bei einer Entfernung von 100 Meilen gewiß raſch genug. Die Städte, welche wir berührten, waren Nowgorod, in deſſen Nähe die Militärkolonien liegen, von denen mir mein Begleiter grauſige Geſchichten erzählte.

Es ſind noch nicht 9 Jahre her, ſagte er, als die raſenden Soldaten hier an hundert Aerzte und eben ſo viele Offiziere mordeten, als ſie deren unglückliche Frauen zu Tode peitſchten und einen ihrer Generäle an den Baum banden und nach ihm ſich im Scheibenſchießen übten.

An wie vielen gräßlichen Ereigniſſen die ruſſiſche Geſchichte doch ſo reich iſt, dachte ich ſchaudernd, und über alle dieſe Dinge wird ein ſo geheimnißvolles Stillſchweigen beobachtet, und erfährt man etwas, ſo hören wir es nur im Flüſterton, als ſcheute ſich Jeder, dergleichen Dinge auszuſprechen. Ja, wahrlich, in dieſem weiten Reiche gehen blutige Geſpenſter um. Merkwürdig bleibt es nur, daß trotz aller Geheimnißthuerei ſo viel in's Publikum dringt.

Die Stadt Nowgorod ſelbſt iſt ziemlich unbedeutend, obwohl dieſe Stadt früher anſehnlicher und volkreicher geweſen ſein ſoll, als Petersburg und Moskau. Freilich ſoll damals auch die Stadt Nowgorod geweſen ſein, was jetzt ganz Rußland iſt, ein Staat von ungeheurer Ausdehnung. Wen ergreift es nicht mit Wehmuth, Reiche und Welten alſo dem Geſchicke anheimfallen zu ſehen. Nowgorod war früher eine

Republik, mit der nur Rom verglichen werden konnte. Von ihr hieß es: Wer kann wider Gott und Nowgorod? — Da erhob sich neben ihr das Großfürstenthum Moskau, und Iwan Wassiliewitsch, der Schreckliche, kam über sie, eroberte die Stadt, ließ mehrere Wochen lang täglich 500 Bürger hinrichten und Nowgorod war nicht mehr.

Man zeigte mir in dieser Stadt als das historisch-merkwürdigste Gebäude ein kleines Häuschen, welches auf einem Hofe lag. Hier hat vor mehr als drei Jahrhunderten die Bürgermeisterfrau Marfa gewohnt. Sie hat mit ihren Söhnen bei Nowgorods Fall den heldenmüthigsten Widerstand geleistet, wurde gefangen, nach Moskau geführt, wo sie im Kerker starb.

Außer Nowgorod kamen wir noch durch zwei Städte von Bedeutung, Torshok und Twer. Die erste Stadt zählt an 15,000 Einwohner und gewährt mit ihren Paar Dutzend Kirchen einen recht angenehmen Anblick. Hier werden die berühmten russischen Lederwaaren fabrizirt, und mein Begleiter sagte scherzend: Von hier aus erstreckt sich die Herrschaft über eine halbe Welt, — denn hier werden die schönen russischen Pantoffel verfertigt, welche in ganz Europa gekauft werden.

Der Prinz L... selbst verfehlte nicht, mir mit feierlichen Worten ein halbes Dutzend Paar zu verehren, die ich als Attribut weiblicher Herrschaft aus seinen Händen nahm.

Twer ist ebenfalls eine recht hübsche, malerische Stadt mit 24,000 Einwohnern. Sie hat bedeutenden Handel und viel Leben. Vom Weiten sieht diese Stadt so großartig aus, daß ich erst glaubte Moskau zu sehen. Wir kamen sehr spät in dieser Stadt an und fuhren des Morgens früh schon weiter.

Als wir uns Moskau näherten, wurde mein Begleiter so feierlich still, als nähere er sich dem heiligen Grabe. Sein

Blick schien sich aufzuklären, als wir die erste Kuppelspitze von Moskau sahen.

Der Anblick, welchen uns diese berühmte Stadt schon von weitem gewährt, ist in der That unbeschreiblich.

Auf einem unfruchtbaren und ziemlich unbebauten Boden erhebt sich ein großartiges Panorama von Kuppeln, Burgen und Palästen, die, dichtgedrängt, unter einander geworfen zu sein scheinen.

Diese Kuppeln, diese Paläste, diese Burgen in ihrem goldenen, silbernen, grünen und röthlichen Glanze enthüllten sich vor meinen Blicken wie ein phantastisches Zauberbild.

Welche Ideen regt diese majestätische Stadt an, dieser Wohnsitz barbarischer Czaren, eines Iwan des Grausamen, dieser majestätische Grabhügel, eine Armee, wie sie die Kriegsgeschichte nicht ihres Gleichen hat, dieses Denkmal eines untergegangenen Glückes, das ohne Beispiel, dieses Moskau, welches, wie Jerusalem und Rom, zu einer klassischen Stätte geworden ist.

Meine Blicke hafteten wie festgebannt an dem Kreml, dieser Riesenburg, welcher wie ein ungeheurer Felsen über der Stadt thront, diesem phantastischen Conglomat von Pfeilern, Kuppeln und Thürmen, welche von über- oder unterirdischen Wesen hier zusammengetragen zu sein scheinen.

Man ist in Moskau Europa völlig entrückt, man glaubt in einer chinesischen Stadt zu sein, und auch dieser Vergleich ist lange nicht erschöpfend, Moskau ist weder europäisch noch asiatisch, Moskau ist einzig in seiner Art.

Beim Anblick dieser merkwürdigen Stadt wirft man sich unwillkührlich die Frage auf, was Peter den Großen bewogen haben konnte, Moskau als Residenz aufzugeben und gegen ein Petersburg umzutauschen?

Nur ein einzige Gedanke erklärt dieſen ſchlechten Tauſch. Peter der Große wollte den Schwerpunkt ſeines Reiches, nicht Aſien, ſondern Europa, näher rücken.

Dieſer Tauſch der Reſidenzſtädte iſt für Europa ſo verhängnißvoll geworden, wie nur irgend eine große That, ein großer Gedanke.

Moskau iſt nicht nur ſchon an ſich ſchöner und majeſtätiſcher als Petersburg, es hat das, was ſo nothwendig iſt zur wahren Größe einer Stadt, Leben und Bewegung.

Moskau hat nur 200,000 Einwohner, alſo faſt die Hälfte von Petersburg, aber dieſe Stadt ſcheint dennoch eine dreifache Anzahl zu haben.

Dieſes Leben und Treiben in Moskau macht uns einen Augenblick vergeſſen, daß wir in Rußland ſind, unter dem allgewaltigen Scepter des weißen Czaren, Moskau ſieht aus wie eine freie Stadt, wie Hamburg, wie London.

Wenn man ſich aber in die Geſchichte dieſer Stadt weiter vertieft, wenn man ihr Leben und Gedränge näher betrachtet, dann freilich ſchwindet dieſer Schein, und wir werden raſch genug inne, wie weit die heilige Stadt noch von der europäiſchen Civiliſation entfernt iſt.

Welch einen entſetzlichen Contraſt bieten die unermeßlichen vielen Kirchen, nach welchen allein Moskau das Heilige genannt werden könnte, mit der blutigen Geſchichte, von der faſt jeder alte Stein in Moskau erzählen könnte.

Auf welchem Punkte man ſich auch in Moskau befinden möchte, der Blick richtet ſich immer wieder unwillkührlich auf den Kreml, mit ſeinen auf Felſen ruhenden Feſtungswerken und ſeinem von dieſen eingeſchloſſenem Geſchwiſterpaare, den drei Kathedralen.

In der Himmelfahrtskathedrale wurden die Czaren ge-

krönt, in der des Erzengels Michael wurden sie begraben, daneben strahlt das goldene Dach der Jungfrau-Maria-Kirche, die nach dem Modell der St. Sophiakirche in Constantinopel erbaut wurde.

Diese letztere wurde unter Iwan dem Schrecklichen zum Andenken an die Eroberung von Kasan erbaut, welcher von ihrer Schönheit so entzückt wurde, daß er dem Erbauer, damit das Werk auf Erden nicht seines Gleichen haben sollten, die Augen ausstechen ließ.

So erzählt die Sage.

In diesem Kreml feierte Iwan der Schreckliche seine Orgien, bei denen oft mehr Blut als Wein geflossen haben soll.

An seinen Brüstungen sollen ehemals große Haken angebracht gewesen sein, an welchen die Czaren ihre überwundenen Feinde an den Rippen aufhängen ließen.

Hier ließ selbst Peter der Große den Liebhaber seiner verstoßenen Frau pfählen, um dann ein Bauermädchen zu heirathen, welches es so gut verstand, die Kaiserin der Russen zu sein.

Hier starb auch der Erstgeborne Peters I. auf Befehl, und wie man behauptet, sogar durch die eigenen Hände des Vaters.

Und welche merkwürdige Dinge enthalten sonst noch die verschiedenen Paläste, welche der Kreml umschließt.

In dem sogenannten Rüstpalaste sieht man die Kronen von Polen und Georgien, die Schlüssel von Warschau, die mit Sicheln beschlagenen Wagen der Strelitzen, mit welchen diese Prätorianer durch das Volk von Moskau pfeilschnell dahingeflogen sein sollen, um den Czaren Platz zu machen.

Hier sieht man endlich auch die Trophäe des Sieges über den vor Napoleon gefährlichsten Feind Rußlands.

Es ist nämlich der Tragsessel des verwegenen Karls XII.,

auf welchem sich der verwundete König in den so verhängnißvollen Kampf von Pultawa tragen ließ.

Pultawa und Moskau, Karl und Napoleon, welche Tage, welche Namen überwundener Sieger in der Geschichte dieses riesigen Reiches!

Nachdem solche Männer von dem ungeheuren Glücke dieses Reiches darniedergeschlagen worden sind, welche Helden soll die Geschichte noch erzeugen, Rußland entgegen zu rufen: Bis hierher und nicht weiter!? — — — —

Aber wie gesagt, Moskau ist nicht allein durch seine Gebäude bei weitem interessanter als Petersburg, sondern durch die Menschen, die sich darin bewegen, und das Leben, welches diese hervorrufen.

Schon die vielen reichen und bedeutenden Edelleute, welche hier leben, sehen ganz anders aus, als der Petersburger Adel. Man merkt es den Leuten an, daß sie hier freier athmen. Auch die Polizei, welche sicher auch in Moskau nicht fehlen wird, tritt doch hier mehr in den Hintergrund. Das hier herrschende stete Gewühl, der enorme Zufluß von Fremden, sowohl aus Europa als Asien, die geschäftige Thätigkeit, welche nichts mit der zierlichen Ruhe, der geräuschlosen Geschäftigkeit in Petersburg gemein hat, diese Dinge verhindern oder lassen doch wenigstens die russische Polizeileidenschaft in Moskau weniger auffallend erscheinen.

Es treffen fast mit jeder Stunde ganze Karavanen von Asiaten und Nomaden ein, und eben so reisen von hier die russischen Kleinkrämer, ihre Waare auf einer Karre, durch ganz Rußland.

Der Russe selbst fühlt sich in Moskau in seinem Elemente. Moskau ist eine wahrhaft russische Stadt. In Petersburg dagegen kommt sich der Russe wie ein Fremdling vor, und wenn

man bedenkt, wie überwiegend dort die fremden Elemente sind, wie wenig die russische Sprache dort unter den gebildeten Ständen gehört wird, und wie überwiegend namentlich die französische und deutsche Bildung daselbst ist, so mag er sicher nicht Unrecht haben.

Aber auch selbst was Pracht und Reichthum anbetrifft, wird Petersburg von Moskau fast verdunkelt, und es schien mir, als wage sich hier der Reichthum und Glanz eher an's Tageslicht, als in der Residenz.

Das waren ungefähr die ersten Eindrücke, welche das Moskauer Leben auf mich hervorbrachten, und ich nahm keinen Anstand, Alles was ich dachte und empfand, dem Prinzen L...w mitzutheilen.

Warten Sie nur noch ein wenig, sagte dieser mit leuchtenden Augen, sie kennen dieses Rußland, dieses Moskau noch lange nicht. Sie werden ein Menschenalter gebrauchen, um einen Staat kennen zu lernen, der noch den Nerv eines tausendjährigen Lebens in sich fühlt, und dessen Zukunft — die Zukunft von Asien und Europa zugleich sein wird. Sehen Sie die Flammenschrift, welche auf Moskau's Kuppeln brennt, verkündet:

Von Moskau nach Constantinopel, von Moskau nach Pecking, von Moskau nach — — —

Bei diesen Worten unterbrach ich den begeisterten Russen: Hören Sie auf, sagte ich. Sie machen da von ihrem Moskau aus Reisen, auf denen ich Ihnen mit meinem Gedankenfluge nicht so schnell folgen kann. Reisen Sie in Gottes Namen nach Constantinopel und Pecking, lassen Sie Ihr Petersburg, welches dann wohl überflüssig sein wird, in Kalk zerbröckeln und in Staub zerfallen, das soll mich Alles nicht rühren, aber kommen Sie mir dem Herzen von Europa nicht zu nahe, welches zu warm pulsirt, um Rußlands starre Kälte vertragen zu können. Die Zukunft Ihres Reiches mag eine asiatische sein, aber das Verhängniß wird sie hoffentlich nicht zu einer europäischen machen, und es scheint mir glücklicher Weise, als habe die europäische Menschheit, trotz aller Zerfahrenheit, bei weitem mehr Kraft, als die römische, Asien zu widerstehen.

Memoiren

der

Lola Montez

(Gräfin v. Landsfeld).

Fünfter Band.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von Carl Schultze's Buchdruckerei.
Breite Straße 30.

Achtundneunzigſtes Kapitel.

Das heilige Thor.

Der Mann mit den Wachskerzen. — Die Franzoſen vor dem Kreml. Der Stab Iwan des Schrecklichen. — Das zerbrochene polniſche Scepter. — Hiſtoriſcher Plunder.

Der Kreml von Moskau iſt ein ſo rieſiges, ſo merkwürdiges Felſengebäude, daß man, bei einem kurzen Aufenthalt in dieſer Stadt, es jeden Tag betrachten muß, um den Eindruck ganz mit hinweg zu nehmen, den es auf den Beſchauer hervorbringt. Der Ruſſe blickt in religiöſer Ehrfurcht zu dieſer alten Burg hinauf, wie der Indier in der heiligen Stadt Benares in ſeinen Ganges ſchaut, ihn kümmert nicht das Entſetzliche, was zwiſchen dieſen gewaltigen Steinmaſſen vorgegangen iſt, genug, ſeine alten Czaren haben darin gewohnt, und er vermag den Schleier nicht zu heben, welcher der Nimbus dieſer ihm ſo heiligen Stätte iſt. Demüthig, die Mütze in der Hand, das Haupt gebeugt, ein Gebet auf den ſich leiſe bewegenden Lippen, ſchreitet er durch das heilige Thor, welches zum Kreml führt, das **Spass worota**, Erlöſerthor genannt. Ich ſtand ſelbſt eine gute Weile da und betrachtete mir das verwitterte Bild an dem Thurme des Thores, welches in einem

Glaskasten steht. Vor dem Bilde hängt eine kolossale Messinglampe an einer eben so kolossalen eisernen Kette, an welcher die Lampe hinab- und hinaufgewunden wird. Bei diesem Christusbilde, welches uralt und hinter seinem blinden Glasfenster gar nicht zu erkennen ist, sitzt ein Wächter, welcher auf einem neben sich stehenden Tische Wachskerzen verkauft, wenn Einer der Passirenden eine solche dem Erlöser anzünden will.

Einige, mit denen ich über das Christusbild sprach, behaupteten, daß es ein solches gar nicht, sondern das Bild eines Czaren sei, aber genug, der gemeine Mann hält es dafür und blickt mit frommer Ehrfurcht zu dem Kasten empor, als wäre es der Erlöser selbst. Ich sah übrigens alle Leute, welche dieses heilige Thor passirten, ohne Ausnahme den Hut vor dem Bilde ziehen, und wollte dieses Jemand, welchem Glauben er übrigens auch angehören mag, vergessen, so würde ihn der Thurmwächter augenblicklich an den Zoll der Ehrfurcht erinnern, welcher hier der Sitte nach von einem Jeden gefordert wird.

Ich unterhielt mich mit dem alten Manne hinter seinem Tischchen eine ziemlich lange Zeit, natürlich war er ein ächter National-Russe, und ich mußte mich, da ich der russischen Sprache, bis auf einige wenige Vocabeln, nicht mächtig war, meines Begleiters als Dolmetscher bedienen.

Wie lief der Mund des Russen von den vielen Legenden über, welche er jetzt mit frommer Geschwätzigkeit erzählte. So reich an Sagen ist die ganze alte griechische Geschichte nicht, als dieses heilige Thor des Kreml's. Ich habe in Indien, in Spanien, selbst in dem aufgeklärten Frankreich einen Aberglauben, eine Einfalt gefunden, welche mich theils mit Entsetzen, theils mit Staunen erfüllt hat, aber nirgend ist mir der Aberglaube in einer solchen crassen Gestalt wie in Rußland

begegnet, nirgends habe ich so viel fromme Einfalt wie hier gefunden.

Der fromme Christuswächter am heiligen Thore des Kreml's zu Moskau erzählte Wunderdinge, die Verbrechen mit der Glorie heiligen Eifers umhüllten. Welche Dinge, welche Gräuelthaten, welche Gott entwürdigende Schändlichkeiten hat dieses Thor, dieses Bild an seinem Thurme gesehen! gleichviel — es ist und bleibt ein heiliges Thor.

Merkwürdig klingt das, was der Russe von der Zeit Napoleons erzählte.

Dieser nämlich wollte das Heiligenbild aus dem Glaskasten nehmen, wahrscheinlich, um zu untersuchen, ob es Gold habe. Kaum aber hatte man die Leiter bestiegen, als sie mitten durchbrach, und die Tempelräuber mit verschiedenen Rippen ihre verwegene Gotteslästerung büßen mußten. Nun nahm man, wüthend und voll Rache gegen das Christusbild eine andere Leiter, aber auch diese brach, und obgleich sie eine dritte und vierte nahmen, es half ihnen Alles nichts, sie brachen jedesmal unter der Last der Franzosen zusammen. Natürlich stritt die Gottheit selbst für sich vom heiligen Thore herab. Nun aber kannte die ohnmächtige Wuth der Franzosen keine Grenzen, sie schossen nach dem heiligen Bilde oder vielmehr sie wollten schießen, denn so oft sie auch luden, das Pulver war wie Wasser. Da sie sahen, daß es mit den Gewehren nicht ging, holten sie eine mächtige Kanone herbei und machten ein großes Feuer über dem Zündloche an, wenn etwa das Pulver ähnliche Mucken wie bei den Gewehren zeigen wollte. Diesmal fing es Feuer, aber die Franzosen kamen demungeachtet nicht zum Ziele. Die Kanone platzte und die frevelhaften Kanoniere lagen zerstückt unter ihren Trümmern.

Nun ließen die Franzosen das wunderthätige Heiligenbild in Ruhe und zogen bestürzt von dannen.

Es ist übrigens diese Geschichte nicht die einzige, welche man aus dem Jahre 1812 erzählt, und es ist wahrlich höchst interessant, die Ansicht des russischen Volkes über den Feldzug Napoleons zu hören. Man glaubt, diesen an sich schon wunderreichen Feldzug und sicher die merkwürdigste, einflußreichste und bedeutsamste Begebenheit des 19. Jahrhunderts in eine vollkommene Wunder- und Sagengeschichte übersetzt zu hören. Die Russen haben übrigens Recht mit dieser märchenhaften Tradition einer fast unter ihren Augen vorgefallenen Geschichte — denn welch eine Zukunft knüpfte und knüpft sich für sie noch an die Niederlage des Riesen auf den russischen Schneesteppen?

Ein zweites Thor des Kreml hat ebenfalls einen Heiligen, nach welchem es heißt, über seinem Eingange und zwar den heiligen Nikolaus. Hier gehen die Leute, ohne den Hut oder die Mütze zu ziehen, ein und aus, es muß also wohl nicht für ganz so heilig wie das andere Thor gehalten werden. An diesem Thore ist die Spur eines Risses, welcher durch eine besondere Farbe ausgezeichnet ist, sichtbar. Er entstand durch Napoleons auffliegende Pulverfässer. Der Kreml mit seinen heiligen Thoren war dem Untergange geweiht, aber die ungeheure Pulvermasse war doch noch zu gering, und brachte bei dem gigantischen Gebäude keine andere Wirkung, als einen fast unbedeutenden Riß hervor, welcher nun an dem Thore des heiligen Nikolai noch sichtbar ist.

Den armen Franzosen ist es überhaupt sehr übel in Moskau ergangen, nicht allein das Feuer hat ihnen so schlimme Streiche gemacht.

Die Russen haben wahrlich Recht, irgend ein unsichtbarer

Geist hat die Franzosen in Moskau mit Blindheit geschlagen. Dinge von unschätzbarem Werthe übersahen sie und andere werthlose Sachen nahmen sie mit großem Müheaufwande von ihrer Stelle. So hielten sie, wie man mir erzählt hat, das große Kreuz auf dem Kreml, welches nur übergoldet war, für massives Gold und nahmen es fort, während ein kleineres von wirklichem Golde, nicht weit davon auf einem andern Thurme, unbeachtet blieb. So ging es ihnen auch oft mit den Heiligenbildern und Kirchengeräthen.

Der Kreml, oder vielmehr die riesigen Mauern, welche ihn umgeben, umschließen zugleich eine Menge Paläste und Kirchen. Von einem, dem sogenannten Terema, d. h. einem terrassenartig gebauten Palaste, hat man eine Aussicht, die nicht leicht ihres Gleichen findet. Eine Masse goldener Thurmspizzen, silberner, buntbemalter und besternter Kirchenkuppeln, mit phantastischen Heiligenbildern, ragen aus der verworrenen Gebäudemasse hervor, welche die Kremlmauer umschließt.

Die Paläste enthalten sehr merkwürdige Dinge, deren aber in einer so großen Anzahl vorhanden sind, daß ihre Aufzählung eben so ermüden würde, wie ihr Anblick. Im Ganzen machten sie auf mich den Eindruck einer Antiquitätenbude, wie ich deren in London mehrere gesehen. Da steht man eine ganze Reihe Throne, alte Sessel mit riesigen Baldachins, auf denen die Czaren von Iwan I. bis auf den jetzigen Kaiser herab gethront haben. — Eine eben so große Masse Kronen von besiegten Fürsten gewähren weiter kein besonderes Interesse. Es sind zumeist Pelzmützen, einige mit goldenen Reifen.

Außer den Dingen, welche ich schon am Schlusse des vorigen Bandes erwähnt habe, verdient noch das polnische Scepter unser ganzes Interesse in Anspruch zu nehmen. Es ist ein grüner, länglicher Stein, dessen Ende mit Gold geschmückt

iſt. Das Scepter hat in der Mitte einen Bruch. Ob dies Zufall, oder auf welche Weiſe der Scepter eines untergegangenen Reiches zerbrach, vermochte ich nicht in Erfahrung zu bringen. Das Zweite iſt ein Stock mit einer langen eiſernen Spitze, deſſen ſich Iwan der Schreckliche bedient haben ſoll. Mit dieſem Stocke ſoll er den Boten eines zu ſeinen Feinden, den Polen, übergegangenen Bojaren, welcher ihm von dieſem einen Brief brachte, durch den Fuß an den Boden geheftet, und ſo, geſtützt auf ſeinen Stab, den Brief geleſen haben. Mit dieſem Stock ſoll der Schreckliche auch ſeinen eigenen Sohn ermordet haben.

Jetzt ruhen beide, Vater und Sohn, ſchon ſeit Jahrhunderten in einer Kapelle der Michaeliskirche ruhig neben einander, die Zeit hat aber die Spuren ſo gräßlicher Thaten noch heute nicht ganz verwiſchen können.

Nachdem ich mir den ganzen Plunder vergangener Herrlichkeit und den ſtolzen Staat der Gegenwart ſattſam betrachtet hatte, beſchloß ich meine Wanderung, um am andern Tage eine eben ſo intereſſante als ſonderbare Reiſe fortzuſetzen.

Neunundneunzigſtes Kapitel.

Der Mollah.

Religiöſe Ceremonien der Ruſſen. — Die iberiſche Mutter Gottes. — Moleben. — Die Moſchee und der Mollah. — Die Frauen im Paradieſe.

Der gemeine Ruſſe iſt ganz außerordentlich fromm, d. h. er hängt an äußere Ceremonien, die das Herkommen ihm vorſchreibt, ohne eigentlich wahrhaft religiös, d. h. human, von edler, chriſtlicher Geſinnung durchdrungen zu ſein. Daher kommt es denn, daß Moskau neben ſeiner großen Anzahl von Kirchen und mehr als zwanzig Klöſtern noch unendlich viele Plätze hat, die der fromme Glaube zu kleinen Heiligthümern macht, ohne ſich eigentlich eines ſittlichen Grundes dazu bewußt zu ſein. Daher kommt es, daß bei ihnen ſo oft Moral und Religion ganz verſchiedene Wege gehen, und daß der Ruſſe ſehr wohl im Stande iſt, ſeine Heiligen zu jedem Schelmſtückchen anzurufen und um Unterſtützung anzuflehen.

Es iſt ganz unglaublich, und ich habe es in keinem katholiſchen Lande ſo gefunden, wie oft der Ruſſe betet und anbetet, wie oft er ſich bückt, zur Erde fällt, ſich bekreuzt und ſeine Heiligen küßt, die man in jedem ruſſiſchem Hauſe, ja in

jedem einzelnen Zimmer, mit einer brennenden ewigen Lampe davor, angebracht findet. Ich glaube, der Russe bekreuzt und bückt sich, so wie er in ein Haus tritt, denn wenn er kein Heiligenbild sieht, so vermuthet er doch eins, und das Begrüßen der Hausgötter ist ihm zur andern Natur geworden.

Man hat für diese Ceremonien, namentlich für das Bekreuzen, einen allgemeinen Namen: „Poklon". Der Russe macht seinen Poklon, wenn er eine Leiche begegnet, wenn er an einer Kirche vorübergeht, wenn er vom Tische aufsteht, wenn er sich in's Bette legt, wenn er erwacht, ja sogar, wenn er gähnt. — Ich habe wirklich es einige Male gesehen, daß alte Frauen beim Gähnen den Mund bekreuzten; auf meine Frage erhielt ich die Antwort, daß beim Gähnen der Böse dem Menschen den Mund öffne, um — sich die Seele heraus zu holen. Deshalb bekreuzte sie sich.

Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß man dergleichen abergläubischen Ceremonien nur dann und wann begegne, wie ja selbst in protestantischen Ländern, wo die Völker sich einer allverbreiteten Aufklärung rühmen, dergleichen dann und wann vorkömmt. So habe ich z. B. selbst in Berlin eine ganz gebildete Frau, bei der ich einige Zeit wohnte, wenn sie ein neues Brod anschnitt, dieses jedesmal dreimal bekreuzen sehen, und sie erzählte mir, daß diese Sitte ziemlich allgemein gebräuchlich sei. Indeß habe ich dergleichen Ceremonien in andern Städten nur selten bemerkt, aber in Moskau, und eben deshalb vielleicht in ganz Rußland (in Petersburg weniger) sind solche Ceremonien wirklich eben so sehr im Schwunge, wie das Bedürfniß des Schlafes und der Mahlzeit. Wohin man den Fuß setzt, wohin man den Blick wirft, begegnet man mehreren Heiligen, Geweihten, Kreuzschlagenden, Betenden, Niederknienden, kurz — wenn die Heiligkeit in

Aeußerlichkeiten sitzt, so verdient Moskau sicher die heilige Stadt genannt zu werden, so wie sie auch von lauter Heiligen bewohnt zu sein scheint.

Es ist gar nicht zu beschreiben, auf welche Kontraste man in Moskau stößt. Man sieht Bilder, die voll Schmutz sind, und etwa nicht halb so schön wie die Zigeuner aussehen, die oft auf den Schildern der Marktbuden glänzen, mit Juwelen überladen und dem schönsten und kostbarsten Schmuck bekleidet. Ich weiß in der That nicht, welch ein Ideal der Russe, welcher so schwarze, angeräucherte Götter und Göttinnen liebt, von der Gottheit haben muß.

Merkwürdig ist noch eine Art Selbstweihe in Rußland, welche sie Moleben nennen. Wenn Jemand einen Tag recht heilig verbringen oder sich für empfangene Wohlthaten gegen Gott dankbar beweisen und seine Gefühle frommen Erinnerungen, namentlich an Geburtstagen ꝛc., zuwenden will, dann geht er zu einem Priester, von welchem er sich in die Kirche führen läßt. Dieser singt ihm dann Gebete vor und läßt tüchtig vor ihm räuchern, während der also Gottverehrende sich unaufhörlich bekreuzt und bückt. Der Priester empfängt für seine Bemühungen eine oder auch mehrere Rubel, je nach dem Stande der Person.

Wie sehr die Russen im Allgemeinen ihren Heiligen anhängen, das habe ich vor der kleinen Kapelle der iberischen Mutter Gottes gesehen.

Diese Kapelle steht auf dem rothen Platz vor der Sonntagspforte, einem der belebtesten Thore Moskaus; das, was man mir von dieser alten Gottesmutter erzählte, geht bis in die Urwelt hinauf und umfaßt die Sagen aller Völker zusammen. Warum die Russen für diese Heilige, welche aus Geor-

gien stammt, eine ganz besondere Vorliebe haben, das konnte ich nicht erfahren.

Sie selbst, die Heilige, sitzt im Hintergrunde ihrer kleinen Kapelle, und ihr gebräuntes Gesicht ist von den vielen Perlen und andern Schmucksachen, mit welchen sie behangen ist, kaum sichtbar. Das Netz, welches ihren Kopf umhüllt, ist aus lauter kostbaren Perlen gewebt. Auf der Stirne, auf den Schultern glänzen große Edelsteine, und diese goldenen und diamantenen Schmucksachen und Kleider verbreiten unter dem Scheine von einem Dutzend Wachskerzen, welche auf silbernen Leuchtern immerwährend vor der Heiligen brennen, einen magischen Glanz.

Der Zudrang zu dieser Kapelle ist unglaublich groß. Ich habe daselbst nur eine Viertelstunde verweilt, aber ich verrechne mich nicht, wenn ich die Zahl der Besuchenden während dieser kurzen Zeit auf wenigstens 50 Personen anschlage. Die Kapelle ist den ganzen Tag geöffnet, und es geht kaum Jemand an diesem so belebten Orte vorüber, ohne in die Kapelle zu treten. Die Meisten der Besuchenden warfen sich vor ihr auf die Kniee, küßten den Boden und beteten. Viele küßten noch der Gottesmutter die Hand, und ihrem Christuskinde den Fuß.

Ich glaube, außer dem Kaiser ist es nur noch diese iberische Mutter Gottes, welche sich der äußersten Verehrung, deren der Mensch überhaupt fähig ist, in Moskau erfreut. Eine Kopie dieses Heiligenbildes wird auch oft zu den Kranken, auf deren Wunsch, getragen, welche sich von ihrem wunderthätigen Anblick Genesung versprechen.

Nachdem ich die kleine Kapelle verlassen hatte, besuchte ich die Moschee, welche in der Nähe der Tatarenstraße liegt. Ich habe mir von diesem mohamedanischen Gotteshause sehr viel versprochen, ich glaubte wenigstens etwas von der Pracht der

türkiſchen Moſcheen hier vorzufinden, aber ich fand mich ſehr getäuſcht. Das kleine unanſehnliche Gotteshaus ſah ungemein dürftig aus und ſchien auf eine große Armuth der Gemeine, die etwa aus 150 Tataren beſteht, hinzudeuten. Bis auf einen ſehr ſchönen koſtbaren Teppich, welcher in den Moſcheen ein unerläßliches Erforderniß zu ſein ſcheint, ſah Alles überaus kahl und dürftig aus.

Ich traf den Geiſtlichen, den Mollah, mit ſeinem Küſter gerade in der Moſchee gegenwärtig. Er ſchien ſo eben eine heilige Handlung beendet zu haben, und ich trat an ihn heran. Auf meine franzöſiſche Anſprache erfolgte aber ein Achſelzucken, und da meine Begleiterin, eine geborene Franzöſin, ſich ebenfalls nicht verſtändlich machen konnte, ſo glaubten wir ſchon auf eine Unterhaltung mit dem Mollah, einem zwar nicht hübſchen, aber intereſſant ausſehenden Manne verzichten zu müſſen, als er uns fragte, ob wir der deutſchen Sprache mächtig ſeien, was meine Begleiterin bejahete.

Nun führte uns der Mollah nach ſeiner Wohnung, die aber noch dürftiger als die Kirche ausſah. Vor ſeinem Hauſe ſpielten ein Paar Tatarenknaben, deren Köpfe, wie das bei ihnen Sitte, ganz kahl geſchoren waren. Der Mollah erzählte uns von vielen Dingen, von ſeiner Armuth und ſeinen geringen Einkünften, von ſeiner Reiſe nach Mekka, die er vor einiger Zeit vollendet hatte, und andern Dingen.

Wir ſahen den Koran, ſehr ſauber gebunden, auf dem Tiſche liegen, und meine Begleiterin, eine junge, muthwillige Frau, in meinem Alter, ſagte zum Mollah:

Die Religion des Koran, ſo weit ſie ſolche kenne, gefiele ihr ſehr wohl, nur mit der Lehre vom Paradieſe könne ſie ſich nicht zufrieden geben.

Und warum nicht? fragte der Mollah.

Weil wir Frauen darin verdammt sind, vor wie nach die Sklavinnen der Männer zu sein.

Der Mollah schien etwas verlegen und von dieser Antwort frappirt zu sein, er sagte indeß sich fassend:

Nicht doch, mein Töchterchen, es ist den Frauen im Paradiese eine Lust, den Männern Liebesdienste zu erweisen. Was sie thun, thun sie aus eignem Antriebe ihrer Seelen, nicht als Sklavinnen, nicht als Dienerinnen, sie thun es aus Liebe und um die Liebe.

Das scheint mir doch jedenfalls in Eurem Paradiese eine für die Frauen gefährliche Lage zu sein, wandte meine Freundin ein, den Männern nur verspricht Euer Gesetz die Seligkeit des Paradieses und der Houris; werden sie also diese nicht wie ihr verheißenes Eigenthum, und sie eben nur wie Dinge, die nur ihretwegen da sind, betrachten?

Der Mollah machte eine sehr ernste und nachdenkende Miene. Ich glaube wohl, daß er zuvor über diesen Gegenstand niemals nachgedacht hat, und daß er jetzt in der That nicht wußte, auf welchem Fuße die Frauen im Paradiese mit den Männern stehen würden. Nach einer kleinen Weile versetzte er:

Höre, meine Tochter, allerdings steht nach unsern Religionsbegriffen der Mann höher als das Weib, und da Gott dies einmal so eingerichtet hat, wird es natürlich auch im Paradiese nicht anders sein können, aber die Männer, welche im Paradiese sind, werden die Frauen dennoch nicht wie Sklavinnen, sondern wie Engel betrachten, welche bei ihnen sind, das Glück und die Freuden des Paradieses zu theilen.

Das hieße aber ja immer, den Männern auf Gnade und Ungnade ergeben sein, wandte meine Freundin ein, sieh, das ist es eben, was mir so sehr mißfällt.

Und wie glaubt Ihr nach Eurer Religion im Paradiese zu leben? fragte der Mollah lächelnd.

Nun, ich denke mir, daß wir von den Männern ganz gesondert leben, und so das Glück genießen werden, uns allein genug zu sein.

Der Mollah schüttelte den Kopf und sagte: Meine Tochter, Ihr habt jedenfalls einen falschen Gedanken von Eurem Paradiese gefaßt. Denn ich glaube, um vollkommen glückselig zu sein, bedarf es im Himmel wie auf Erden eines Zusammenlebens beider Geschlechter, die sich doch nur gegenseitig ergänzen. Ihr werdet Euch also auch nach Eurer Religion der Männer im Paradiese nicht entwehren können, und ich glaube auch, daß Ihr sehr zufrieden damit sein werdet.

Ich gab dem guten Mollah vollkommen Recht, und schalt mit meiner Freundin, daß sie ihren Männerhaß bis nach jener Welt hinübertrage. Ich sagte ihm, daß mir sein Paradies ganz gut gefiele, und ich nur das Eine auszusetzen hätte, daß die Männer auch noch dort Pfeifen rauchen sollten, und ich sei eine erklärte Feindin dieses Dampfes.

Sei versichert, versetzte der Mollah mit einer Artigkeit, die mich etwas überraschte, wenn ich Euch, meine Töchter, im Paradiese begegne, werde ich sogleich meine Pfeife bei Seite setzen.

Ich dankte dem Mollah für seinen guten Willen und wir schieden endlich von ihm, nicht ohne seinem Küster, der sehr ärmlich und kläglich aussah, ein Geschenk zurückzulassen, welches er mit Entzücken annahm.

Einhundertſtes Kapitel.

Mönch und Nonne.

Die Igumena. — Nonnenbeichte. — Die Schweſtern Peter des Großen. Die doniſche Mutter.

Ich hatte mir vorgenommen, von den vielen Klöſtern, welche Moskau hat, zwei zu beſuchen, ein Mönchs- und ein Nonnenkloſter. Das Dewitſchin Monaſtir, das Mädchenkloſter, liegt auf dem Jungfernfelde, welches für jeden Ruſſen eine gewiſſe hiſtoriſche Bedeutung hat. Auf dieſem Felde nämlich bewirthen die ruſſiſchen Kaiſer nach ihrer Krönung das Volk. Der jetzige Kaiſer ſoll nach ſeiner Thronbeſteigung hier nicht weniger als 50,000 Gäſte gehabt haben. Mir erſchien der große, mit Gras bewachſene und lang geſtreckte Platz ſehr langweilig, und ich freute mich, als endlich die Droſchke vor dem vielbethürmten (ich zählte mehr als zwanzig Thürme) Kloſter hielt.

Der Hof des Kloſters, welcher zugleich der Kirchhof war, gewährte einen ſehr freundlichen Anblick, und ließ uns von dem Kloſter ſelbſt die beſte Meinung gewinnen. Ich hatte eine Empfehlung an die Igumena, die Aebtiſſin, welche mich und meine Begleiterin auch ſehr freundlich aufnahm. Ich fragte

ſie, ob ſie mir nicht die Zelle zeigen könne, in welcher Sophie, die herrſchſüchtige Schweſter Peter des Großen, ihre letzten Tage verlebt habe, und ſie verſetzte mir, daß ſie ſelbſt in dem Häuschen wohne, welches jene Sophie inne gehabt und welches ich eben jetzt betreten habe.

Ich knüpfte nun mit der Aebtiſſin ein ſehr intereſſantes Geſpräch an. Das Kloſterleben in Rußland iſt durchaus nicht ſtrenge, die Nonnen, zum Theil recht hübſche jugendliche Perſonen, erſchienen mir alle ſehr lebensluſtig. Uebrigens ſind derartige Stiftungen in Rußland ſehr arm, außer ihren todten Schätzen haben ſie in der Regel nur einen geringen Fond, was mir in Bezug auf den koloſſalen Reichthum der Kirchen ſehr auffiel. Einige Nonnen klagten mir ganz offenherzig ihre Armuth. Sie mußten ſich den größten Theil ihres Unterhaltes durch Händearbeit verdienen; es waren dieſe arme Nonnen ſehr unſchuldige Weltkinder, und deshalb erhielt ich auch keine ſehr ergreifende Antworten auf meine Fragen nach ihrem fruhern Schickſale.

Zumeiſt erhielt ich auf die Frage: welches Geſchick hat Sie zu dem Entſchluſſe angetrieben, ihr Leben zwiſchen Kloſtermauern zuzubringen? die Antwort: Ich weiß nicht, es gefiel mir ſo; oder; Ich wollte fromm ſein und recht viel beten.

Meine muthwillige Begleiterin, welche den armen Mollah ſo ſehr in die Enge getrieben hatte, ſchien ihre ſchalkhaften Fragen bei einer kleinen, noch ſehr jungen Nonne wiederholen zu wollen. Sie ging mit ihr etwas bei Seite und fragte ſie ganz zutraulich:

Sage mir mal, wie oft ſiehſt Du denn Deinen Schatz in der Woche?

Und dies fromme Kind verſetzte ganz arglos:

O, wenigſtens zweimal, er iſt ein ſchöner Bruder aus dem *** Kloſter.

Sie bezeichnete das Kloſter näher, ich habe indeſſen den Namen wieder vergeſſen.

Aber, wie fangt Ihr denn das an, Euch zu ſehen? fragte meine neugierige Begleiterin weiter, dürfen denn die Mönche zu Euch kommen?

O, zu uns kann kommen, wer will.

Und was macht Ihr denn miteinander, wenn Dein hübſcher Bruder zu Dir kommt? fragte die Schalkhafte weiter.

Was wir miteinander machen? fragte die junge Nonne zurück und erröthete ein wenig; nun, ich glaube, wir trinken Thee.

Ach, Ihr trinkt Thee. Aber es muß doch ſehr langweilig ſein, immer Thee zu trinken, und wenn Dein hübſcher Bruder Abſchied nimmt, vergißt Du denn nicht ein wenig Deinen Thee?

Nun, denn gebe ich ihm die Hand, und bitte ihn recht herzlich, bald wiederzukehren.

Und er?

Er ſagt gar nichts, er küßt mich nur.

Haſt Du das der Aebtiſſin ſchon geſagt, daß der Bruder Dich küßt?

Muß ich denn das der Igumena ſagen?

Allerdings, wenn es Dein Freund wünſcht.

Nein, nein, ſagte das unſchuldige Kind, etwas lebhaft werdend, der wünſcht es gar nicht, im Gegentheil, er hat mich eigentlich gebeten, es Niemanden zu ſagen; nun, ich denke, daß er mit Dir ſelbſt eine Ausnahme machen würde.

Du denkſt, daß er mich auch küſſen würde? fragte meine

schalkhafte Freundin, und ich hatte Mühe, das Lachen zu unterdrücken.

Ja, ganz gewiß, er sagt mir, daß es keine Sünde sei, ein hübsches Mädchen zu küssen, es müsse aber nur hübsch sein, denn dafür seien die hübschen Mädchen geschaffen, aber man dürfe es nur den häßlichen Mädchen nicht sagen und sie auch nichts sehen lassen.

Eine so offenherzige Nonnenbeichte amüsirte mich nicht wenig, und sicher hätte meine Freundin ihr schelmisches Examen fortgesetzt, wenn nicht die Aebtissin wiedergekommen wäre, welche ein nothwendiges Geschäft von uns abgerufen hatte. Wir besahen uns nun noch die verschiedenen Merkwürdigkeiten des Klosters, welche übrigens, außer den Begräbnißplätzen der Schwestern Peters des Großen Eudokia und Katharina, und der ränkevollen Sophia, in nichts Wesentlichem bestanden.

Wir verließen sodann das Jungfrauenkloster, ganz zufrieden mit dem, was wir daselbst erfahren und gesehen hatten, und nun wollten wir das Männerkloster besuchen. Ich glaubte jedoch dies nicht thun zu können, ohne eine kleine Philippika gegen meine Begleiterin zu schleudern und sie zu ermahnen, sich jetzt ein wenig mehr in Acht zu nehmen, da wir leicht unternehmendern Leuten, als dem Mollah und seinem Küster, begegnen könnten.

So vorbereitet hielten wir bald vor dem Kloster der donischen Mutter, an dessen Vorsteher ich ebenfalls eine Empfehlung hatte. Zu unserm Leidwesen trafen wir ihn nicht, aber ein junger Mönch, der in seiner schwarzen Mönchskleidung sich ganz wohl ausnahm, erbot sich zu unserm Ciceroni.

Meine muthwillige Begleiterin, welche als Protestantin sich durchaus nicht zwingen konnte, in dem Klosterleben etwas Anderes, als eine menschliche Verirrung, oder, wie sie sagte, über-

ſpannte Begriffe einer falſch verſtandenen Frömmigkeit zu ſehen, fing nun auch ſehr bald mit unſerem Führer ein Geſpräch über die Sonderbarkeiten des Kloſterlebens an.

Bitte, erzählen Sie mir doch, ſagte ſie, womit Sie eigentlich die Tage verbringen, es iſt doch unmöglich immerwährend zu beten, und gleichwohl kann man doch auch nicht immerwährend müßig gehen.

Der Mönch aber rechnete ihr haarklein vor, was er den Tag über, von 3 Uhr des Morgens an, wo er aufſtehen müſſe, zu thun habe, und wie ſehr er zu jeder Zeit in Anſpruch genommen ſei. Meine Begleiterin hielt dieſe, ſeine Geſchäftigkeit, aber durchaus nicht für ſo wichtig, um deshalb das Kloſter zu wählen, und fragte ihn, ob ihn vielleicht eine unglückliche Liebe in dieſe Mauern geführt habe? Dabei lächelte ſie, denn der Mönch ſah mit ſeinen vollen, gerötheten Wangen ſicher nicht darnach aus, als habe ihm unglückliche Liebe das Herz gebrochen oder verwundet.

Der Mönch verſetzte denn auch freundlich: Ich weiß nicht, was das iſt, eine unglückliche Liebe. Die Mädchen, welche ich geliebt habe, waren mir ſtets ſehr gut, und ſie hätten mich ſicher Alle gern geheirathet, aber ich wollte nicht.

Und warum nicht? fragte meine Freundin.

Weil ich es vorzog Kloſterbruder zu werden. Ich habe mir ſo manches Gute, Schöne und Beſondere dabei gedacht — und deshalb zog ich es vor.

Und haben Sie es niemals bereut? fragte meine Freundin weiter.

Was hilft es? verſetzte der Mönch, es iſt nun einmal ſo. Ich bin jetzt darin, und es würde mir ſehr ſchwer werden, wieder heraus zu kommen.

Nun, wenn Sie eine ihrer Schönen, die Sie Alle ſo ge-

liebt haben, heirathen wollen, ſo wenden Sie ſich doch an den Kaiſer, er wird Sie ſicher entlaſſen.

Gewiß nicht, verſetzte der Mönch lachend, das iſt kein Grund, es fehlt nicht an Männern, welche die Mädchen heirathen können, warum muß ich es gerade ſein. Das wäre ein ſchöner Grund aus dem Kloſter zu kommen.

Aber wenn Ihre Schönen, oder wenigſtens eine von ihnen, aus Liebe zu Ihnen ſterben würde? fragte meine Freundin weiter.

O, das thun ſie nicht, verſetzte der Mönch ganz treuherzig, wenn die Mädchen aus Liebe zu den Männern ſterben ſollten, dann wäre ja die Liebe ſchlimmer als eine böſe Peſt, und es müßten täglich Tauſende ſterben.

Wir lachten Beide recht ſehr über dieſe Antwort, und ich bat jetzt den Mönch, uns Einiges von ſeinem Kloſter zu erzählen, und welche Bewandniß es eigentlich mit der doniſchen Mutter habe, und der Mönch erzählte nun:

Es war im Jahre 1591, da zogen die räuberiſchen Tataren, welche ſchon einmal Moskau erobert und verwüſtet hatten, aber dennoch den Tribut nicht erlangen konnten, welchen ſie den Ruſſen auferlegt, da zogen ſie alſo racheſchnaubend gegen Moskau, um die heilige Stadt zu zerſtören, und, wie ſie zu ihren Göttern geſchworen hatten, keinen Stein auf dem andern ſtehen zu laſſen. Aber der tapfere Boris Gudenow zog ihnen muthig entgegen, ließ die heilige Mutter vom Don vor ſich hertragen, und ſie war es, welche den Ruſſen den Sieg gab und die heilige Stadt rettete. Der fromme Boris Gudenow errichtete ihr daher aus Dankbarkeit dieſes Kloſter und beſchenkte es reichlich, und vertraute ihm das Bild der heiligen Mutter an, weshalb er das Kloſter ſo feſt wie den Kreml bauen und mit Thürmen und dicken Mauern umgeben ließ.

Wir waren von dieſer Erklärung ſehr befriedigt und nahmen jetzt die heilige Mutter vom Don ſelbſt in Augenſchein. Sie ſteht an der einen Thüre des Allerheiligſten der Kloſterkirche, Chriſtus zur Seite. Sie glänzt von lauter Edelſteinen, mit denen ſelbſt die Thüren des Allerheiligſten beſetzt ſind. Eine andere Bilderreihe iſt ganz von Silber.

Es ruhen in der Kirche viele der bedeutendſten Adelsfamilien Rußlands, ſämmtlich in kleinen eiſernen Kapellen. Die Ruhe dieſer Gräber paßt übrigens ſehr zu der allgemeinen Ruhe, welche im Kloſter herrſchte. Ich habe viele Mönche ganz träg auf den Bänken vor ihren Zellen ſitzen ſehen, einige trugen ſogar trotz der ſchon vorgerückten Jahreszeit noch Pelze. Sie ſahen gleichgültig zu uns auf und ſchienen wachend zu ſchlummern oder ſchlummernd zu wachen. Meine ſchelmiſche Freundin wollte mit ihnen anbinden und fragte ſie, ob ſie nicht ein wenig mitkommen, und ihnen dieſes und jenes, was vielleicht ihr freundlicher Führer vergeſſen ſollte, zeigen wollten, worauf ſie ganz ruhig verſetzten:

Einer iſt dafür ganz genug, Töchterchen.

Unſer Ciceroni lachte über dieſe Antwort, und wir Beide natürlich ebenfalls. Das vermochte aber die Mönche nicht aus ihrem Gleichmuth aufzurütteln, ſie ſahen uns ruhig nach und ſaßen nach wie vor ſinnend auf ihren Bänken, ohne auch nur miteinander ein Wort zu reden.

Aber, mein Gott, rief meine Freundin, dieſe da müſſen doch wohl Langeweile haben?

Nicht doch, verſetzte der junge Mönch, wenn ſie Langeweile hätten, würden ſie nicht da ſitzen.

Unſere Neugierde war endlich vollkommen befriedigt, und wir verließen, mit vielem Dank gegen unſern freundlichen Führer, das Kloſter.

Sie ſehen, ſagte meine Freundin, daß Ihre Strafpredigt, welche Sie mir vor unſerm Eintritt ins Kloſter hielten, vollkommen unnütz war, denn dieſe ruſſiſchen Mönche ſind zu ſchlafſüchtig, um ihren Unternehmungsgeiſt fürchten zu müſſen.

Diesmal hatte meine muthwillige Freundin allerdings Recht, aber ich weiß, daß meine Warnung dennoch nicht ganz ungerechtfertigt war, und meine Freundin bei einer andern Gelegenheit ihre muthwillige Laune mit einigen Paar Küſſen bezahlt hat, die ihr nicht ſonderlich angenehm geſchmeckt zu haben ſchienen, denn ſie hat ſie mit einem Paar ſehr bösgemeinten Ohrfeigen erwiedert.

Bald darauf verließ ſie Moskau.

Ich blieb indeſſen noch einige Tage, welche ich zumeiſt in Geſellſchaft einer Dame verlebte, bei der ich recht viele intereſſante Dinge erfuhr und deren Verbindung mit angeſehenen und berühmten Perſonen ich recht angenehme Stunden zu verdanken hatte.

Ich habe kaum geglaubt, daß man in Moskau ſo viel Bildung und Herzensgüte aufzufinden vermag.

Aber ich habe auf meinen vielen Irrungen und Reiſen durch die Welt die Lehre empfangen, daß man überall, wo Menſchen ſind, alle die Leidenſchaften, Laſter, Tugenden und edlen Regungen findet, welche den Menſchen unter allen Zonen und bei jedem Grade der Bildung und Civiliſation eigen ſind.

Man findet die natürliche Rohheit mit eben ſo natürlichen Tugenden, und die Bildung mit eben ſo verfeinerten Laſtern gepaart, und ſo ſehr gern wir ſelbſt uns für vollkommen halten, ſo ſchwer wird es, denjenigen zu entdecken, welcher unſeren Idealen von Vollkommenheit entſpricht.

Der Menſchenwelt klebt überall Schmutz an, wie dem Geiſte die Erde anklebt.

In den Paläſten oder in den Hütten, wir finden bei der Erhabenheit die Niedrigkeit, bei der Niedrigkeit ſehr oft Erhabenes, mit Einem Worte: die Tugend, wonach wir ſuchen und ſtreben, iſt niemals Eigenthum des Einzelnen oder eines Standes, ſie gehört dem ganzen Menſchengeſchlecht, auf welches ſie, Einem mehr, dem Andern weniger gehörend, vertheilt iſt, und eben ſo iſt es mit der Bosheit und dem Laſter.

Wir haben viele gute Menſchen und wenig vollkommene, der Beſte hat noch irgend ein Theilchen von dem Schlechteſten in ſich, wir haben viele böſe Menſchen und wenig verworfene, der Böſewicht hat noch immer etwas vom Beſten in ſich.

Darnach muß man die Menſchen bemeſſen, wenn man ſie ſucht und wenn man ſie findet.

Hunderterſtes Kapitel.

Madame Randow.

Soiréen bei Madame Randow. — Beſuch eines Ruſſen bei Alexander von Humboldt. — Geſchichte eines Schauſpielers.

Es bedarf ſelbſt bei Frauen nicht immer der Schönheit, um in der Geſellſchaft zu glänzen. Ich habe in Moskau eine Dame Namens Madame Randow kennen gelernt, die gerade ihrer Häßlichkeit wegen ſich einen gewiſſen Ruf erworben hat. Aber dieſe Frau beſaß einen außerordentlichen Geiſt, und durch dieſen ſo viele Anziehungskraft, daß trotz ihrer Häßlichkeit einige Männer aus Liebe zu ihr verrückt geworden ſein ſollen. Ich habe niemals intereſſantere Stunden als in Geſellſchaft dieſer übrigens ſchon ſehr bejahrten Dame verlebt. Ihr Lieblingsſtudium war Miszellen aus dem Leben berühmter Frauen zu ſammeln, und dieſem Umſtande hatte ich es zu danken, daß ich eine intereſſante Frau, eine Franzöſin, kennen lernte, die man in Paris gänzlich vergeſſen zu haben ſcheint.

Dieſe Frau hieß Madame Pilau.

Es gab eine Zeit, freilich iſt ſeitdem die Welt ſchon zwei Jahrhunderte älter geworden, wo, Madame Pilau nicht kennen, ſo viel, als ſeine gänzliche Unerfahrenheit in der Geſellſchaft

eingestehen hieß. Das Erste, was man in Paris sagte, wenn etwas Außerordentliches vorfiel, war:

Was wird Madame Pilau dazu sagen?

Während der Herrschaft des Kardinals Richelieu war Madame Pilau das privilegirte Orakel der französischen Hauptstadt. Sie durfte Alles sagen, was ihr einfiel, weil ihr nichts einfiel, was nicht werth war gesagt zu werden. Sie war es, welche alle Familienzwiste beilegte, alle Mißbräuche verspottete, alle eigensinnigen alten Männer oder kapriziösen alten Weiber zur Vernunft brachte, kurz, sie war die allgemeine Friedensstifterin des Hofes und der Stadt.

Man irrt sich aber sehr, wenn man glauben würde, daß diese Frau, welche einen so großen Einfluß ausübte, durch Schönheit, Geburt oder Reichthum ausgezeichnet gewesen sei.

Nichts von Allem.

Sie soll vielmehr von ihrer frühesten Jugend an das häßlichste Weib gewesen sein, das man je gesehen. Sie wußte das und machte sich ein Vergnügen daraus, bei jeder Gelegenheit auf ihre Häßlichkeit hinzudeuten. Ich bin die einzige Frau in der Welt, pflegte sie zu sagen, welche die zwei Plagen, Häßlichkeit und Alter, ohne Murren hingenommen hat.

Was ihre Familie betrifft, so war Madame Pilau die Tochter eines obscuren Advokaten, und vermählt mit einem andern. Ihr Geburtsjahr scheint das Jahr 1580 gewesen zu sein, denn bei der Krönung Ludwigs XIV., wo sie ebenfalls figurirt, war sie mehr als 70 Jahre alt. Ein kleines Vermögen, das ihr eine gewisse Madame La Fosse, eine reiche, ziemlich unbekannte Wittwe hinterlassen, erlaubte ihr in der Gesellschaft zu erscheinen, und ihr munteres Temperament und ihre gefällige Laune machten sie bald zum allgemeinen Liebling. Ihr Gatte wohnte in dem fashionabelsten Viertel jener

Zeit, auf der Rue St. Antoine, dicht an dem Place Royale, und dies brachte sie in Verkehr mit der großen Welt.

Die Damen des Place Royal standen damals nicht im besten Rufe, und wenn wir den Liedern und Epigrammen ihrer Tage glauben dürfen, so war Madame Pilau, die ihre außerordentliche Häßlichkeit vor jeder galanten Beschuldigung rettete, eine böse Rathgeberin für die Frauen, die schöner und jünger waren als sie.

Die gute Dame scheint jedoch diese Anklagen energisch zurückgewiesen zu haben.

Es ist nicht meine Schuld, sagte sie öffentlich zu dem Bischof von Langres bei einem großen Diner in seinem Hause, daß es mit der Sittlichkeit des Place Royale so schlecht steht. Als ich zuerst in die Gesellschaft der Frau von Rohan und ihrer Freunde, die ich sehr angenehm finde, zugelassen wurde, merkte ich bald, daß man eine Frau, die sich so wenig durch Geburt oder durch Schönheit empfahl, nicht ertragen würde, wenn sie als strenge Moralistin aufträte und sich fortwährend mit ihren Sittenpredigten aufdränge. Die, welche mich mit diesen Damen auf gutem Fuße sehen, sind so liebreich, zu schließen, daß ich in der That nicht besser als die übrigen bin, während, wenn die Wahrheit bekannt wäre, es sich fände, daß ich mehr Skandal verhindert habe, als sie ahnen.

Doch, wie sie selbst merken läßt, bezog sich Madame Pilau's Muth mehr auf die Beobachtung der äußern Formen. Vorsicht und nicht Tugend war das, um was es ihr zu thun schien.

Madame Pilau war besonders beliebt bei dem Kardinal Richelieu, der ihren scharfen Verstand sehr schätzte.

Sie hatte einen Sohn, der von pietistischer Geistesrichtung war. Sie wohnten zusammen, und statt mit ihrem

Reichthum, welchen ihr ihr verstorbener Gemahl hinterlassen hatte, zu prunken, verschenkten sie große Summen an die Armen. Als ihr Sohn durch die Strenge seiner Frömmigkeitsübungen seine Gesundheit zerrüttete, sagte sie: Mein lieber Robert, was willst Du mit allen diesen Anstrengungen? Suchst Du etwa einen Schritt über das Paradies hinaus zu kommen?

Ihr Sohn war ihr in jeder Hinsicht eine Quelle von Verdruß. Ihr Haus war ein Muster von Reinlichkeit und Eleganz und von der feinsten Gesellschaft des Hofes besucht, aber Robert Pilau's Gewohnheiten brachten Alles in Verwirrung. Aergern Sie sich nicht, Mutter, mit dem Alter werde ich mich bessern, sagte er, und er war damals schon 53 Jahre alt.

Einmal schenkte ihm seine Mutter einen hübschen Wintermantel, der zu seiner übrigen Kleidung so schlecht paßte, daß man ihn für einen Dieb hielt, der ein reiches Kleid gestohlen, und ihn auf der Straße so durchprügelte, daß man an seinem Leben verzweifelte. Robert Pilau's letzte Bitte war, daß die, welche ihm Unrecht gethan, nicht bestraft würden. Da er so excentrisch war wie seine Mutter, hatte er sich eine große Sammlung von Beerdigungsinviten angelegt, die er endlich mit seiner eigenen beschloß.

Am meisten Spaß machte es Madame Pilau, wenn sie öffentlich einen Ausruf des Abscheus über ihre Häßlichkeit hörte. Ah, meine schöne Dame, sagte sie dann, ich habe mich besser gehalten, als Sie es werden. So wie ich jetzt bin, war ich im funfzehnten Jahre. Welche von Ihnen wird in einem Alter von 70 Jahren dasselbe sagen können?

Eine Schriftstellerin ihrer Zeit lobte sie in einem ihrer Werke, und nannte sie eine Frau von einer sehr eigenthümlichen Philosophie, aber von sehr vielem Verdienst. Als sie die Verfasserin bald nach dem Erscheinen des Werkes besuchte,

ſagte ſie: Sie müſſen in der That eine geniale Frau ſein, da Sie einen alten Lappen in einen goldenen Stoff verwandelt haben.

Madame Pilau ward oft von vornehmen Familien zu Unterhandlungen gebraucht, die mehr als gewöhnliche Kraft und Geiſtesgegenwart erforderten. Wie werden die Leute von ihren Verwandten Gerechtigkeit erlangen, wenn Madame Pilau nicht mehr ſein wird? — pflegte die Herzogin von Aumont zu ſagen.

Nichts jedoch konnte ſie vermögen, einen Dienſtboten oder Handelsmann zu empfehlen. Das ſind Gefälligkeiten, ſagte ſie, bei denen man darauf rechnen kann, es allen Parteien gleich unrecht zu machen. Ihre Dienſte waren von höherer Art. Als der Herzog von Tresmas in dem 80ſten Jahre dem Tode nahe war, konnte ihn Niemand bewegen, die letzten Pflichten der Religion zu vollziehen. Sein Sohn, der Marquis von Givons, wandte ſich an Madame Pilau. Dieſe beſuchte den Kranken, und obwohl die Aerzte ſie ſchalten, und ſie ihre Predigten für ſich behalten hießen, ließ ſie doch nicht ab, bis ſie ihren Zweck erreichte.

Oft gaben ihr auch ihre Freunde große Summen zum Aufheben. Einmal vermißte ſie von einer deponirten Summe fünfhundert Livres, und entließ darauf eine Lieblingsdienerin, die einzige Perſon, die außer ihr zu ihrem Gelde Zutritt hatte und ihre Nachforſchungen übel aufnahm. Es ergab ſich hernach, daß der Eigenthümer des Geldes verſtohlenerweiſe zurückgekehrt und die fehlende Summe weggenommen hatte, die er nur in der Abſicht, ſie zu ſtehlen, wie er ſelbſt eingeſtand, zu ihr hingebracht hatte. Madame Pilau rief ſogleich ihre Dienerin zurück. Ich habe Dich gut bezahlt, als ich Dich entließ, ſagte ſie, damit es nicht heiße, ich ſuche Zwiſt mit einem

von meinem Geſinde, um mich dann knauſerig zu benehmen. Jetzt gebe ich Dir eine lebenslängliche Penſion von 200 Livres zur Entſchädigung für einen ungerechten Verdacht, willſt Du jetzt in meinen Dienſt zurückkehren, will ich Deinen Lohn verdoppeln.

Als ſie auf einem Beſuch bei der Fürſtin von Guéméné im Schloſſe Meudon war, gab Serieu, der Oberintendant der Finanzen, ein ungeheuer reicher Mann von gleich großem Einfluß, zu welchem Madame Pilau ihre Freunde, die Rohans, begleitete, ein Gaſtmahl. Servieu, entzückt eine ſo allgemein bekannte Dame bei ſich zu ſehen, machte ihr endloſe Dienſtanerbietungen. Behalten ſie ihren guten Willen für die, welche ihn brauchen, ſagte ſie. Robert Pilau und ich ſind zu gut daran, um Ihrer zu bedürfen. Alles was ich bitte, iſt, daß Sie, wenn wir uns begegnen, ſo gnädig ſein mögen, wie Sie es in Meudon ſind, denn von mir haben Sie nichts zu fürchten. Ich bin eine von den wenigen Perſonen, die nie etwas für ſich zu bitten hat.

Bei einem Beſuche im Hotel de Chaulnes that die Herzogin etwas, was ſie beleidigte. Weil Sie eine Herzogin ſind und ich die Frau eines Advokaten, glauben Sie das Vorrecht der Impertinenz zu haben, rief ſie, aber entweder Sie behandeln mich mit der Achtung, die Sie Ihrem Gaſt ſchuldig ſind, oder ich ſetze nie wieder den Fuß in Ihr Haus. Ich bin in Geiſt und Verhältniſſen unabhängig, und mache mir wenig daraus, ob ich eine Herzogin mehr oder weniger unter meinen Bekanntſchaften zähle. Kaum hatte ſie das Hotel verlaſſen, als die Herzogin von Chaulnes ihr einen Entſchuldigungsbrief ſchrieb, der in den zarteſten Ausdrücken abgefaßt war.

Einen ähnlichen Vorfall hatte Madame Pilau mit Charigny, einem der einflußreichſten Männer jener Zeit, ſeitdem behandelte ſie derſelbe mit der größten Ehrerbietung und er-

füllte im Voraus alle ihre Geſuche. Der Kardinal de la Valette dagegen, den ſie durch ihre offene Sprache beleidigt hatte, drohte, ſie an das Bronzepferd auf der Mitte des Pont Neuf anbinden zu laſſen.

Während ihrer Wittwenſchaft bewarben ſich drei Männer um die Hand der Madame Pilau. Doch muß ich ihnen die Gerechtigkeit thun, hinzuzufügen, pflegte ſie zu ſagen, wenn ſie die Geſchichte erzählte, daß alle drei in den „Petites Maiſons" (im Irrenhauſe) geſtorben ſind. Einmal griff ſie der Abbé de Lanoncourt in einer großen Geſellſchaft mit ſchlechten Witzen an. Darf ich fragen, mein Herr, ob Sie durch ein Parlamentsdecret verurtheilt ſind, witzig zu ſein? Nur dies könnte Ihre Anſtrengung entſchuldigen. Als einmal ein Pfarrer von der Kanzel herab ein Decret gegen das Tanzen ankündigte, ging Madame Pilau zu ihm und rieth davon ab. Sie ſprechen von etwas, wovon Sie nichts verſtehen, ſagte ſie, Sie waren nie auf einem Ball, ich war es, und ich kann Ihnen verſichern, daß nichts Sündhaftes in der Sache iſt, was Erwähnung verdiente.

So oft etwas Komiſches in Paris vorfiel, pflegte Anna von Oeſterreich zu bemerken: Es wäre der Mühe werth, Madame Pilau darüber zu hören.

Eine faſhionable Frau, welche ihr geſtand, daß ſie einen Legationsſekretär zum Geliebten habe, ſchien ſich etwas darauf zu Gute thun zu wollen, daß dieſe Sünde ihre einzige ſei. Meine Liebe, ſagte die alte Dame, ich ſehe da nichts Rühmenswerthes. Es iſt eine größere Kluft zwiſchen Keinem und Einem, als zwiſchen Einem und Tauſend!

Die halbe Bevölkerung von Paris kannte Madame Pilau vom Sehen. Als die Leiche des Kardinals Richelieu auf dem Paradebette lag, war eine große Verwirrung unter den Wagen

vor dem Palais Royal. Da sah sich die alte und schwache Madame Pilau plötzlich emporgehoben, und, in den Armen eines wohlgekleideten Mannes, durch die ganze Zimmerreihe hindurch getragen. Sie war die Einzige von ihren Gefährtinnen, die etwas sah. Als sie sich umwandte, um ihrem Helfer zu danken, sagte er: Sie kennen mich nicht, aber sie ergriffen einmal die Gelegenheit, mich zu verbinden, und ich freue mich über die Gelegenheit, auch Ihnen einmal nützlich gewesen zu sein. —

Als sie einmal zu einer großen Kirchenfeierlichkeit nach dem Place Royale eilte, glitt sie aus und fiel in den Koth. Ihr Diener wollte sie zurücktragen und umkleiden. Nein, nein, sagte sie, es wird kaum ein leerer Sitz in der Kirche sein, und in meinem gegenwärtigen Aufzuge wird Jeder froh sein, mir aus dem Wege zu kommen. Auf diese Weise kam sie zu einem Sitz.

Diese merkwürdige Frau, so schloß Madame Randow ihre interessanten Mittheilungen, ist sehr alt geworden, und hat selbst in ihrem höchsten Alter den Einfluß nicht ganz verloren, welchen sie vermöge ihres ungewöhnlichen Geistes ausübte.

Madame Randow selbst war schon ziemlich bejahrt, aber noch vollkommen geistesfrisch, ich traf bei ihr immer eine ziemlich große Anzahl von jüngeren und bejahrten Herren. Einst traf ich bei ihr unter Andern einen Russen und einen Polen, welche die beiden größten Deutschen der neuern Zeit kennen gelernt hatten, nämlich Göthe und Alexander von Humboldt.

Der Pole erzählte eine merkwürdige Aeußerung Göthe's in Bezug auf Paris.

Als nämlich in einer Unterhaltung, welche der Pole auf seiner Durchreise durch Weimar mit diesem größten deutschen

Dichter hatte, die Rede auf Victor Hugo kam, dessen Hernani so eben erschienen war, äußerte sich Göthe:

Victor Hugo hat treffliche Fähigkeiten. Ohne Zweifel erneuert und erfrischt er die französische Poesie, nur ist zu fürchten, daß wenn nicht er, so doch seine Schüler und Nachahmer sich zu weit in die Bahn stürzen, die er geöffnet hat. Dies französische Volk ist ein Volk der Extreme, es kennt kein Maß. Mit einer ungeheuren geistigen und physischen Macht begabt, hätte es die Welt balanciren können, wenn es den Mittelpunkt hätte finden können, es scheint nicht zu wissen, daß wenn man große Lasten heben wolle, man die Mitte suchen müsse. Es ist die einzige Nation auf der Welt, in deren Geschichte wir eine Bartholomäusnacht und ein Fest der Vernunft finden, die Unumschränktheit eines Ludwig XIV. und die Entmenschung des Sanscülotten und fast in einem Jahre die Eroberung Moskau's und die Uebergabe von Paris. Man hat also zu fürchten, daß auch in der Literatur nach der Alleinherrschaft Boileaus eine Auflösung aller Regeln folgen könne.

Von seinem Besuche bei Alexander von Humboldt, diesem größten aller Gelehrten, welche die Welt jemals hatte und noch hat, erzählte der Schriftsteller Melgunoff, so viel ich mich erinnere, Folgendes:

Bei meiner Anwesenheit in Berlin wagte ich es auch, namentlich auf Varnhagen von Ense's Aufmunterung, den damals noch so jugendlichen Greis Alexander von Humboldt zu besuchen. Sein in der ganzen Welt berühmter Name ist auch in Rußland, seit seiner Reise nach Sibirien und dem Kaspischen Meere, populär geworden, denn sein Name lief durch ganz Rußland von einem Isprawnik (Landrath) zum andern. Ich selbst hatte bei dieser Gelegenheit einige Abende mit dem großen Manne in Moskau verlebt, wo stets ein Haufe von

vor dem Palais Royal. Da sah sich die alte und schwache Madame Pilau plötzlich emporgehoben, und, in den Armen eines wohlgekleideten Mannes, durch die ganze Zimmerreihe hindurch getragen. Sie war die Einzige von ihren Gefährtinnen, die etwas sah. Als sie sich umwandte, um ihrem Helfer zu danken, sagte er: Sie kennen mich nicht, aber sie ergriffen einmal die Gelegenheit, mich zu verbinden, und ich freue mich über die Gelegenheit, auch Ihnen einmal nützlich gewesen zu sein. —

Als sie einmal zu einer großen Kirchenfeierlichkeit nach dem Place Royale eilte, glitt sie aus und fiel in den Koth. Ihr Diener wollte sie zurücktragen und umkleiden. Nein, nein, sagte sie, es wird kaum ein leerer Sitz in der Kirche sein, und in meinem gegenwärtigen Aufzuge wird Jeder froh sein, mir aus dem Wege zu kommen. Auf diese Weise kam sie zu einem Sitz.

Diese merkwürdige Frau, so schloß Madame Randow ihre interessanten Mittheilungen, ist sehr alt geworden, und hat selbst in ihrem höchsten Alter den Einfluß nicht ganz verloren, welchen sie vermöge ihres ungewöhnlichen Geistes ausübte.

Madame Randow selbst war schon ziemlich bejahrt, aber noch vollkommen geistesfrisch, ich traf bei ihr immer eine ziemlich große Anzahl von jüngeren und bejahrten Herren. Einst traf ich bei ihr unter Andern einen Russen und einen Polen, welche die beiden größten Deutschen der neuern Zeit kennen gelernt hatten, nämlich Göthe und Alexander von Humboldt.

Der Pole erzählte eine merkwürdige Aeußerung Göthe's in Bezug auf Paris.

Als nämlich in einer Unterhaltung, welche der Pole auf seiner Durchreise durch Weimar mit diesem größten deutschen

Dichter hatte, die Rede auf Victor Hugo kam, deſſen Hernani ſo eben erſchienen war, äußerte ſich Göthe:

Victor Hugo hat treffliche Fähigkeiten. Ohne Zweifel erneuert und erfriſcht er die franzöſiſche Poeſie, nur iſt zu fürchten, daß wenn nicht er, ſo doch ſeine Schüler und Nachahmer ſich zu weit in die Bahn ſtürzen, die er geöffnet hat. Dies franzöſiſche Volk iſt ein Volk der Extreme, es kennt kein Maß. Mit einer ungeheuren geiſtigen und phyſiſchen Macht begabt, hätte es die Welt balanciren können, wenn es den Mittelpunkt hätte finden können, es ſcheint nicht zu wiſſen, daß wenn man große Laſten heben wolle, man die Mitte ſuchen müſſe. Es iſt die einzige Nation auf der Welt, in deren Geſchichte wir eine Bartholomäusnacht und ein Feſt der Vernunft finden, die Unumſchränktheit eines Ludwig XIV. und die Entmenſchung des Sanscülotten und faſt in einem Jahre die Eroberung Moskau's und die Uebergabe von Paris. Man hat alſo zu fürchten, daß auch in der Literatur nach der Alleinherrſchaft Boileaus eine Auflöſung aller Regeln folgen könne.

Von ſeinem Beſuche bei Alexander von Humboldt, dieſem größten aller Gelehrten, welche die Welt jemals hatte und noch hat, erzählte der Schriftſteller Melgunoff, ſo viel ich mich erinnere, Folgendes:

Bei meiner Anweſenheit in Berlin wagte ich es auch, namentlich auf Varnhagen von Enſe's Aufmunterung, den damals noch ſo jugendlichen Greis Alexander von Humboldt zu beſuchen. Sein in der ganzen Welt berühmter Name iſt auch in Rußland, ſeit ſeiner Reiſe nach Sibirien und dem Kaſpiſchen Meere, populär geworden, denn ſein Name lief durch ganz Rußland von einem Iſprawnik (Landrath) zum andern. Ich ſelbſt hatte bei dieſer Gelegenheit einige Abende mit dem großen Manne in Moskau verlebt, wo ſtets ein Haufe von

Neugierigen den früher nie geſehenen Gaſt umlagerte, und er nicht wußte, nach welcher Seite hin er zuerſt Rede ſtehen, mit wem er das Geſpräch eigentlich führen ſollte. Indeß hätte ich mich ohne die dringende Aufforderung von Enſe's nicht leicht entſchloſſen, den großen Gelehrten mit meinem Beſuche zu beläſtigen.

Ich war indeſſen doch ſehr froh, als man mir auf meine Frage, ob der Herr Baron zu Hauſe ſei, antwortete, daß er ſich im Königlichen Palais befinde. Ich ließ daher Varnhagens Billet mit meiner Karte zurück, und erkundigte mich, zu welcher Zeit der Herr Baron wohl am leichteſten zu ſprechen ſei. Der mir entgegengekommene Jäger, ſo wie eine alte Köchin, erwiderten mir jedoch, daß der Herr Baron nur den frühen Morgen im Hauſe zubringe, dann aber gewöhnlich Niemand annehme, hierauf ausgehe, und zuweilen gegen Mittag, indeſſen nie zu einer beſtimmten Zeit, nach Hauſe zurückkehre, eine beſtimmte Empfangsſtunde aber nicht habe. Uebrigens, fügten die Dienſtboten hinzu, werden wir dem Herrn Baron Alles melden.

Noch an demſelben Tage erhielt ich von dem Herrn von Humboldt eine Einladung, ihn am folgenden Tage 8 Uhr Morgens zu beſuchen. Dieſe Zeit fiel mir nicht auf, da ich wußte, daß Herr von Humboldt ſchon früh um 4 Uhr aufſtand. Als ich zur feſtgeſetzten Stunde erſchien, war er ſo eben von ſeinem Morgenſpaziergange zurückgekehrt. Die Wohnung, welche der Herr von Humboldt inne hat, liegt hinter dem Muſeum, in einer außerordentlich einſamen, ſtillen Straße, in der faſt nie geritten oder gefahren wird. Schon die Wahl dieſer Straße bezeichnet den Mann, indem man daraus ſchließen konnte, daß Humboldt als Kammerherr dem Palais des Königs und des Kronprinzen nahe ſein, als Weltmann ſich von

der berühmten Straße „Unter den Linden," wo die berliner vornehmen Leute wohnen, nicht entfernen, als Gelehrter aber endlich in einem einsamen, stillen Asyle sich befinden wollte.

Der Diener meldete mich sogleich an, und nicht lange ließ Herr von Humboldt auf sich warten. Während der Diener mich anmeldete, warf ich einen Blick um mich her. Sowohl in dem kleinen Saale oder Entree, als in dem Empfangszimmer, welches mir geöffnet wurde, deutete nicht das Geringste auf die Wohnung eines Gelehrten hin. Zwei oder drei französische Bücher, welche noch neu und unaufgeschnitten waren, lagen auf dem Tisch. Im Empfangszimmer standen ein Sopha, zwei Tische und einige Sessel ganz nach der klassischen Ordnung der Moskauer Gastzimmer. Nirgends war hier Anspruch auf Mode oder Prunk bemerkbar, noch weniger aber gelehrte Unordnung. Humboldt trat endlich aus einem Hinterzimmer, er war im Frack, im weißen Halstuche, und wahrscheinlich bereit, an den Hof zu gehen.

Es ist mir sehr angenehm, meine Bekanntschaft mit Ihnen zu erneuern, sagte er mir, ich erinnere mich Ihrer sehr wohl.

Er ersuchte mich hierauf, auf dem Sopha Platz zu nehmen, er selbst ließ sich in ziemlicher Entfernung auf einem Sessel nieder. Wir knüpften nun ein Gespräch an, was wohl eine gute Stunde währte. Natürlich hörte ich selbst mehr, als ich sprach.

Es war von gar vielen Dingen die Rede, nur nicht von Naturwissenschaften, in welchen er mich und mit Recht für einen Profanen halten mochte.

Meine fast anderthalbstündige Unterredung mit Alexander von Humboldt zeigte mir jedoch die ganze Geschmeidigkeit seines Geistes, die ganze Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, seine ungemeine und allseitige Belesenheit, so wie gleichzeitig die

große Tüchtigkeit des Weltmannes, mit welcher er die verschiedenartigsten Gegenstände zu ergreifen und von einem zum andern überzugehen verstand. Humboldt war einer der Ersten in Deutschland, welcher den Stand des Gelehrten mit dem des Weltmannes auszusöhnen verstanden hat; außerdem aber mildern seine halbfranzösische Bildung und seine Pariser Manieren noch das, was er als Deutscher und Gelehrter etwa Steifes und Pedantisches an sich haben könnte. Mit einer wunderbar großen Tüchtigkeit des Umgangs verbindet er Lebendigkeit und Klarheit der Conversations-Sprache und mit den Franzosen hat er die Neigung zur Satyre, zum Epigramm, zu seinen nicht selten beißenden Sarkasmen gemein, welche übrigens auch eine Eigenthümlichkeit der Berliner sind. Sein vorgeneigtes Haupt, das unter den Brauen aufblickende Auge und das halb spöttische Lächeln, was jedoch selten über seine Lippen geht, geben noch mehr Allem, was er sagt, einen leichten Anflug von Ironie, welcher den, der an den Ton seiner Conversation nicht gewöhnt ist, unwillkührlich einschüchtert.

Uebrigens gewahrte ich mit Erstaunen, daß der große Naturforscher über die Literatur der beiden Nachbarvölker so urtheilte, als ob er sich ewig nur mit der schönen Literatur beschäftigt hätte. Ich erinnere mich auch, daß er sehr wohl und sehr bestimmt Heine und Börne unterschied, indem er hinzufügte, daß er über ihre Entzweiung sich nicht wundere. Sie hätten sich bei der Begründung ihrer Freundschaft geirrt, indem die gleiche Abstammung, die isolirte Stellung in der Gesellschaft, eine gewisse Aehnlichkeit in der Richtung und der Art und Weise ihrer Gedanken sie zu dem Glauben veranlaßt hätten, daß sie geborne Freunde wären. Aber das, was Börne nahe am Herzen läge, sei für Heine nur Gegenstand der Satyre und des Spottes, Börne sei ganz Seele, Heine ganz Witz.

Das Falsche in Börne's Richtung könnte durch die Reizbarkeit seines Temperaments und die Exaltationen seines edlen Charakters gerechtfertigt werden; das Falsche bei Heine sei durch nichts zu rechtfertigen.

Humboldt's Reise durch Rußland, sein Aufenthalt in Moskau ꝛc. waren ebenfalls Gegenstände unseres Gespräches. Er gedachte mit Vergnügen, jedoch nicht ohne das ihm eigenthümliche Lächeln, der treuherzigen Gastfreundschaft Moskau's, der Soireen, welche daselbst ihm zu Ehren gegeben wurden, und in denen ein Jeder es für seine Pflicht hielt, mit ihm in der Kreuz und Quer von Byron oder von wichtigen Dingen zu sprechen.

Aller Details der lebendigen Unterhaltung Humboldt's kann ich mich nicht mehr erinnern. Das ganze Gespräch hatte den angenehmsten Eindruck auf mich gemacht und wird mir natürlich unvergeßlich bleiben. Die Lebendigkeit und Leutseligkeit, mit welcher Humboldt von den wichtigsten Dingen spricht, der leichte Anflug von Ironie, welchen er auf Alles wirft, über das er nicht spricht, seine große und tiefe Gelehrsamkeit, der Glanz seines Namens, sein scharfer, freier und klarer Verstand, seine Universalität, seine Meisterschaft in Allem, worüber er nur urtheilt — dies Alles verleiht seinem Gespräch einen besonderen Reiz und etwas unendlich Hinreißendes. Im Anfang auch nicht zu gesprächig, fragte er mehr, als daß er sprach, gleichsam als ob er meine Art zu denken und den Grad meiner Bildung erforschen wollte, später aber ergriff er, immer lebendiger werdend, den Faden des Gesprächs und fast ununterbrochen floß nun seine Rede, fast wie, um ein Gleichniß des verewigten Puschkin zu gebrauchen, das Wasser aus dem Munde jener marmornen Löwen in zweifachen Strahlen, rechts und links.

Später begegnete ich Humboldt mehrere Male unter den Linden.

Er ging stets allein, mit ziemlich schnellen und ungleichen Schritten, gedankenvoll mit vorgebeugtem Haupte. Jedesmal, wenn ich ihn so mit etwas gesenktem Haupte gehen sah, erschien er mir wie eine volle, reife, unter der Schwere zahlloser, vollwichtiger Körner sich neigende Aehre. Besteht aber die geistige Aerndte der Menschheit, so schloß Melgunoff seine interessante Mittheilung über den großen Mann, in der That nicht aus solchen Aehren, wie Humboldt, und haben nicht sie allein Gewicht und Bedeutung im Kornhause Gottes?

Die Abende, welche ich bei Madame Nandow zubrachte, vergingen mir auf das Angenehmste, theils war sie selbst ungemein geistreich und anregend, theils waren immer Leute bei ihr, welche durch Geist und Bildung ausgezeichnet waren.

Ich traf auch einst einen englischen Schauspieler bei ihr, welcher uns Verschiedenes aus seinem Leben mittheilte; namentlich machte uns das, was er über den Anfang seiner Karriere sagte, sehr vielen Spaß.

Einst, so erzählte er, nöthigte der Hunger die Truppe, zu der ich gehörte und die einige Zeit in einem Dorfe bei Leeds gespielt hatte, sich aufzulösen, und wir gingen auseinander, um ein neues Unterkommen zu suchen. Als ich alle Forderungen befriedigt hatte, blieben mir ungefähr noch ein Pfund. Mit dieser geringen Summe trat ich die Reise nach York an, fest entschlossen, nicht mehr nach dem Künstlerruhm zu trachten und meine Dienste als Regisseur oder Aufseher des Inventariums einem größern Theater der Grafschaft anzutragen. Voller Hoffnung langte ich in York an, wo der Director, nachdem er mich vier Tage lang hingehalten hatte, mich endlich mit einer verneinenden Antwort entließ. Obgleich meine Aus-

gaben sehr mäßig gewesen waren, so war doch mein kleiner Schatz schon so ziemlich geschmolzen. Ich machte mich also wieder auf den Weg, indem ich meine Ansprüche noch weiter herabstimmte, und beschloß, mich mit jeder beliebigen Anstellung bei einer Truppe zu begnügen. So irrte ich einen Monat umher und machte mehr als 200 Meilen, ohne irgendwo ein Unterkommen zu finden. Ohne das Wohlwollen einiger Directoren wäre ich unfehlbar Hungers gestorben. Allmählig hatte ich mein Geld ganz ausgegeben, meine Wäsche war stückweise darauf gegangen, und außer dem Hemde, welches ich trug, hatte ich nur noch ein einziges. Ich verkaufte es für zwei Schillinge, und auch diese hatte ich bis auf einen Penny ausgegeben, als ich um 6 Uhr Morgens in X. anlangte, mit der Aussicht, mein Glück noch 30 Meilen weiter suchen zu müssen. Als ich bei einem Bäckerladen vorüberkam, kaufte ich ein kleines Brod, welches an diesem Tage mein Frühstück und mein Mittagsbrod vorstellen sollte. Auch wagte ich erst gegen Mittag dasselbe anzubrechen, als ich am Ufer eines Baches angekommen war, in dessen Wasser ich das Brod tauchte. Um 6 Uhr Abends war ich an meinem Bestimmungsorte angelangt. Hier erfuhr ich, daß das Theater seit zwei Tagen geschlossen sei und daß die Truppe die Stadt verlassen habe. Was sollte ich machen? Ich hatte weder Obdach noch Geld, und doch konnte ich nicht auf der Straße schlafen. Auf meine Anfrage wies man mich nach einem Wirthshause, daß nur von Handwerkern und Fußgängern besucht wurde. Es war ein kleines Haus, fast eine Hütte, aber die Wirthin hatte eine einnehmende Gesichtsbildung, und ich erfuhr zu meiner großen Freude, daß ich die Nacht hier würde zubringen können. Ich forderte ein Bett, und fragte, was es kosten solle. Der Preis war 4 Pence. Ich antwortete, daß ich nicht so viel Geld habe, daß aber mein

Halstuch mindeſtens doppelt ſo viel werth ſei, und daß ich es an Zahlungsſtatt hierlaſſen wolle. Setzen Sie ſich, junger Mann, ſagte die alte Frau, wir werden uns ſchon verſtändigen.

Es war einer von jenen Dezembertagen, wo die durchdringende Kälte der Wohlthat des Kaminfeuers für jeden Engländer einen doppelten Werth verleiht. Obgleich nun hier weder der Fußboden mit Teppichen belegt war, noch Bediente auf meinen Wink warteten, wie in einem Gaſthofe, ſo ſah ich mich doch einem hellbrennenden Feuer gegenüber, mit dem ſelbſt ein Lord zufrieden geweſen ſein würde, neu belebt. Durch die Wärme vergaß ich meine Müdigkeit und meinen Hunger bis zu dem Augenblicke, wo ich die Wirthin zwei Taſſen nebſt den andern Theegeräthſchaften aus dem Schrank hervorlangen ſah. Ich erwarte meinen Sohn, ſagte ſie, wenn er müde von ſeinem Tagewerk heimkehrt, muß Alles bereit ſtehn.

Zehn Minuten ſpäter trat ein kräftiger Burſche ein, der einen Sack mit Tiſchler-Geräthſchaften unter dem Arme trug. Er ſetzte ſich an die andere Seite des Feuers, während ſeine Mutter den Thee bereitete. In dieſem Augenblick konnte ich mich des Gedankens nicht enthalten, daß auch ich eine liebe Heimath und eine zärtliche Mutter gehabt, daß ich Alles durch meine Schuld verloren, und daß ich jetzt ein armer Landſtreicher ſei. Unterdeß hatte die Wirthin zwei ungeheure Theezwiebäcke aus dem Schranke geholt, welche ſie röſtete. Das Waſſer ſprudelte in der Kanne, ein duftiger Geruch durchſtrömte das Zimmer, Mutter und Sohn traten an den Tiſch und ſchloſſen mich dadurch unwillkührlich von ihrem Genuſſe aus. Jede dieſer Wahrnehmungen, welche durch mein langes Entbehren und meine fieberhafte Aufregung ſich mir ungemein ſchmerzlich aufdrängten, vergrößerte das Gewicht, mit welchem

meine schreckliche Lage auf mir lastete. Ich brach in mir zusammen und einige Thränen benetzten meine Augen. Die gute Alte bemerkte es, obgleich ich den Kopf abgewendet hatte, und einen Augenblick später stand eine dritte Tasse auf den Tisch. Soll ich gestehen, daß mein Herz schlug, als ich diese Zurüstungen sah? — Galten sie mir? Sollte ich bei diesem armen Weibe mehr Barmherzigkeit finden, als bei dem Reichen und Glücklichen? Meine Zweifel waren nicht von langer Dauer. Als ich die Tasse, die für mich bestimmt war, gefüllt sah, blickte ich mich nach der Thür um, in der Furcht, daß vielleicht ein Gast eintreten würde, aber nein. Endlich sagte die Wirthin zu mir mit einer Stimme, die mich weder Mistreß Siddons noch Miß O'Neil's hat vergessen lassen: Nun, junger Mann, wollen Sie nicht näher treten? Lassen Sie den Thee nicht kalt werden. — O, Madame, entgegnete ich, Sie sind zu gütig, aber ich kann nicht — —. — Sie können nicht? Und wer hindert Sie daran? — Sie wissen, daß ich nicht — —. — Ich weiß, junger Mann, daß Sie thun müssen, was ich Ihnen sage; das ist mein Sohn; ich würde es sehr hart finden, wenn der arme Junge nach einem beschwerlichen Marsche und ohne Geld in der Tasche nicht eine mitleidige Seele fände, welche ihm ein Stückchen Zwieback und eine Schaale Thee schenken wollte.

Meine lieben Freunde, fuhr der Erzähler fort, ich habe später mehr Geld erworben, als ich gebrauchen konnte, meine ehrgeizigsten Wünsche sind erfüllt worden, aber nie habe ich den Thee dieser vortrefflichen Frau vergessen, und nie habe ich ein größeres Vergnügen empfunden, als da ich ihr später den Ertrag einer Vorstellung, die ich eigens zu diesem Zwecke gegeben habe, trotz ihres Sträubens schenken konnte. Doch keh-

ren wir zu meiner Geſchichte zurück, wenn ich die Geſellſchaft damit nicht langweile?

Ich glaubte, die letzte Frage ſei in Geſellſchaft einiger Fürſten und anderer ſehr reichen Leute, die den Hunger nicht einmal vom Hörenſagen kannten, gewiß nicht überflüſſig. Was mich betraf, mich intereſſirte dieſe elegiſche Geſchichte in ihrer rührenden Einfachheit und Wahrheit ſo, daß ich ſicher ein Paar Dutzend andere Geſchichten, die vielleicht Viele bei weitem unterhaltender finden würden, dafür hingegeben hätte. Zu meiner großen Verwunderung aber ſchienen die Prinzen und Fürſten ebenfalls ganz Ohr zu ſein und baten unſern Freund Schauſpieler ſeine Geſchichte weiter zu erzählen.

Während wir nun den Thee tranken, fuhr dieſer jetzt fort, ſagte der Sohn: wiſſen Sie Mutter, daß die Schauſpieler in B... ſind, und daß ſie geſtern Abend geſpielt haben? Der Saal war ganz gefüllt. Heute Abend geben ſie Othello. — Warum ſtiegen mir dieſe einfachen Worte wie ein koſtbarer Wein zu Kopfe? Als ich von Schauſpielern und Erfolg reden hörte, war es mir, als ob die Sonne des Glücks wieder für mich aufgegangen ſei. Kaum ſchlief ich, und um 6 Uhr Morgens war ich ſchon wieder auf den Beinen. Mein Frühſtück erwartete mich. Ich wollte Umſtände machen, aber die gute Frau nahm keine Einrede an, und als ich ihr mein Halstuch überreichte, ſagte ſie: Behalten Sie es, mein Kind, und möge der Segen einer armen alten Frau Sie begleiten. Sie werden vielleicht lachen, wenn ich Ihnen ſage, wie ich dieſe rührende Anrede erwiederte, und glauben, daß nur ein Komödiant ſo etwas vollführen könne, aber ich kann Ihnen verſichern, daß es mir aus dem tiefſten Herzen kam, als ich mich weinend ihr an den Hals hing. Ich dachte wieder an meine Mutter und an meine traurige Lage.

Als ich zwei Stunden später in der kleinen Stadt B... anlangte, ging ich geradeswegs nach der Scheune, welche der Sitz des Schauspiels war. Der Director war abwesend, von Stunde zu Stunde ließ man mich seine Rückkehr hoffen, aber ich konnte ihn erst um 2 Uhr Nachmittags sprechen. Der große Mann rauchte seine Pfeife und trank Grogh mit seinen beiden ersten Künstlern und einigen Kaufleuten. Das gab mir eine hohe Meinung von der Einnahme des vorigen Tages. Setzen Sie sich, sagte der Director, und sagen Sie mir, was Ihnen zu Diensten steht. Ich erklärte ihm sehr bescheiden, zu bescheiden vielleicht, was ich wünschte. Er hörte mich theilnehmend an, aber mit Einem Worte stürzten alle meine Hoffnungen um. Junger Mann, sagte er, Sie sind viel zu jung, ich habe keine Stelle für Sie. Aber ich hoffe, daß Sie einen Schnitt Brod und eine Pinte Ale nicht ausschlagen werden.

Nachdem ich mein Mahl beendet, ließ mir der gewaltige Mann eine Pfeife und ein Glas Grogh reichen. Ich war mit Allem sehr wohl zufrieden, aber ich war doch immer nicht engagirt. Die Unterhaltung hatte ihren Fortgang, und ich erfuhr, daß die gestrige Vorstellung die ungeheure Summe von 27 Pfund 8 Sch. eingetragen hatte. Obgleich es mir schwer ankam, so vielem Glücke Lebewohl zu sagen, so stand ich doch auf, um mich zu entfernen, obgleich ich nicht wußte, wohin ich meine Schritte lenken sollte. Als ich indeß meinen ehrenwerthen Collegen eine letzte Verbeugung machte, sagte der Director zum ersten tragischen Helden, einer majestätischen Person mit einem braunen Barte: „Auf, Romeo, löse die Schnüre. Unser junger Mann ist, wie Du siehst, von Allem entblößt, und die rauhe Jahreszeit ladet nicht zum Reisen ein, wenn man nicht die Mittel hat, das harte Herz der Wirthe zu rühren.“

So angerehet konnte der Mann nicht weniger thun, als eine halbe Krone auf den Tiſch zu werfen, ſein komiſcher Kollege ahmte ihm nach. Ich war nun wider reich. Der Director ſchüttelte mir herzlich die Hand und wünſchte mir Glück. Ich machte mich wieder auf den Weg und war ſchon eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, als ich hinter mir rufen hörte: Herr Schauſpieler! Herr Schauſpieler! Der Director möchte Sie ſprechen.

Es läßt ſich denken, daß ich eiligſt umkehrte. Es ſcheint, daß der tragiſche Held zwei Minuten nach meiner Entfernung den Vorſchlag gemacht hatte, aus den fünf oder ſechs Hauptantheilen einen halben für mich zu bilden, und mir die Aufſicht über die Koſtüme und Dekorationen zu übertragen; außerdem ſollte ich einige Nebenrollen übernehmen. Ich blieb ein halbes Jahr bei dieſer Truppe, und wurde im Ganzen ſo vom Schickſale begünſtigt, daß ich durchſchnittlich 15 Schillinge wöchentlich einnahm, was mir geſtattete in Zeit von einem halben Jahre 4 Pfund zurückzulegen.

In fünf Monaten hatte überdies einer der beſten Schauſpieler die Truppe verlaſſen, und man erlaubte mir in ſeinen Rollen aufzutreten. Ich fand Beifall, und war ſpäter ſo glücklich die Gunſt einer ſchönen Schauſpielerin zu erwerben, welche als Stern erſter Größe am Londoner Theaterhimmel glänzte und mich dem Director in Glasgow empfahl. Ich wurde für 2 Pfund wöchentlich engagirt. Von da an glückte mir Alles. Zwei Jahre ſpäter debütirte ich in London und fand bald ein dreijähriges Engagement zu 16, 18 und 20 Pfund wöchentlich. Jetzt bin ich Einer der beſtbeſoldetſten und renommirteſten Künſtler, und könnte ſchon allein von dem glänzend leben, was ich auf meinen Ferienreiſen erwerbe."

So weit ging die Geſchichte des Engländers. Zum Schluß

gab er uns aber noch einige ſehr amüſante Geſchichtchen aus dem Leben ſeiner Freunde zum Beſten.

Munden, Cooke, Incleden und ein halbes Dutzend andere Schauſpieler, außer mir, erzählte er weiter, ſpeiſten in einem Wirthshauſe in der Nähe von Bow-Street, nach dem Eſſen wurde der Vorſchlag gemacht, denjenigen der Anweſenden einen Monat lang zu tractiren, welcher der Geſellſchaft ein gutes Mahl koſtenfrei verſchaffen würde. Cooke übernahm dies, und obgleich die Wirthin als eine ſehr vorſichtige Perſon bekannt war, wählte er doch gerade ſie. Es wurde geſchellt und ſie erſchien.

Herr Munden und ich, ſagte er zu ihr mit einem gewiſſen Nachdruck, haben ein Mahl für 12 Perſonen nebſt Wein verwettet; da aber die Sache, auf welche wir gewettet haben, nicht unmittelbar entſchieden werden kann, ſo wünſchen wir zu wiſſen, ob Sie einſtweilen das Mahl am Sonntage liefern wollen. Der Verlierende wird bezahlen, ſobald die Sache entſchieden ſein wird. Sind Sie damit zufrieden?

Da Cooke und Munden als Leute von Wort bekannt waren, ſo hatte die Wirthin nichts einzuwenden. Das Mahl wurde beſtellt und verzehrt. Die Rechnung belief ſich auf 30 Pfund und wurde auf den Namen von Munden oder Cooke geſchrieben.

Ein Monat verging, ohne daß von der Sache weiter die Rede war, da wagte endlich die Wirthin ſchüchtern nach dem Ausgange der Wette zu fragen. „Noch nicht entſchieden", verſetzte Cooke mit der größten Kaltblütigkeit. Von Monat zu Monat wurde die Frage erneuert, ohne daß die Wirthin eine andere Antwort erhielt, als: „noch nicht". Endlich verlor die gute Frau die Geduld und wollte wenigſtens wiſſen, welches der Gegenſtand dieſer Wette ſei. „Sie ſind wirklich ſehr vor-

eilig, ſagte Cooke, indeß iſt kein Grund vorhanden, weshalb wir Ihre unnütze Neugierde nicht befriedigen ſollten. Wir haben gewettet, ob die St. Paulskirche, wenn ſie einſtürzen ſollte, nach Norden, nach Süden, nach Oſten oder Weſten fallen würde."

Die Wirthin war wüthend und drohte mit einer Klage; Cooke lachte aber dazu, und da ſie doch eine ſo achtbare Tiſchgenoſſenſchaft nicht beleidigen wollte, ſo nahm ſie zu Bitten ihre Zuflucht. Cooke beluſtigte ſich damit, ſie drei Jahre lang hinzuhalten und bezahlte endlich die Rechnung, jedoch mit der Bemerkung, daß er noch nicht dazu verpflichtet ſei.

Wir lachten Alle recht herzlich zu dieſer ſo höchſt originellen Geſchichte, und unſer Freund fühlte ſich hierdurch ermuntert, noch einige andere ähnliche Geſchichten hinzuzufügen und ſchloß dann mit folgender für den Journalismus unſerer Zeit höchſt charakteriſtiſchen Geſchichte.

Ein junger tragiſcher Schauſpieler von angenehmem Benehmen, aber mittelmäßigen Anlagen, trat vor einiger Zeit in einem großen Theater als Romeo auf und fiel gänzlich durch. Er wurde hierauf zu unbedeutenden Rollen verwendet, mit eben ſo wenig Erfolg; in den kleinſten Rollen wurde er ausgepfiffen, und mußte endlich das Schauſpiel verlaſſen. Der unglückliche junge Mann war der Verzweiflung nahe. Ein Feuilletoniſt, den ſein Zuſtand jammerte, führte ihn eines Abends nach der Taverne von Wrekin und ſtellte ihn dem Gerichte unſerer dramatiſchen Kunſtrichter vor. Dieſen ſetzte er die wahre Sachlage auseinander und ſchimpfte über die Unverſchämtheit des Publikums, das ſich erlaube, einen Schauſpieler zu verdammen, ehe die Preſſe ihn gerichtet habe. Am folgenden Tage erſchienen drei Artikel in drei verſchiedenen Blättern, in jedem verwunderte man ſich, daß ein junges Talent

durch eine ſchamloſe Intrigue von der Bühne verdrängt worden ſei. Dieſe Taktik wurde fortgeſetzt, und der Director wurde gezwungen, dem Schauſpieler wieder Rollen zu geben. — Die Preſſe that ihre Schuldigkeit und unterſtützte ihren Schützling. Das Publikum gerieth in Verwirrung und wußte nicht, was es denken ſollte. Der junge Schauſpieler faßte indeß wieder Muth, machte Fortſchritte und erhielt endlich ein gutes Engagement in der Provinz."

Dieſe Geſchichte, welche mir damals als außerordentlich vorkam, erſchien mir im Verlaufe meines eignen Künſtlerlebens, als ich mit der Bühne und den Journaliſten vertrauter wurde, durchaus nicht mehr ſo eigenthümlich. Es kamen mir oft genug ähnliche Dinge in gleichem und umgekehrtem Sinne vor.

Es gehen ſicher ebenſowohl bedeutende Talente durch die Ungunſt der Journaliſten und Kritiker verloren, als unbedeutende oft durch ſie gehoben und dem Publikum aufgedrängt werden.

Es war indeſſen ſehr ſpät geworden und wir machten Anſtalt den angenehmen Zirkel der Madame Randow zu verlaſſen. Beim Verabſchieden ſagte ſie:

Ich bin auch einmal Schauſpielerin geweſen, und erinnere mich eben, daß ſowohl die Kaiſerin Katharina II., als die Königin Antoinette von Frankreich ihrer Zeit leidenſchaftliche Schauſpielerinnen waren. Wenn Sie mich recht bald wieder mit ihrem Beſuche erfreuen wollen, dann will ich ſehen, ob ich nicht auch Ihnen manches Intereſſante von dieſen gekrönten Schauſpielerinnen mittheilen kann.

Wir nahmen dieſes Anerbieten mit Freuden an, und ich fand bald genug wieder Gelegenheit Madame Randow zu beſuchen. Es war am Abende vor meiner Abreiſe von Moskau.

Hundertzweites Kapitel.

Zweite Soirée bei Madame Randow.

Seltſame Angewohnheiten der größten Komponiſten. — Urtheil eines Hindoſtani über Tänzerinnen. — Königliche und Kaiſerliche Schauſpieler. — Katharina II. und Maria Antoinette.

Am Abend vor meiner Abreiſe, als ich die Madame Randow zum letzten Male beſuchte, fand ich abermals eine kleine Geſellſchaft großer Geiſter bei ihr verſammelt, die ſich durch ihre gegenſeitigen Mittheilungen ſo gut amüſirten, wie man ſich in einer ruſſiſchen Stadt nur irgend amüſiren kann. Es war an dieſem Tage ein neuer Fremder, der Komponiſt E..., in den heitern Abendzirkel der Madame Randow eingeführt worden, und er mußte, wie jeder Fremde, einer herkömmlichen Sitte nach, eine Epiſode aus ſeinem Leben und ſeinen Erfahrungen der Geſellſchaft zum Beſten geben, wenn er das Recht gewinnen wollte, bei der Madame Randow heimiſch zu werden.

Ich ſelbſt hatte mich dieſem liebenswürdigen Hausgeſetze bei meinem erſten Beſuche ohne Zögern unterzogen, und meine Erzählung hatte mir einen Freund erworben, der mir ſpäter ein wahrer Freund in der Noth geworden iſt.

Unſer Virtuoſe, der faſt ganz Europa durchreiſt war, und

alle großen Komponisten kennen gelernt hatte, erfüllte nun seine Aufgabe, indem er uns einige sehr interessante Notizen von den größten Künstlern der Neuzeit mittheilte.

Wenn Rossini eine Partitur schreiben wollte, dann lud er seine Freunde zu einem italienischen Mahl. Bei Tische sprach man von allen möglichen Gegenständen, nur von Musik durfte man nicht reden. Wenn dann von den Dünsten des Johannisberger und von perlendem Champagnerschaum jeder Gast auf die Lehne seines Stuhls zurückgesunken war, dann entschlüpfte Rossini, schloß sich zu Hause ein, griff nach dem Notenpapier und ließ seine Feder mehrere Stunden hintereinander darüber hinspazieren. So, ohne ein Piano zu berühren, ohne nach Accorden zu suchen, durch die Macht seines Genies und seines Gedächtnisses allein, improvisirte er eine Oper, so entstand „Graf Ory".

Dem berühmten Komponisten des „Wilhelm Tell" ist nichts unerträglicher als die Ausführung seiner eigenen Musik in seiner Gegenwart.

Andere Eigenthümlichkeiten hat Meyerbeer, der Mann mit den schwermüthigen Melodien, dem grandiosen Gesange, den gewichtigen, schmerzvollen Noten. Er sitzt einsam in seinem Stübchen eingeschlossen, allen Augen entzogen. Er hört den Sturm sausen, der Regen fällt in Strömen herab. Die Vorübergehenden flüchten sich unter die Thorwege, ein Jeder flieht, um dem Orkan zu entrinnen, nur Einer ist entzückt über diesen Aufruhr in der Natur, über diese Empörung der Elemente, dieser Eine ist Meyerbeer, dem die Gedanken mit der Arbeit kommen, und der dem Piano mit seinen Fingern die seltsamsten Effecte entlockt.

Ich hatte eines Tages einen Anlaß, dem Komponisten „Robert des Teufels" einen Besuch zu machen, ich ging zu

ihm und fand nur den jungen Meyerbeer, ein allerliebſtes Kind von neun Jahren, ein köſtliches deutſches Köpfchen, von herrlichem blonden Haar, wie von einem Goldrahmen, eingefaßt. Kann Herr Meyerbeer mich empfangen? fragte ich. — Nein, mein Herr, ſagte das Kind, bei ſchlechtem Wetter iſt Papa nie zu Hauſe, wollen Sie ihn treffen, ſo kommen Sie wieder, wenn das Wetter ſchön iſt. Er kehrt erſt bei Sonnenſchein zurück.

Von dieſem berühmten Israeliten wollen wir uns zu ſeinem franzöſiſchen Glaubensgenoſſen wenden, ſeinem Bruder in der Kunſt und in der Religion. Er lebt beſtändig in der Geſellſchaft zweier junger Damen, die durch ihre Sorgſamkeit ihm unentbehrlich geworden ſind, der Geſchwiſter Halevy. Dieſer gewiſſenhafte Tonarbeiter arbeitet langſam und mit Bedacht, er mißtraut ſeinen erſten Eingebungen und beſſert hundertmal an ſeinem Werke, ehe er es abſchreiben läßt. Wenn ſeine Phantaſie ſich ſträubt, wenn die Gedanken nicht fließen wollen, bedient Halevy ſich eines wunderwaren Mittels, um in Zug zu kommen. Es wird ein Theekeſſel voll Waſſer über Feuer geſetzt, und ſobald das Waſſer anfängt zu kochen, giebt das einförmige Getöſe, welches der Dampf verurſacht, der Einbildungskraft des Meiſters ſogleich einen mächtigen Schwung.

Oft ſieht man in Frankreichs wunderlicher Reſidenz einen Herrn im Galopp auf ſchnaubendem Roſſe daherſprengen. Es folgt dem Impuls der Zügel, es fliegt, es verſchlingt den Raum. So hat der Reiter „den ſchwarzen Domino", „Fra Diavolo", „die Kronbiamanten" und eine Menge andere Meiſterwerke geſchrieben. Dieſe körperliche Bewegung ſchlägt die Funken aus ſeinem Geiſte. Die Melodien, die ganzen Muſikſtücke, die Quartuor's, die Cavatinen, die Rondo's entſtehen

wechſelweiſe auf dieſem diaboliſchen Ritt. Auber's Gaul iſt der einzige, den man Pegaſus nennen könnte, ohne ſich eine mythologiſche Lüge zu Schulden kommen zu laſſen.

Man hat mir erzählt, wie Auber einen ſeiner ſchönſten Chöre komponirte. Sie werden ohne Zweifel wiſſen, welche Volksmenge jeden Morgen den Markt des Innocenz belagert. Eines Tages jagte ein Reiter mit ſeinem Roß, ungeachtet der Vorſtellung der Stadtſergeanten, mitten in dieſes Gewirr. Die Katzenmuſik, welche ihm dieſes unbeſonnene Wagniß eintrug, läßt ſich nicht beſchreiben, Stammhalter der Halle, Fiſchweiber, Gemüſehändler, Friedensbeamte, Alles erfüllte die Luft mit lautem Geſchrei. Der Reiter aber entwiſcht glücklich und vergnügt aus der Mitte dieſes Getümmels.

So fand Auber den Marktchor zu „der Stummen von Portici".

Der Künſtler, der uns „die Sennerhütte", „den Poſtillon von Lonjumeau", und ſo viele andere hübſche Opern gegeben, die ſich verdienter Popularität erfreuen, komponirt ſeine Partituren auf ſehr ſonderbare Art. Nach der Mahlzeit legt ſich Adolph Adam auf ſein Kanapee, läßt ſich bis zur Naſe mit Eiderdünen zudecken, ſelbſt in der größten Sonnenhitze, und ſich dann ſeine beiden ungeheuer großen Katzen, die eine auf ſeinen Kopf, die andere auf ſeine Füße ſetzen. In dieſer Lage, die zum Erſticken iſt, findet er ſeine reizende Melodien, denen das Publikum in ſeinem (damals) eben neu erſchienenen Ballet: „Giſello", abermals aufrichtigen Beifall klatſchte.

Seit einigen Jahren beſteht in der Paſſage du Saumon ein Modemagazin, welches Madame Morel hält. Die Demoiſelles dieſes Magazins bemerkten ſchon lange jeden Abend einen großen, trocknen Mann, der immer durch die Fenſter guckte. Anfangs wunderten ſich die Modiſtinnen darüber nicht

beſonders wenn ſie ihre friſchen Geſichter im Spiegel ſahen, meinten ſie, die Dreiſtigkeit jenes Mannes habe ihre mildernden Umſtände. Als man aber fand, daß dieſes Benehmen bereits zwei Monate dauerte, und daß noch immer kein Briefchen, keine Liebeserklärung erfolgte, da erhob ſich ein allgemeiner Schrei der Entrüſtung. Es wurde gegen den Sonderling Sturm gelaufen. Was haben Sie da ſeit einem Vierteljahr zu ſchaffen? fragte ihn eine der Demoiſelles. — Ich ſuche! lautete die Antwort. — Sie ſuchen? Was denn? Was können Sie in unſerm Magazine ſuchen? fragte die Modiſtin. — Ich ſuche das Finale zum dritten Akt des „Herzogs von Alba". Der Fremde hieß Gaetano Donizetti. So komponirt der Autor der „Lucia du Lammermoor", indem er einhergeht und ganze Monate lang ſein Auge auf einen und denſelben Gegenſtand heftet.

So unendlich groß — ſo ſchloß der Fremde ſeine intereſſante Mittheilung — iſt die Geſchichte der Eigenheit des Talentes, ich könnte noch viel ähnliche Dinge von allen bekannten Tonſetzern erzählen, aber ich glaube, daß die Geſellſchaft ſich für dieſen Abend mit meiner kleinen Probe genügen wird.

Ich fragte den Erzähler, mit welchem ich im Laufe des Abends ein ſehr angenehmes Geſpräch anknüpfte, ob er nicht auch die beſondern Eigenheiten unſerer berühmteſten Tänzerinnen kennen gelernt habe, was er jedoch verneinte. Aber eine Kurioſität kann ich Ihnen doch auch auf dieſem Gebiete mittheilen, meinte er. Sie kennen Indien, Sie geſtehen, ſelbſt eine halbe Indianerin zu ſein, und Sie wiſſen es gewiß am beſten zu beurtheilen, auf welche Weiſe die Hindoſtani ihre Bajaderen verehren. Was ſagen Sie nun zu folgendem Urtheil eines Hindoſtani, des Hendſchibeu Mermendſchi aus Bombay, welcher in ſeinem Tagebuche, das er über ſeinen drei-

jährigen Aufenthat in London herausgegeben hat, folgendermaßen über die Ballette spricht:

„Eine Menge weiblicher Personen, Alle sehr hübsch und Eine genau wie die Andere gekleidet, hüpften auf der Bühne herum und führten schwierige Stellungen aus, indem sie das eine Bein wagerecht ausstreckten und auf dem andern sich rasch herumwirbelten. Es war den letzten Abend, an welchem Demoiselle Taglioni, die Lieblingstänzerin der Franzosen, in England tanzen sollte, und unser Begleiter fragte mich sehr oft, wie mir ihr Tanz gefiele. Er für seinen Theil war ganz entzückt davon, ich aber fand sehr wenig Geschmack an demselben und staunte nicht wenig, als ich erfuhr, die Dame habe für jeden Abend, an dem sie auf der Bühne tanzte, 150 Guineen erhalten! Also 150 Guineen verdient man sich in England, wenn man, wie eine Gans, geraume Zeit auf einem Beine stehn, das andere Bein ausstrecken, sich in dieser Positur drei- oder viermal herumschwingen und außerdem noch ein Dutzend Bocksprünge hinüber und herüber machen kann. Alle die Kunststücke dieser Dame können zusammengenommen nicht eine Stunde Zeit ausgefüllt haben, und für diese Stunde hat sie jeden Abend mehr Geld eingenommen, als sechs Weber in Spitalfields, die so schöne Seidenstoffe weben, wenn sie täglich 14 Stunden arbeiten, in zwölf Monaten zu erwerben fähig sind! — Ueberzeugten mich nicht viele andere Beispiele, daß die Engländer ein sehr kluges Volk sind, so müßten wir sie für große Narren halten, daß sie eine tanzende Puppe so übermäßig bezahlen.“

Ich muß gestehen, daß mich diese Mittheilung nicht wenig frappirte, und ich sagte dem Fremden, daß der gute Hindostani ein geborener Feind der Tänzerinnen überhaupt sein müsse, um so wenig mit dem Geistigen und Poetischen eines

künſtleriſchen Tanzes, das ſich ja ſelbſt ſchon in einem ſo hohen Grade bei ſeinen indiſchen Bajaderen finde, vertraut zu ſein.

Der Abend, welcher uns ſo viel Intereſſantes gebracht hatte, war nun faſt zu Ende, und die Geſellſchaft ſchickte ſich an, das gaſtfreie Haus der Madame Randow zu verlaſſen. Da mir ein ſo ſchöner Genuß nicht mehr bevorſtand, ſo bat ich die Madame Randow, uns noch an dieſem Abende ihre uns zugeſagten Mittheilungen über königliche Schauſpieler und Schauſpielerinnen zum Beſten zu geben. Sie war auch ſo gütig, auf dieſe Bitte ſofort einzugehen, und erzählte uns eine Menge höchſt intereſſanter Thatſachen, von denen ich indeß hier nur den Schluß, welcher mir beſonders gefiel, mittheilen will:

Katharina II. kehrte von jener berühmten Reiſe an die Ufer des ſchwarzen Meeres und durch die Einöden der Krimm zurück, die zu einer ſo verſchwenderiſchen Pracht und zu ſo eigenthümlichen Feſtlichkeiten Veranlaſſung gab. Auf ihrem Wege lag das Schloß des Grafen Scheremeloff. Hier war Alles vorbereitet, um ſie mit ihrem ganzen Hofſtaate aufzunehmen. Abends ließ der Graf der Kaiſerin zu Ehren eine Oper aufführen und führte dieſelbe in einen glänzend erleuchteten Saal, wo ein zahlreiches Orcheſter die herrlichſten Symphonien ſpielte. Die Schauſpieler agirten mit Geiſt und Feuer, und alle Sängerinnen und Tänzerinnen von Wien, Paris und London würden mit Neid auf die Leiſtungen der Damen geblickt haben, denen es weder an Schönheit, noch an Talent, Schmuck und Anmuth gebrach. Nach beendigter Vorſtellung fragte man den Bojaren, von wo die Truppe hergekommen ſei, worauf er ganz einfach erwiderte: Muſiker, Schauſpieler und Schauſpielerinnen, ſo wie Dichter des Stücks, ſind

alle meine Sklaven, aber sie sind sehr gut eingeübt, wie Sie wohl sehen.

Zu jener Zeit war Rußland und insbesondere Katharinens Hof in einer merkwürdigen Verfassung. Die Grenadiere, welche vor dem Thore des Kaiserlichen Palastes auf Wache standen, waren noch wirkliche Barbaren, die von der Civilisation nichts als die tödtliche Waffe entlehnt hatten, mit denen sie den Schlaf oder die Vergnügungen ihrer Gebieter beschützten. Die Hofleute aber, welche den weiten Palast bevölkerten, waren meist schon Alle auf den Teppichen zu Versailles umhergewandelt. Draußen heulte der Nordwind durch die unermeßlichen Höfe, thürmten sich Schnee- und Eisberge auf, und die Grenadiere erstarrten vor Frost; und einige Schritte weiter duftete der Weihrauch, war der Fußboden mit Rosenblättern bestreut, herrschte die milde Atmosphäre von Trianon, und das Theater der Eremitage war gewiß eines der pikantesten Liebhabertheater des achtzehnten Jahrhunderts.

Obgleich Katharina II. viel auf die Huldigung geistreicher Männer gab, so war sie doch keineswegs ein Blaustrumpf auf dem Throne, und würde der Krone niemals entsagt haben, um, wie Christine von Schweden, ihre Tage in gelehrten Studien zu verleben. Nichts war gewiß ihrer Natur mehr zuwider, als die Fadheiten eines Liebhabertheaters, sie bedurfte jedoch einer Geisteserholung, wie die Erholung den Politikern und überhaupt allen denen so nöthig ist, welche beständig einen bestimmten Gedanken im Kopfe herumtragen. Sie hätte vielleicht lieber den Kampf der Gladiatoren mit angeschaut, indeß mögen sich auch die verliebten Späße eines Potemkin, der zugleich weich und grausam, elegant und roh war, komisch genug, im Verein der anmuthigen Manieren eines Prinzen von

Ligne, dieses kosmopolitischen Weltmannes, den man überall festzuhalten bemüht war, komisch genug ausgenommen haben.

Der Palast der Eremitage selbst trug eigentlich seinen Namen mit Unrecht, denn man erstaunte über die Größe der Gemächer und Gallerien, die mit den Gemälden der größten Meister geziert waren, und war entzückt von dem lieblichen Wintergarten, wo das Grün, die Blumen und der Gesang der Vögel den Frühling Hispaniens mitten unter Eis und Schnee hervorzauberten. Dort versammelten sich nun die wenigen Auserwählten, und die beschränkte Anzahl der Gäste bildete einen lebhaften Contrast mit dem Glanze und dem Ueberflusse der Eremitage. Nichts konnte einen stolzern, aristokratischern Charakter tragen, als diese aus zehn oder zwölf königlich geschmückten Personen bestehende Versammlung, welche um sich und für sich allein in diesen unermeßlichen Sälen alle Schätze der Kunst und alle Wunder des Luxus vereinigt sah. Strahlende Kronleuchter vertausendfachten sich in den Spiegelwänden der tiefen Gallerien, die herrlichsten Gemälde, Blumenvasen, Draperien, Säulen und Vergoldungen schmückten diese glänzende Wüste, in der einige wenige Große dieser Welt umherwandelten, wie einsame Götter und gleichgültig auf diese wunderbare Schöpfung niederschauend. Wie man sagt, soll die Musik, welche auf die prosaischen Darstellungen, von den besten Meistern ausgeführt, folgte, auf die ganz positive Organisation Katharina's keinen besondern Einfluß ausgeübt haben, auf den Fürsten Potemkin aber, diesen phantastischen und poetischen Russen, der sich durch seine Launen eben so viel Berühmtheit erwarb, wie durch seinen Geist, wirkte sie mit mächtiger Gewalt.

Während Katharina II. der Schauspielkunst eine so prächtige Gastfreundschaft auf ihrem Theater der Eremitage berei-

tete, ließ Marie Antoinette ihr herrliches Luſtſchloß Trianon zu Bühnenſpielen einrichten.

Die Königin von Frankreich liebte die Muſik auf's Leidenſchaftlichſte, und es wurde auch vor allen andern zuerſt eine Sängertruppe für Trianon organiſirt. Sie begnügte ſich aber nicht damit, aus einer Ecke ihrer Loge ruhig den bezahlten Virtuoſen zuzuhören; ein ſo paſſives Vergnügen war nicht nach ihrem Geſchmack, ſie wollte ſelbſt die Heiterkeit der Proben, die Aufregung der Scene, die ganze Thätigkeit eines dramatiſchen Lebens kennen lernen. Jemehr die Etikette ſie zwang, am Tage ihre Königlichen Gewänder zu verlängern, deſto kürzer ließ ſie ſich Abends ihre Röcke als Milchmädchen einrichten; ſie ſpielte die Colette im „Devin de Village“ und die Gotte in der „Gageure imprévue.“ Die größte Schwierigkeit beſtand darin, die für eine ſolche Schauſpielerin paſſende Schauſpieler aufzufinden. Zuerſt hatten die Aufführungen in Trianon einen ſehr patriarchaliſchen Charakter, Ludwig XVI. wohnte denſelben faſt allein bei, bewaffnet mit einem großen Schlüſſel, von dem er zu ſeinem Vergnügen oft einen wenig ehrerbietigen Gebrauch machte.

Zu Anfang ſpielte nur der alte Graf von Adhemar mit der jungen Königin und ſang mit meckernder Stimme, ſpäter aber langweilte Maria Antoinette dieſes eheliche tête à tête, und man lud neue Zuſchauer und neue Schauſpieler ein. Monſieur und der Graf von Artois betraten auch dieſe Bühne und beider Charakter ſpiegelte ſich deutlich in der verſchiedenen Weiſe, wie ſie die Sache behandelten. Monſieur ſtudierte ſeine Rollen auf's Sorgfältigſte ein und ſpielte ſie etwas prätenſiös und manierirt, der Graf von Artois (Karl X.) wußte die ſeinigen niemals auswendig, aber er ſpielte mit Geiſt, Hingebung und Anmuth, ſo daß er alle Zuſchauer entzückte. Bald war

der Saal von Trianon zu klein für alle die, welchen man die Gunst zu Theil werden ließ, der Königin Beifall zu klatschen. Die Palast-Damen, die Offiziere der Leibwache und die Stallmeister des Königs und der Prinzen hatten dabei Zutritt, Ausschließungen erregten Feindschaft. Man hat oft die Prinzen wegen dieses Zeitvertreibes getadelt, den man im Innern der bürgerlichen Häuser doch gut hieß. Man warf dem Könige Schwäche gegen die Launen der Königin vor, und sprach von Intriguen, welche durch die Ungebundenheit des Theaters begünstigt wurden. Wie viel Verläumdungen man aber auch auf die unglückliche Marie Antoinette gehäuft hat, immer wird ihr Bild so in der Geschichte dastehen, wie der Fürst von Ligne sie schildert:

Ihr Antlitz und ihr Herz, schrieb er im Jahre 1789, sind eins so weiß wie das andere.

Was ist aus allen diesen lieblichen Tänzern und Sängerinnen von Trianon geworden? Die Revolution hat sie meist alle gewürgt. Die reizenden Köpfe sind unter dem Beile der Guillotine gefallen, und das Liebhabertheater von Trianon verwandelte sich in die tragische Schreckensbühne einer beispiellosen Zeit.

So veränderlich und wandelbar ist Alles im Leben. Wir werden oft genug daran erinnert. Doch vor Allem traurig ist es, ein so glänzend begonnenes Leben, ein Leben voll Freuden, Verehrung und Vergötterung, wie es Maria Antoinette geführt, so schmählich zu enden. Und dabei hatte sie nicht einmal den Trost, den Märtyrertod zu sterben. Sie starb, ein Königliches Opferlamm, unter den Klauen des grimmigen Thieres, das sich Volk nennt.

Indeß wurde ich selbst an mein eigenes wandelbares Leben erinnert. Es war Zeit, Moskau zu verlassen. Ich trennte

mich sehr ungern von dieser gastfreien, lebensvollen und antiken Stadt, aber ich war länger, als ich bestimmte, geblieben. Prinz L...w reiste weiter in's Innere Rußlands auf seine Güter. Ich wollte ihm dahin, trotz seiner dringenden Einladung, nicht folgen, und so nahm ich denn das Anerbieten des Grafen M..., welchen ich bei Madame Randow kennen gelernt hatte, und der mir für die Rückreise nach St. Petersburg seinen Wagen und seine Begleitung anbot, mit Freuden an.

Adieu denn, Moskau, Du alte heilige Stadt voll Verhängniß, möchte Deine Geschichte für das Volk, welches in Deinen Mauern wohnt, auch in aller Zukunft eine heilige, wunderthätige und beglückende sein.

Hundertdrittes Kapitel.

Im Postwagen.

Wie die Deutschen sind. — Reisegeschichtchen. — Ein alter Junggeselle.

Als ich in Petersburg ankam, hatte der Hof so eben wieder seine Residenz in Peterhof genommen. Die junge Großfürstin, Herzogin von Leuchtenberg, war von ihrer Reise in Italien zurückgekehrt, und ich hatte die Ehre von ihr eine Einladung zu erhalten und vor ihr tanzen zu dürfen. Von dieser schönen und leutseligen Fürstin reichlich beschenkt, mit Empfehlungen an einige russische Großen, welche in Berlin verweilten, und andere hohe Herrschaften, reichlich versehen, trat ich meine Reise nach der Residenz des Königs von Preußen, dem sogenannten Spree-Athen, an.

Die Reise von Petersburg nach Berlin bietet eben nicht viel Interessantes dar. Jedoch hatte ich einige angenehme Reisegefährten, Russen und Deutsche, und namentlich gaben sich die Letztern viele Mühe, mir von ihrer Nation eine möglichst hohe Meinung beizubringen.

Ich aber hütete mich wohl nach meinen Reisegefährten im Postwagen eine Nation zu beurtheilen, welche man die kosmo-

politiſche nennen könnte, denn man findet ſie überall, ſie wiſſen Alles, kennen Alles, und befreunden ſich ſehr bald mit den Gewohnheiten und Sitten aller Völker.

Was meine deutſchen Reiſegefährten anbetrifft, ſo waren ſie weniger geiſtreich als die Franzoſen, etwas liebenswürdiger als die Engländer, gutmüthig, gelaſſen, ruhig, aber ſehr neugierig und ein wenig zudringlich.

Ich machte kein Geheimniß aus meiner Perſon, und ſie wußten daher bald, wer ich war und was ich in Berlin wollte. Sie waren ganz entzückt, eine Tänzerin zur Reiſegefährtin zu haben, und dazu noch eine Spanierin, und zwar eine ſolche, die vor dem Hofe in Petersburg getanzt hatte.

Ein Herr, es ſchien mir ein alter Junggeſelle zu ſein, dankte mir ſogar ganz offen für die Ehre, welche ich ſeinem Lande und ſeiner Vaterſtadt Berlin durch meinen Beſuch erweiſen wollte. Gott weiß es, wie viele Zungen ich hätte haben müſſen, um alle dieſe Fragen zu beantworten, mit welchen mich dieſer alte, deutſche Junggeſelle in einem Athemzuge beſtürmte.

Die Männer führen die Beweglichkeit einer Frauenzunge ſprichwörtlich im Munde, es iſt ein Unrecht, wie ſo Vieles, das ſich die Männer, als der ſtärkere Theil, gegen unſer Geſchlecht herausnehmen, ich aber habe ſehr oft die Erfahrung gemacht, daß eine Frau nicht den vierten Theil von dem zu beantworten im Stande iſt, was ein ſo neugieriger Junggeſelle zu fragen vermag.

Die Art und Weiſe, wie ein Deutſcher im Poſtwagen mit einer Dame nähere Bekanntſchaft zu machen ſucht, habe ich ſehr eigenthümlich gefunden.

Während der Franzoſe auf die leichteſte und ungezwungenſte Weiſe die Unterhaltung mit irgend einem geringfügigen

Gegenstande beginnt, und plötzlich, ehe man sich dessen versieht, das Herz der unbekannten Dame wie ein ihm anvertrautes Gut behandelt, beginnt der Deutsche zuerst mit den Augen, mit den Ohren zu sprechen, d. h. er horcht dem Gespräche der Andern zu, um dann die Notizen zur Anknüpfung einer Unterhaltung zu gewinnen, dann bedient er sich der Augensprache und mustert das weibliche Reisepersonal, um sich zuvörderst mit den etwaigen Reizen desselben so viel als möglich vertraut zu machen. Denn da ihm die Unterhaltung nicht so wie dem Franzosen und doch mehr als dem Engländer Bedürfniß ist, so sieht er sich wohl vor, ob der Gegenstand, mit welchem er sich in ein Gespräch einlassen will, auch dessen würdig ist. Hat er denn mit Benutzung zweier so kostbaren Organe, wie die Ohren und die Augen, sein Terrain sondirt, dann rückt er sich, wenn er zufällig neben einer Dame, der diese Beobachtungen galten, sitzt, dieser so nahe wie möglich, begrüßt sie mit einem möglichst liebenswürdigen und lächelnden Blicke, und nun beginnt nicht etwa eine Conversation — nein, ein Examen.

Sie kommen von Petersburg oder weiter her, wenn ich fragen darf?

Von Petersburg.

Sie sind keine Deutsche?

Nein.

Pause. Der alte Junggeselle räuspert sich ein wenig.

Das hört man. Ihrer Aussprache nach sind Sie — —.

Pause. Der Frager scheint eine Antwort zu erwarten, mit welcher man natürlich aus Höflichkeit bis zur Beendigung der Frage wartet.

Sie sind Französin, meine schöne Dame?

Hat ein Deutscher in seiner Anrede es erst so weit gebracht,

ſo viel Muth aufgewandt, meine ſchöne Dame zu ſagen, dann rückt er ſich wo möglich noch etwas näher, und man wird ein wenig unangenehm in ſeiner räumlichen Ausdehnung beſchränkt. Das Geſpräch wird zugleich etwas flüſſiger, und die Dame muß, ſie mag wollen oder nicht, ebenfalls allen Lakonismus bei Seite ſetzen, um ihren Platz am Ende nicht gänzlich einzubüßen und ihrem nächſten Nachbarn auf den Schooß zu kommen.

Man muß alſo raſch ſagen: Verzeihen Sie, mein Herr, ich bin keine Franzöſin, ſondern eine Spanierin, ich war indeß einige Zeit in Paris, in London und in vielen andern Städten.

Man kann dreiſt hinzuſetzen in Konſtantinopel, in Pecking, in Algier und Gott weiß wo, der gute Deutſche wird nicht in die geringſte Verlegenheit kommen, denn er kennt dieſe Städte gleichfalls alle ſehr genau. Er iſt jetzt in ſeinem Elemente und erzählt Dir eine Menge Dinge, welche Du unglücklicher oder glücklicher Weiſe ſchon weißt. In dieſem Redeſtrom unterbrichſt Du ihn endlich und frägſt nach Dingen, welche Dir noch nicht bekannt ſind, nach ſeinem eigenen Vaterlande, aber hier triffſt Du ſicher ſeine ſchwache Seite. Er kennt das Ausland, aber nicht ſein Vaterland. Ich fragte meinen deutſchen Junggeſellen eine Menge Dinge, die er mir entweder gar nicht oder doch ſehr unvollſtändig beantworten konnte, und doch waren es Gegenſtände, welche ich nach einem zweitägigen Aufenthalt in der fremdeſten Stadt kennen muß.

Das Reiſen im Poſtwagen hat für eine lebhafte, unruhige und bewegliche Natur allerdings etwas ſehr Unbehagliches, und man iſt am Ende froh, wenn man nur plaudern kann. Man muß ſich behelfen ſo gut es geht, mit vielem oder wenigem Geiſt, und ſo war ich ſehr froh, als ich an meinem

alten Junggesellen das Talent Anekdoten zu erzählen und an einem andern Deutschen einigen Witz entdeckte. Ich war die einzige Dame im Postwagen, und die Herren wetteiferten, mir gefällig zu sein, und wenn ich so sagen darf, meine Eroberung zu machen.

Jedoch zeigte sich diese Liebenswürdigkeit nur am Tage. Sobald es Abend wurde und die Cigarrenstengel verglimmt waren, begann der alte Junggeselle zu meiner Rechten den Kopf hinten anzulegen, seine Mütze über die Augen zu schieben, und es währte nicht lange, so entstand ein harmonisches Geschnarche, dessen Klänge von den italienischen Serenaden sehr verschieden waren. Mein Nachbar Deutscher zur Linken konnte dieser für ihn so lieblichen Harmonie nicht widerstehen, und ich saß zwischen zwei Schlafenden, deren Köpfe in einer geheimen Sympathie sich so lange zunickten, bis sie allmählig auf meinen Schooß glitten, welcher so gleichsam zur unfreiwilligen Herberge wurde.

Diese Situation war doch ein wenig zu unangenehm für mich, und, um ihre Wiederholung ein für allemal zu verhüten, mußte ich zu einer Repressalie meine Zuflucht nehmen. Ich bewaffnete mich mit so vielen Stecknadeln, als ich nur auftreiben konnte, die ich, die Spitzen nach außen gekehrt, an meinem Mantel anbrachte. Das stachlige Bette mißfiel meinen Reisegefährten auch in dem Grade, daß sie sich alle mögliche Mühe gaben, ihre Köpfe in der Schwebe zu halten und sie im schlimmsten Falle auf ihren eigenen Schooß zu legen. Zuweilen nahm ich mir auch die Freiheit sie aufzuwecken und zu ersuchen, mich ein wenig zu unterhalten, da es mir nicht möglich sei zu schlafen.

Der alte Junggeselle schien diese Aufforderung falsch zu verstehen. Er war sehr erfreut, daß ich mich so wenig schlaf-

süchtig zeigte, versprach mir feierlich, nicht eher wieder ein Auge zu schließen, bis sich der Schlaf auf meine seidenen Augenwimpern gelegt, und begann über meine Person eine Vorlesung zu halten, die mit meinem Haare begann und mit meinen Füßen schloß.

Ich hätte nie geglaubt, daß ein so alter Junggeselle noch so viel poetisches Feuer haben könne.

Aber ich bitte Sie, reden Sie doch von etwas Anderem, wenn Sie mich wirklich unterhalten wollen, sagte ich zu ihm, ich kenne mich zu gut, und Alles, was Sie mir da sagen, weiß ich auswendig. Ja, ich kann Ihnen sogar versichern, daß ich mich noch für weit schöner und reizender halte, als Sie mich da eben schildern. Sie scheinen mir hinter der Wirklichkeit noch sehr zurückzubleiben.

Ja, gewiß, rief er, ich gebe Ihnen vollkommen Recht. Die Sprache ist zu dürftig, um Ihnen auf diese Weise gerecht zu werden. Man kann es nur empfinden, und glauben Sie mir, meine Gedanken sind viel wahrhaftiger, als meine Worte.

Da es mir mißglückt war, den guten Mann in Verlegenheit zu bringen und seine Komplimente lächerlich zu machen, so bat ich ihn wieder einzuschlafen, wenn er keinen andern Gegenstand der Unterhaltung als meine Person wählen wollte.

O, versetzte er, Sie glauben nicht, wie wohlthuend es ist, in einer so finstern, nebelfeuchten Nacht, die selbst der Mond grollend flieht, ein Paar so hellblitzende Sterne, wie Ihre Augen, vor sich leuchten zu sehen.

In diesem Augenblick störte ein lautes: Ach! ach! den galanten Junggesellen aus seiner Verzückung. Dieses Ach! kam aus keinem andern, als aus seinem eigenen Munde. Ich weiß nicht, welche Bewegung er gemacht hat, vielleicht wollte er die Hände, fromm gefaltet, zu seinen Sternen, für welche er meine

Augen anſah, emporſtrecken, und konnte in der Finſterniß nicht ſogleich den rechten Weg zu ihnen finden, genug, er kam mit meinen Nadelſpitzen in eine zu nahe Berührung, was ihm einen unwillkührlichen Schmerzenslaut erpreßte.

Ich glaube, ſagte er mit entſetzter Stimme, Sie haben Dolche!

Meinen Sie meine Augen? fragte ich ihn.

Ach! Ihre Augen ſind ſo ſanft wie Mohnkörner, rief er mit komiſchem Pathos, ich begreife nicht, was an Ihnen ſo ſtechend ſein kann.

Ein neues Ereigniß hinderte mich, auf dieſen Ausruf eine Antwort zu geben. Mein Nachbar links begann plötzlich wie ein Raſender um ſich zu hauen, und da mich mehrere ſeiner Schläge etwas unſanft berührten, ſo war der Junggeſelle ſo freundlich mir ſeinen Eckplatz abzutreten, um die Schläge des Tobenden aufzufangen. Der Arme träumte, daß ihm ſeine Nachtmütze geſtohlen werde, zu deren ritterlichen Vertheidigung er ſeine Fäuſte ſo tapfer in Bewegung ſetzte. Der Junggeſelle ſuchte ihn zu ermuntern, der Träumende erwachte und rief: Das war ein böſer Traum! Ein Dieb wollte mir meine Mütze ſtehlen, und da ich ſie feſthielt, wollte er mir den Kopf herunter ſchneiden. Denken Sie ſich, meine ſchöne Nachbarin, welch eine gräßliche Situation, ſo bei lebendigem Leibe den Kopf zu verlieren.

Der Gute wußte nichts von dem Austauſch unſerer Plätze und glaubte, daß ich noch an ſeiner Seite ſitze. Er konnte ſich noch nicht ganz ermuntern, und in dieſem ſchlaftrunkenen Zuſtande umfaßte er den alten Junggeſellen an ſeiner Seite, umarmte ihn recht brüderlich und küßte ihn ab.

So laſſen Sie mich doch los, rief der arme Gepeinigte, Sie erwürgen mich ja, was ſoll denn das bedeuten? — Glau-

ben Sie, daß ich ein hübſches Mädchen bin? — Sie irren ſich.

Nun kam der Träumer endlich vollſtändig zur Beſinnung, er rieb ſich verdutzt die Augen und zündete ſich eine Cigarre an, um bei ihrem Schein das Innere des Wagens zu überſehen. Dann ſagte er melancholiſch:

Ach, meine ſchöne Nachbarin ſitzt nicht mehr neben mir. Das iſt Ihre Schuld, mein Herr, warum haben Sie mich von dieſer Veränderung nicht in Kenntniß geſetzt?

Dieſe komiſche Scene hatte indeß doch ihr Gutes. Die Reiſegeſellſchaft wurde vollkommen munter, das Geſpräch wurde flüſſig, der Tag begann zu grauen, wir näherten uns der Station, wo wir unſern Kaffee einnahmen. Es kam eine neue Reiſegefährtin hinzu, welche ihren Platz mir gerade gegenüber nehmen mußte. Dieſes vis-à-vis war eine recht freundliche Erſcheinung, es war eine junge, lebensluſtige und muthwillige Dame, welche mir während der ganzen Reiſe muthig beiſtand, den Herren Reiſegefährten, welche aus der Nachbarſchaft im Poſtwagen verſchiedene Rechte herleiteten, in allen Dingen die Spitze zu bieten.

Auf dieſe Weiſe vertrugen wir uns ziemlich gut, unterhielten uns, ſo gut man ſich im Poſtwagen unterhalten kann, aßen, tranken, ſchliefen, plauderten, berechneten unſere Ankunft in Berlin, wie die Kinder ihre Freiſtunden, bis unſer Wagen endlich über Berlins Straßenpflaſter hinrollte und der alte Junggeſelle begeiſtert ausrief:

Donna, das iſt unſer ſchönes, heiteres und lebensluſtiges Berlin, hier iſt es anders wie in Petersburg. Hier kann man leben wie man will. Hier befinden Sie ſich am Buſen der europäiſchen Civiliſation. Hier iſt das Athen der modernen Welt. Hier wird mit jedem Kinde ein Sokrates geboren.

Hier iſt die Stadt der ſchönen Damen und der glücklichen Junggeſellen!

Mit dieſen Worten ſtieg der Junggeſelle aus dem Wagen, war dann ſo freundlich mir herauszuhelfen und nahm Abſchied von mir mit der Bitte, mich in meinem Hotel beſuchen zu dürfen.

Wenn dieſer alte Berliner ſo viel Feuer hat, wie müſſen denn die jungen Herren Berliner ſein? dachte ich, als ich nach meinem Hotel fuhr. Iſt Berlin vielleicht das Paris des Nordens?

Nous voyons!

Hundertviertes Kapitel.

Berlin.

Erste An- und Umsicht. — Die Königsburg. — Der grüne Hut. — Ein altes Rathhaus. — Preußens Geschichte. — Die Goldmacher.

So war ich denn abermals in einer mächtigen großen Stadt, in einer Königlichen Residenz, die ich nicht kannte, und die mich eben so wenig kannte — für eine Künstlerin ein doppelt schlimmer Umstand. Ich war indeß mit diesem Leben endlich vertraut geworden, und es war mir gar nicht bange, in Berlin diejenige Aufnahme zu finden, welche ich in Paris und Petersburg gefunden hatte.

Wie in jenen Städten, so stürzte ich mich denn auch in Berlin mitten in das Leben, durchstrich die Stadt nach allen Theilen, setzte mich mit den Menschen und Dingen in Berührung und ließ im Uebrigen mein Verhängniß walten.

Mein Hotel verließ ich sehr bald, und miethete mich in einer Privatwohnung, in einer der schönsten Straßen der Stadt, nahe den Linden, ein.

Meine Empfehlungen übersandte ich theils den Adressaten, doch die wenigsten gab ich in Person ab, und ich hatte das Vergnügen, sehr bald die Besuche einiger Herren zu empfan-

gen, welche mir für die Dauer meines Aufenthalts in der preußiſchen Reſidenz bereitwillig in jeglicher Beziehung ihren Beiſtand anboten.

Ich nahm dieſes gütige Anerbieten, welches mir mehrere Herren machten, zunächſt von Demjenigen an, welcher mir am beſten gefiel.

Der Herr v. K... zeigte mir alle Merkwürdigkeiten der Stadt, die königlichen Schlöſſer, deren in Berlin zwei ſind, das Muſeum, das Zeughaus, mehrere prinzliche Paläſte, die Akademie und einige recht hübſche Kirchen.

Während ich Alles, was in der Stadt beſonders Merkwürdiges iſt, ſah, erſuchte mich der Herr v. K... um mein Urtheil.

Ich will Ihnen das mit wenigen Worten ſagen, verſetzte ich freimüthig. Berlin hält weder mit Paris noch mit London den Vergleich aus. Berlin iſt ein halbes St. Petersburg.

Sie glauben alſo, daß Berlin eine kleine Copie dieſer nordiſchen Stadt iſt? fragte mich v. K... verwundert.

Das will ich damit nicht ſagen, vielmehr hat Petersburg Berlin in vielen Beziehungen copirt, nur iſt dieſe Copie in einem großartigern Maaßſtab ausgeführt.

Aber, ich bitte Sie, verſetzte v. K..., das Leben und Treiben iſt ja in Berlin ein ganz anderes als in der ruſſiſchen Reſidenz.

Das leugne ich nicht, Berlin iſt weit lebendiger als Petersburg, es iſt hier mehr Regſamkeit, mehr Bewegung, man ſieht, daß es hier einen Bürgerſtand giebt, ein Volk. Während in Petersburg der Beamte den Militärrock anzieht, und nur ſo in der Geſellſchaft ſeine Geltung findet, ſcheint hier der Civilrock einen bedeutend überwiegenden Einfluß auszuüben.

Und dennoch nennen Sie Berlin ein halbes Petersburg?

Ich kann auch dieſe meine Behauptung nicht zurücknehmen, trotz Allem, was Berlin von Petersburg ſo weſentlich unterſcheidet, iſt es dieſer Stadt ähnlicher als irgend einer andern Reſidenz. Wenn ich die weitgeſpreizten Häuſer Ihrer Stadt betrachtete, kam es mir immer vor, als ſeien es Brüder oder gutbekannte Freunde der Petersburger Häuſer.

Petersburg, verſetzte Herr v. K..., beſitzt kein Haus, welches älter als anderthalb Jahrhundert iſt, Berlin hat Häuſer, welche vier Jahrhunderte zählen.

Mit dieſen Worten zeigte er mir die große königliche Burg an der Spree, welche allerdings grau genug ausſah und ein hohes Alter verrieth. In Petersburg würde man es nicht über ſich gewinnen können, ein ſo großartiges Gebäude, welches ſo erhabene Dimenſionen zeigt, ſo verwittern zu laſſen. Aber der König von Preußen ſoll das Alterthümliche ſehr lieben.

Der Herr v. K... führte mich nun in das Innere der Reſidenz. Erſt jetzt gewahrte ich den großen Umfang derſelben. Die Höfe, welche die verſchiedenen Theile der Burg trennen, ſind ſo groß, daß ſie ganze Straßen umfaſſen könnten. Nach der Spree hin liegt ein alter Thurm, welcher der grüne Hut genannt wird und ehemals ein ſehr feſtes Burgverließ, zur Aufbewahrung der Staatsverbrecher, geweſen ſein ſoll. Merkwürdig an ſich iſt übrigens ſchon die Lage dieſer alten Burg. Sie liegt an der Grenze der Schweſterſtädte Berlin und Cöln. Hier war ehemals das Ende der Stadt Berlin. Jetzt ſteht die königliche Burg in der Mitte der Stadt. Alles, was ſpäter entſtanden, iſt den ungeheuren Waldungen und Moräſten abgewonnen, von denen ſich im Thiergarten noch einige recht großartige Spuren finden. Ich muß nur eingeſtehen, daß das alte Berlin, welches beinahe ein Jahrtauſend

länger stehen soll, als dies neue, allerdings einen ganz andern Charakter hat, der mich mit der monotonen und so wenig originellen Bauart der Neustadt einigermaßen aussöhnte.

Das merkwürdigste Zimmer der Burg ist der weiße Saal, welcher nur bei feierlichen Gelegenheiten benutzt wird, sonst hat diese königliche Burg mit ihrer Unmasse von Gemächern, in welchen vielleicht das ganze Regentenhaus der Hohenzollern geboren ist, eben nichts Besonderes aufzuweisen. Diese Burg ist übrigens das einzige Gebäude in Berlin, an welches das Volk eine Sage knüpft, nämlich die von der weißen Frau, welche sich jedesmal im Schlosse sehen lassen soll, wenn dem Regentenhause ein bedeutender Unglücks- oder Todesfall bevorsteht.

Der Palast, in welchem der verstorbene König gewohnt hat, ist sehr unbedeutend gegen die jetzige Residenz, wie sich denn sämmtliche Paläste in Berlin nicht besonders auszeichnen, und so ziemlich wie Privathäuser aussehen.

Dagegen sind das Zeughaus und das Museum ein Paar herrliche Gebäude, die man nicht lange genug im Innern sowohl als im Aeußern betrachten kann.

Auch ein Paar alte Rathhäuser zeigte man mir. In dem einen, welches in der Königstraße liegt, sind jetzt verschiedene Behörden. Es ward mir ganz unheimlich zu Muthe, als ich durch den gewölbten verwitterten Hof dieses alten Gebäudes ging. Aber es muß für den Berliner in der That wohlthuend sein, doch noch wenigstens einige Ueberreste der ältern Zeit zu haben. Ohne diese hat die Stadt nur wenig historisches Interesse, sie erscheint überall wie ein Emporkömmling ohne Ahnen, ohne große Vergangenheit.

Es ist in Petersburg gerade dasselbe der Fall, aber dennoch knüpft sich an das weiße, geputzte und sauber gehaltene

Petersburg ſchon eine recht wilde und mächtige Geſchichte. Keine Stadt hat wohl in anderthalb Jahrhunderten eine ſo reiche, große Geſchichte aufzuweiſen, wie die ruſſiſche, und dieſe Geſchichte ſteht mit Petersburg in innigſter Beziehung. Hierdurch bringt die Stadt auf jeden Betrachtenden einen tiefen Eindruck hervor, welches bei Berlin nicht der Fall iſt. Selbſt die Erinnerungen an Friedrich den Großen, dieſen größten Fürſten Preußens, ſind in Berlin nur dürftig, da dieſer große Mann zumeiſt in Potsdam lebte, und im Uebrigen iſt die preußiſche Geſchichte ſo ſolide, ſo ruhig und beſonnen vorwärts ſchreitend, ſo wenig zu Exceſſen geneigt, und einige Zwiſchenfälle, die Napoleoniſche Zeit ausgenommen, ſo gleichmüthig verlaufend, daß dem Berliner ſelbſt ſehr wenige große und außerordentliche Momente ſeiner Geſchichte bei einer Wanderung durch die Stadt ins Gedächtniß zurückgerufen werden.

Als mir v. K... einige dürftige Notizen mitgetheilt hatte, fragte ich ihn ganz verwundert:

Mein Gott, haben Sie denn in Ihrer Stadt gar kein Haus, keinen Flecken, an welchen ſich irgend ein großes Ereigniß, eine große That, ſei es eine gute oder böſe, knüpft?

Mein Führer beſann ſich lange und fand — Nichts.

Dies überraſchte mich. Ich dachte an London und Paris, in dieſen Städten iſt jedes Haus ein Stückchen Weltgeſchichte, ich dachte an Petersburg, wo uns wenigſtens die Paläſte ſo viele Geſchichtchen erzählen — und in Berlin ſollte man gar nichts erfahren können?

Vielleicht würde man auch in Berlin viele unheimliche Dinge erzählen, dachte ich, wenn ſich die Geſchichte dieſer Stadt ſo ſcheu wie die ruſſiſche verſchleiern müßte.

Die deutſche Nation iſt doch ſehr glücklich, der das Höchſte,

was man ihr vorwerfen könnte, iſt — zu wenig Stolz, zu viel Selbſtverleugnung zu beſitzen.

Mein Begleiter gab ſich indeß alle Mühe, doch Einiges für mich aufzufinden, was mich zufrieden ſtellte. Endlich ſchien er es gefunden zu haben. Er rief dem Kutſcher den Namen einer Straße zu und ſah mich mit triumphirenden Blicken an.

Nun, wohin wollen Sie mich denn führen? fragte ich ihn lächelnd.

Nach einem Kloſter, ſagte er.

Nach einem Kloſter? Giebt es deren auch in Ihrer proteſtantiſchen Stadt mit den kleinen Kirchen?

Es ſtammt noch aus der Zeit vor der Einführung der Reformation bei uns, verſetzte von K...

Ich hoffte nun endlich einmal wieder ein recht altes, hiſtoriſches Gebäude zu ſehen, ich glaubte, daß ich in finſtere Kreuzgewölbe, wie bei dem alten Rathhauſe, eintreten würde, aber dieſes alte Kloſter ſah einem Kloſter ſehr wenig ähnlich, und war bereits, bis auf einige Säle, völlig umgebaut. Nur in der daneben ſtehenden Kirche, welche ehemals zum Kloſter gehörte, zeigte man mir einige Gemälde, die den Namen eines gewiſſen Thurneiſſers tragen, welcher ſich hier mit Goldmachen beſchäftigt haben ſoll.

Es iſt ſehr natürlich, daß die deutſchen Fürſten, welche im Verhältniß zu andern ziemlich arm ſind, die Goldmacherkunſt beſonders begünſtigten. Die emporſtrebenden preußiſchen Regenten, welche wenig Land und Leute und ungemein kleine Hülfsmittel beſaßen, bedurften vor Allem des Goldes, um etwas zu werden. Ich hatte es einem glücklichen Zufalle zu verdanken, daß ich hierüber einige intereſſante Geſchichtchen hörte. Wir trafen nämlich in der Kloſterkirche einen Studen-

ten, welcher zwar von Geburt ein Hamburger war, sich aber sehr viel mit topographischen Studien beschäftigte. Wenn ich nicht irre, so hieß er Heßlein. Dieser junge Mann mit langem, dunklem Haar und einer mächtigen silbernen Brille auf seiner übrigens nicht unschönen Nase, im schwarzen Sammetrock und mit einem dicken Rohrstocke bewaffnet, wessen er sich als Zeigefinger bediente, theilte uns die Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Mannes mit. Er zeigte uns ein Bild, welches den heiligen Franziskus darstellte, und in der Hand ein aufgeschlagenes Buch hielt, welches die Worte enthielt:

„Thurneisser hat mich neuw gemacht,
Da ich war alt und gar vergacht. Anno 1584."

Dieser Mann soll in der That die sehr verfallene Kirche auf eigene Kosten hergestellt haben. Da er Gold zu machen verstand, war diese Ausgabe wohl eine Kleinigkeit für ihn. Er war ein Günstling des Kurfürsten Johann, welcher ihm das Kloster zum Laboratorium und Aufstellung seiner großen Druckerei einräumte, welche die erste in Berlin gewesen sein soll.

Er hat ein Werk geschrieben, in welchem er behauptete, daß die Spree Goldsand mit sich führe, daß in der Nähe Berlins der Boden Saphire und andere kostbare Edelsteine enthalte und der sandige Boden der Mark voll von Rubinen und andern Schätzen sei. Man kann sich leicht denken, wie der preußische Fürst damals den Wundermann liebgewann und hochschätzte, der aus dem unfruchtbaren Boden seines Landes ihm so viele Schätze hervorzuzaubern versprach. Natürlich wurde aus der ganzen Geschichte nichts, doch soll er dem Fürsten als Leibarzt bessere Dienste geleistet haben. Für sich selbst mag er die Goldmacherkunst recht gut verstanden haben, denn er hat mit dem Verkauf seiner Drucksachen ein ungeheures Vermögen erworben, ist aber dennoch nach sehr vielen unglück-

lichen Schickſalen in Dürftigkeit geſtorben. In der Kunſtkammer ſoll ſich noch ein Nagel befinden, der halb Eiſen und halb, durch Thurneiſſers Kunſt, in Gold verwandelt iſt. Ich habe ihn indeſſen nicht geſehen.

Auch ſoll ehemals in der Nähe der Burg eine ganze Reihe Häuſer geſtanden haben, welche von Goldmachern bewohnt waren, — und eben ſo ſteht neben dem Münzgebäude ein großes Haus, welches das Fürſtenhaus genannt wird und von einem andern Goldmacher bewohnt war, welcher zur Zeit des erſten preußiſchen Königs lebte. Dieſer prachtliebende Monarch, welcher ſich eine Krone mit Gold eroberte und eine Jungfernſteuer einführte, welche die armen Mädchen bezahlen mußten, die in einem gewiſſen Alter nicht ſo glücklich waren, ſich Männer zu erobern, wofür doch eigentlich nur dieſe hätten büßen ſollen, ſetzte Tauſende daran, welche ein Gaukler angeblich zur Einrichtung ſeines Laboratoriums verlangte, um Gold zu erhalten, und als er endlich einſah, daß er betrogen war, ließ er den flüchtigen Goldmacher, der indeſſen nur Wind machen konnte, einfangen und im Flitterkleide aufhängen.

Der Nachfolger dieſes Königs hat es beſſer verſtanden, Gold zu machen. Er hat ſeine Unterthanen fleißig mit ſeinem ſpaniſchen Rohre zur Arbeit und Thätigkeit angetrieben, Handel und Gewerbe unterſtützt, und ſo zum Wohlſtande ſeiner Unterthanen, welcher für den Fürſten die beſte Goldquelle iſt, den Grund gelegt. Im gleichen Sinne wirkte ſein großer Sohn, der ſein Haupt faſt auf das Schaffot gelegt hätte, nunmehr fort.

Daß übrigens dieſem großen Monarchen in der mit Denkmälern reich gezierten Stadt noch keines geſetzt worden iſt, das hat mich nicht wenig in Verwunderung geſetzt. Man mochte

wohl denken, daß Friedrich der Große ſich im Herzen ſeines Volkes ein Denkmal geſtiftet hat, das nicht erhabener geſchaffen werden kann.

Vor dem Muſeum traf ich eine große Menſchenmenge. Es wurde nämlich die Amazonengruppe enthüllt, welche auf der linken Treppenwange ihren Platz erhalten hatte. Die Art und Weiſe, in welcher ſich das Volk darüber ausſprach, war nicht wenig ergötzlich. Die Körperverhältniſſe der Amazone wurden beſonders der Gegenſtand der Beſprechung. Wenn wir ſolche Frauen hätten, meinte Einer, würden wir Männer uns wohl bald unter ihrem Pantoffel krümmen, da lobe ich mir doch die kleinen, niedlichen Berlinerinnen, die einen Puff vertragen können, ohne ſich gleich auf das hohe Pferd zu ſetzen.

Ein Anderer verſetzte auf die an ihn gerichtete Frage, wen dieſe nackte Dame denn eigentlich vorſtellen ſolle? — Nun, das iſt eine emancipirte Frau.

Ah, rief der Andere, dann ſoll das wilde Thier, mit dem ſie kämpft, wohl uns Männer vorſtellen?

Dieſe Auslegung iſt gar nicht übel, ſagte ich zu meinem lachenden Begleiter.

Es gaben mir übrigens dieſe Anmerkungen einen guten Begriff von der Bildungsſtufe des Berliner Volkes. Es verſtand doch an eine ihm unbekannte mythologiſche Figur eine moderne Idee anzuknüpfen, und ſie ſo gewiſſermaßen zu ſeinem Eigenthume zu machen.

Ich glaube, es wäre überhaupt gut, wenn man bei öffentlichen Ausſchmückungen mehr auf das Volk und ſeine Bildungsſtufe Rückſicht nähme, und ihm Gegenſtände vorführte die ihm näher liegen, als dergleichen alte Mythen. Mögen,

die Muſeen immerhin Dinge enthalten, die nur den Kunſtkenner, den Gebildeten feſſeln, was auf der Straße iſt, ſollte Alles volksthümlich ſein, daß ſich die Maſſe an dieſen ihr verſtändlichen Ideen bilde und erhebe.

Nachdem ich das Muſeum mir angeſehen hatte, fuhr ich nach Hauſe, woſelbſt ich eine Einladung zu einer Soirée vorfand, die ich auch beſuchte, und wo ich einen Mann kennen lernte, der mich mit Dingen vertraut machte, die bisher ganz außer meiner Ahnung lagen.

Davon ſpäter.

Hundertfünftes Kapitel.

Berliner Theater.

Die Philoſophie des Theaters. — Pietiſten-Unſinn. — Die ſchlimme Nachbarſchaft. — Ein Paar Verſe. — Mein Auftreten im Schauſpielhauſe.

Einer der ſchönſten Plätze in Berlin iſt der Gensd'armenmarkt, ein etwas ſonderbarer Name für einen Platz, welcher als hauptſächlichſte Zierde zwei Kirchen hat, die ſich in ihrer ſchönen gefälligen Bauart wie ein Paar Geſchwiſter, denn ſie ſind ganz gleich gebaut, in der Mitte des ſehr großen Markts erheben. Zwiſchen dieſen beiden Kirchen ſteht das Schauſpielhaus. Friedrich der Große, der Philoſoph, der Freigeiſt, ließ die Kirchen und das Theater bauen, doch ſoll es damals an einer energiſchen Proteſtation der proteſtantiſchen Geiſtlichen nicht gefehlt haben, welche dieſe Nachbarſchaft der Weltluſt, wie ſie das Theater nannten, und der Kirche ſcharf getadelt haben. Ein endloſer Streit über die Sündhaftigkeit des Theaters erhob ſich unter den frommen proteſtantiſchen Geiſtlichen, welche es wahrſcheinlich mit ungünſtigen Augen anſahen, daß man anfing kleine Kirchen und große Schauſpielhäuſer zu bauen.

In dieſer Beziehung war die proteſtantiſche Geiſtlichkeit nicht um ein Haar duldſamer als die katholiſche, welcher man allein die Unduldſamkeit in die Schuhe ſchieben möchte.

Wenn wir uns einen richtigen Begriff der geſteigerten Cultur und Civiliſation machen wollen, ſo genügt es, das Bühnenweſen von ſeinem Entſtehen bis heute zu verfolgen. Die Bühne iſt der beſte Gradmeſſer des Geſchmacks, und der Geſchmack iſt je geläuterter, je gebildeter, je geſitteter ein Volk iſt. Schon deshalb iſt es von hohem Intereſſe, die Bühne in ihren Fortſchritten zu verfolgen. Es gewährt dieſes Thema aber auch außerdem ein topographiſches Intereſſe, denn es iſt wohl natürlich, daß der allmählige Aufſchwung der Kunſt auch äußerlich ſichtbar iſt, d. h. die Metamorphoſe ſich auch auf die Oertlichkeit erſtreckt. In der That waren es nicht immer ſo vornehme palaſtähnliche Gebäude, in welchen der Thalia gehuldigt worden iſt. Ein Zeitalter, das Kirchen baute, die himmelan ſtrebten, und groß genug waren, ganze Gemeinden zu umfaſſen, ein Zeitalter, das ſeine Bauten an Felſen hing, mit einem Wort ein Zeitalter, deſſen Poeſie ehern und ſteinern, das eben noch ſelbſt die Leidenſchaft voll dramatiſcher Verwicklungen war, welche die Kirche nur allein zu zähmen und zu löſen vermochte, ein ſolches Zeitalter war nicht geſchaffen erſt Bretter aufzuſchlagen, die die Welt bedeuten ſollten. Und die Kirche, welcher der Menſch gehörte, geſtattete zwar im Gefühle ihrer Allmacht neben ſich eine Kunſt, die ihr gefährlich werden konnte, aber ſie verſtand es, ſich dieſe Kunſt dienſtbar zu machen, wie ſie die Bildhauerei und Malerei ſich dienſtbar gemacht hatte. Aber freilich durfte ſich die erſtere nicht wie die beiden letztern aus ihren Windeln erheben und jenen erhabenen Standpunkt einnehmen, der noch heute die gebildete Welt dem Katholizismus verpflichtet. Durften die Bildnerei

in Stein und auf Leinewand die Kirche verherrlichen, so gestattete man der Schauspielkunst nur den Hanswurst der Kirche, ihren Hofnarren zu machen, welcher ungestraft seiner Heiligkeit und dem Herr Gotte selbst eine Fratze machen und das Alles travestiren durfte, was jene beiden ersten Künste mit dem Heiligenschein umgaben. Die Kirche wußte wohl was sie that und duldete. Sie war consequent, wie niemals eine Gewalt war, vielleicht niemals wieder sein kann. Sie wollte ihren großen riesigen Ideen, die wohl für sie, aber nicht für alles Volk geschaffen, eine Parodie entgegensetzen, damit der Stolz und Hochmuth dieser ihrer Ideen, welche über ihre eigene Welt hinauszugehen drohten, nicht Gemeingut des Volkes, nicht Eigenthum der Laien werden sollte, denn erstere sollte nur Werkzeug bleiben, nicht Mitschöpfer, nicht Mitdenker, nicht Mitgenosse werden. So ist die Schauspielkunst in der Zeit des allmächtigen Katholicismus nur Farce der Kirche geblieben, also religiöse Farce, welche die Legenden zwar profaniren durfte, aber nur innerhalb der Kirche unter den Augen der Geistlichkeit, welche ihr das Profanirende gewissermaßen wieder nahm.

Anders verhält es sich mit dem Protestantismus. Die protestantische Kirche, deren Princip nicht mehr die Herrschaft über die Menschen, Hierarchie, sondern Veredlung und somit Herrschaft des Menschen durch sich selbst, also Autokratie ist, verpönte die Travestie des Göttlichen*) innerhalb der Kirche. Wie die Bilderheiligung als einen wirklichen

*) Die Welt wird vermöge des fortschreitenden Protestantismus noch eine Stellung einnehmen, in welcher manches, was sich heute den Schein der Majestät vindicirt, nur als Travestie des wahrhaft Göttlichen sich bewähren wird.

Götzendienſt, ſo ſchaffte ſie auch die Farce als eine Blasphemie ab. Der Proteſtantismus wurde orthodoxer als der Katholicismus. Aber es fiel nicht allein die Farce der Kirche, der Proteſtantismus löſchte auch für eine Weile die künſtleriſche Glut der Völker aus, und das Leben der Menſchheit, wenn auch innerlich an ſeiner Umgeſtaltung arbeitend, zeigte ſich äußerlich verſunken, gehaltlos, ſtofflos für neue Ideen und erhabene Künſte, das Menſchengeſchlecht war ermattet durch die Kriege und Kämpfe, welche in Folge des Proteſtantismus hereingebrochen waren. Es war demnach kein Wunder, daß dieſe Zeit, wie viele Keime des Großen auch in ſich tragend, arm war an erhabenen Erzeugniſſen, und daß die Poeſie und die Künſte, welche ſich jetzt aufthaten, an den Gebrechen ihrer Zeit kränkelten. So war es auch mit dem Schauſpiel. Aus der Kirche trat letzteres in die Bretterbude, aber es nahm faſt ausſchließlich die heiligen Stoffe aus ihr mit hinüber. Sie wurden zwar nicht mehr traveſtirt, ſondern ernſthaft, aber auf eine Weiſe vorgeſtellt, die noch weit ſchlimmer war als die Traveſtie. Aber der menſchliche Geiſt drängt unaufhaltſam vorwärts und ſucht ſich die Bahn, auf welcher er ſeinen göttlichen Urſprung bewähren kann, nicht, indem er vor dem Schöpfer das Haupt ſenkt, ſondern nach den Strahlen ſeiner Majeſtät greift, um die Berechtigung ſeines Ebenbildes darzuthun. So verſunken das Menſchengeſchlecht damals auch war, es ſuchte nicht deſtoweniger nach geiſtiger Speiſe, und ſo roh die dramatiſche Kunſt in Bezug auf Darſtellung und Inhalt auch war, ſie wurde nicht deſtoweniger vom Volke inbrünſtig an die Bruſt gedrückt, gehegt und gepflegt.

Gegen dieſe Richtung nun proteſtirte die Geiſtlichkeit heftig. Statt zunächſt auf die Verſittlichung des Schauſpiels einzuwirken, verwarf ſie dieſes überhaupt. Sie wollte, daß der

Protestantismus, als ein Katholicismus, ohne seine alte Erhabenheit, ohne seine Großartigkeit, ohne seine Künste dennoch eben so allein und ausschließlich die Menschen beherrschen sollte. Sie wollte keine Kunst neben sich dulden, die das Volk gewinnen mußte. Sie wollte dieses um die Kanzel bannen, und als das nicht gelingen wollte, schleuderte sie ihr Anathema der Bühne entgegen.

Die Zeit oder der Zeitgeist ließ sich aber durch diesen Bannstrahl in Verfolgung seiner Richtung nicht stören, und nach vielfältigen Verirrungen und Geschmacklosigkeiten*) gewann die Bühne endlich, gerade mit der Entstehung großarti-

*) Ich erinnere mich eines alten Stückes, welches „Alceste“ heißt, und in welchem die züchtigste Stelle also lautet:

Es ist das beste Thun der Welt
Das zuckersüße Freien,
Wer Hochzeit macht und Kindtauf' hält,
Dem wird es nicht gereuen.
Es schmeckt als lauter Marzipan,
Wenn man selbander schlafen kann.

Es ist so süß als Mandelmus
Und Nürenberger Kuchen,
Wenn man nicht mehr um einen Kuß,
Viel Stunden darf ersuchen.
Ich halt, es thut doch trefflich sacht,
Wenn man sich so gemeine macht.

Man kann sich nun einen Begriff machen, wie die andern Stellen sind. Und dieses Stück wurde in der That sehr oft mit Beifall vor einem großen Publikum, welches, so wie heut zu Tage, aus Matronen, jungen Mädchen, Männern und Kindern bestand, aufgeführt.

ger Gebäude, denen ſich nun auch ein veredelter Inhalt zufügte, die Stellung, welche ſie heute einnimmt, und welche der große deutſche Dichter Schiller mit wenigen Worten ſo erhaben geſchildert hat, das Theater bedeutet die Welt, es iſt der Spiegel des Menſchenlebens, die Moral der Geſellſchaft.

Ich habe geglaubt, daß ſich endlich nach ſo vielen Jahren die Berliner Geiſtlichkeit über die unheilige Nachbarſchaft der Kirchen und des Theaters hinweg geſetzt hat, aber zu meinem Erſtaunen hörte ich ſehr bald, daß es in Berlin eine Partei gebe, welche noch damals, alſo im Jahre 1843, das Theater überhaupt als etwas Sündhaftes betrachte, vor dem ſich jeder gute Chriſt wie vor dem Böſen zu hüten habe, und ich lernte ſogar eine alte Dame kennen, welche allerdings zu den ſogenannten Pietiſten gehörte, die ſich jedesmal feierlich dreimal bekreuzte, wenn ſie an einem Theater vorüberkam.

Das war doch in der That mehr als ruſſiſch und ſpaniſch, und das war in Berlin Anno 1843.

Natürlich ſpotten und lachen die Berliner im Allgemeinen darüber, aber es war mir auffallend, daß das Luſtſpiel, welches namentlich in dem einzigen großen Privattheater, dem Königsſtädtiſchen, ſeinen Sitz hatte, ſich eines ſolchen reichen und glücklichen Stoffes zur Perſiflirung einer ſo craſſen Verirrung nicht bemächtigte.

Das ſchöne Opernhaus, welches ebenfalls Friedrich der Große erbaut hat, wurde gerade einige Tage vor meinem Engagement ein Raub der Flammen. Die Oper und das Ballet wurde daher nach dem Schauſpielhauſe verlegt, und hier war es, wo ich als ſpaniſche Tänzerin zum erſten Male öffentlich vor dem Berliner Publikum auftrat, nicht ohne harten Kampf und nach Beſeitigung großer Hinderniſſe, welche mir in den Weg traten.

Ich war nicht glücklich in meinen Erfolgen, und was Coulissen-Intriguen anbetrifft, könnte ich von Berlin hübsche Dinge erzählen.

Hier wie anderswo erwarb ich mir viele aufrichtige Freunde und eben so viele Feinde, ich besiegte mit den erstern die letztern, und ich darf es sagen:

Ich habe in Berlin nicht weniger Triumphe gefeiert, als in Paris und Petersburg.

Hundertsechstes Kapitel.

Eine Berliner Zeitung.

Das Ehegesetz und der Ehebruch. — Die Berliner Wochenmärkte. — Das geheimnißvolle Dekret. — Die Pferdebändiger und ihre Symbolik.

Ich hatte eine Empfehlung von hoher Hand an den Intendanten der Berliner Theater. Der Herr Intendant nahm mich sehr freundlich auf, unterhielt sich lange mit mir, und war so freundlich, mir einen Besuch abzustatten. Ich tanzte vor ihm, und der Herr Intendant erklärte mir, daß die spanischen Tänze das Berliner Publikum, wie er es kenne, nicht besonders einnehmen würden.

Ich versetzte ihm, daß ich mich gleichwohl des Beifalls der Pariser, Petersburger und der kühlen Engländer zu erfreuen gehabt, und daß ich nicht glauben könne, daß die Berliner andere Anforderungen an die Kunst machen würden.

Indeß schien man doch nicht sehr bereitwillig, mir ein Debüt zu gestatten, endlich gelang es meinen Gönnern, deren ich, wie gesagt, mehrere schon sehr bedeutende in Berlin gefunden hatte, mir Bahn zu brechen, welches um so schwieriger war, da ich Bedingungen stellte, welche man für zu hochgeschraubt erklärte, von denen ich aber nicht abgehen wollte.

Da man diese Bedingungen aber dennoch annahm, so bildeten sich zwei Parteien, von denen die eine auf meinen erfochtenen Sieg sehr ärgerlich, die andere sehr erfreut war.

So oft ich im Königlichen Schauspielhause auftrat, zischten die Einen, während die Andern da capo riefen, welcher Widerspruch mehrere Male fast bis zu einem Theatercrawalle ausartete.

Ich habe nirgends gegen so kleine Intriguen anzukämpfen gehabt, wie in Berlin, dem Sitze deutscher Intelligenz und Bildung.

Ich war nicht so glücklich, die Gunst der Berliner Journalisten zu gewinnen, welche auf die Gunst, die ich bei höherstehenden Personen genoß, eifersüchtig waren und durch Ignoriren an mir Rache ausübten.

Die Vossische Zeitung, eines der vielverbreitetsten Blätter in Berlin und Preußen, welche der Tagelöhner ebensowohl wie der höchste Beamte mit Aufmerksamkeit liest, brachte lange Berichte über jede Erscheinung im Gebiete der Kunst, trotz aller Redseligkeit aber konnte sich dieses Blatt nicht entschließen, über meine Leistungen mehr zu sagen, als:

Heute hat Donna Lola Montez die „Baleros de Cadix" getanzt.

Waren die Herren Rezensenten bei sehr guter Laune, so setzten sie hinzu:

Die Berliner sind für die spanischen Nationaltänze nich sehr eingenommen.

Man hatte mir aber gesagt, daß die guten Berliner immer diejenige Meinung haben, welche die Vossische Zeitung ausspreche.

Die französischen Rezensenten haben sich in der That

gegen mich stets nobler, unparteiischer und liebenswürdiger benommen.

Da ich gerade von der Vossischen Zeitung spreche, so will ich bemerken, daß dieses Blatt eines der merkwürdigsten ist, welches ich je kennen gelernt habe.

Man braucht nur dieses Blatt zu lesen, um den Berliner, den Preußen, ja den Deutschen und die Zustände dieses Landes der Widersprüche kennen zu lernen.

Die Vossische Zeitung erschien mir als das einzige Organ, vermittelst dessen die Bürger mit ihrer Obrigkeit sprachen und der Regierung Wünsche zu erkennen gaben.

Wie weit übrigens dieses Land, dessen Bildung so sehr gerühmt wird, noch zurück ist, beweisen folgende Thatsachen, welche man fast für Anekdoten halten wird, ich kann aber versichern, daß sie wahr sind, und daß ich sie nicht nur meinem Gedächtnisse eingeprägt, sondern auch in meine Notizensammlung eingetragen habe.

Man berieth ein neues Ehegesetz, welches über den Ehebruch verschärfte Bestimmungen bringen sollte, und nach einer sehr langen Berathung, an welcher die bedeutendsten und einflußreichsten Männer des Landes Theil nahmen, stellte man in allem Ernste das Prinzip auf:

daß der Ehebruch bei den Frauen strafwürdiger als bei den Männern sei.

Ist es nicht gerade so, als sagten die reichen Leute zu den ärmeren:

Wir dürfen stehlen, Ihr aber nicht?!

Ich glaube wohl, daß ein solches Gesetz für die männlichen Gesetzgeber sehr bequem sein mag, aber der Nerv aller Moral, glaube ich, beruht auf dem kleinen Spruche, welchen jedes Kind lernt:

Was Du nicht willſt, daß man Dir thu', das füg' auch keinem Andern zu.

Die Frauen ſind nicht um ein Jota ſtrafwürdiger, als Sie, meine Herren Geſetzgeber. Sie haben nicht das Recht, die Moral zu verkehren. Die Frauen ſind eben ſowohl ſchwache Geſchöpfe, wie Sie, warum ſollen Sie demungeachtet einen größern Heldenmuth und mehr Enthaltſamkeit beſitzen? Ich kenne kein Geſetz, welches es von Rechtswegen ausſpricht:

Wenn der Mann ein Verbrechen begeht, ſo iſt er weniger ſtrafwürdig, als ein Weib, welches ſich deſſelben Verbrechens ſchuldig macht.*)

---

*) Der heilige Auguſtinus war viel gerechter, als unſere heutigen Geſetzgeber, denn er ſagt, daß der ehebrecheriſche Mann eben ſo ſtrafbar iſt, als die Frau.

Der Herr von Brantoma ſagt in Bezug auf dieſes Kapitel, d. h. über die Strafwürdigkeit der Frauen, die ſich den Ehebruch zu Schulden kommen ließen: Ich habe geſehen, daß vornehme Perſonen unſere früheren Könige, wie Ludwig Hütin und Carl den Schönen, ſehr getadelt haben, weil ſie ihre Gemahlinnen, Margarethe, Tochter Roberts, Herzogs von Burgund, wegen Ehebruchs grauſamer Weiſe zwiſchen vier Mauern im Schloſſe Gaillard umkommen ließen, und das Nämliche that der Graf von Foie mit Johanna von Artois. Dieſe Frauen hatten aber nicht ſo viel Unrecht und Verbrechen begangen, als ihre Männer, die Letzteren waren aber ihrer überdrüſſig, und beſchuldigten ſie des Böſen, um dann Andere heirathen zu können.

Daß es König Heinrich von England mit der unglücklichen und ſchönen Anna von Bolen eben ſo machte, iſt bekannt. Ein Gleiches that Balduin, zweiter König von Jeruſalem, welcher ſeine Gemahlin des Ehebruchs bezüchtigte und ſie verſtieß, um ſich mit einer Tochter des Herzogs von Malitina zu vermählen, weil dieſe eine ſehr reiche Mitgift beſaß, deren er nothwendig bedurfte. So ſteht es in der Ge-

Ob die armen deutſchen Frauen gegen eine ſolche unbillige Geſetzgebung Oppoſition gemacht, weiß ich nicht, daß ſie aber die Ungerechtigkeit der Männer einſehen, und auch endlich einmal an ihre Emancipation zu denken beginnen, das erkannte ich bei mehreren Veranlaſſungen.

So beklagte ſich in derſelben Voſſiſchen Zeitung eine Frau über den Schmutz auf den Märkten, auf welchen jede Berliner Hausfrau ihren Wirthſchaftsbedarf für die Küche einkauft. Sie ſagt, wenn die Männer nur ein einzig Mal ſtatt unſerer bei ſchlechtem Wetter einkaufen müßten, ſie würden bald alle mögliche Anſtrengungen machen, verdeckte Marktplätze zu erhalten, aber uns arme Frauen geben ſie dem Schmutz und Unwetter Preis. Die Märkte ſind unſere Börſe, und der Einkauf für die Küche, welche doch ſo viele Männer zu Tyrannen macht, iſt nicht minder wichtig als der Cours der Staatspapiere und die Geſchäfte mit Kaffee und Zucker en gros.

Das ſollten die Männer bedenken.

Wie ſehr man in Deutſchland in der Regel alles Fremde

ſchichte des heiligen Landes. Es ſteht ſolchen Männern ſchlecht an, das göttliche Geſetz zu verbeſſern, um ein neues zu machen. Denn ſagte nicht Chriſtus, als man die arme Frau zu ihm brachte, die des Ehebruchs angeklagt wurde: „Welcher unter Euch rein und ohne Sünde iſt, der hebe den erſten Stein auf und werfe auf ſie. Iſt hierin nicht deutlich ausgeſprochen, daß es Unrecht iſt, die Frauen ihrer Vergehungen wegen ſtrenger als die Männer zu beſtrafen, und daß die Sünde des Ehebruchs bei beiden Geſchlechtern gleich groß und eben deshalb bei beiden gleich ſtrafwürdig iſt? — Geſetze, welche dem entgegen Beſtimmungen machen, verlaſſen den Boden des göttlichen Rechtes, indem ſie die Sünden der Männer milder behandeln, als die der Frauen.

vorzieht, welches sich sogar auf die Gerichtssprache erstreckt, davon kann folgendes Geschichtchen, welches ich ebenfalls in der Vossischen Zeitung gelesen zu haben mich erinnere, Zeugniß geben:

Ich erhielt, so erzählt irgend ein Ungenannter, vor einigen Tagen ein Dekret, welches weiter nichts als folgende Worte enthielt:

Mand. sol. pro. pet.

Ich zerbrach mir nun den Kopf, diese geheimnißvollen Worte zu enträthseln, aber weder mein großer Vorrath der deutschen, noch mein freilich etwas kleinerer der lateinischen Sprache konnte mir zu irgend einem Resultate verhelfen. Ich ging also nach dem Stadtgerichte und übergab den dasigen Beamten mein geheimnißvolles Blatt, aber trotz der überaus großen Geduldprobe, welcher ich mich unterwerfen mußte, erhielt ich nirgends eine Antwort, bis ich endlich einen Herrn fand, welcher herablassend genug war, mir das Papier aus den Händen zu nehmen und es eines Blickes zu würdigen. Aber ich vernahm hierüber leider nichts Anderes, als ein leises, unverständliches Brummen, welches, wenn ich nicht irre, **per pestilenz** heißen sollte. Ich erhielt hierauf mein Papier mit folgenden Worten zurück: „Ich kenne ja Ihre Sache nicht.“ Nun schickte ich das Blatt dahin zurück, woher ich es erhalten hatte, und bat um Verdeutschung des Dekrets, worauf ich denn ein anderes Blatt erhielt, welches folgenden Inhalt hatte:

Das beantragte Zahlungsmandat ist an den Verklagten erlassen.

Sehr komisch kam mir auch der Streit vor, welcher sich unter den Bürgern über den passendsten Aufstellungsplatz zweier Pferdebändigergruppen entspann, die damals der Kaiser von Rußland dem Könige von Preußen zum Geschenke machte.

Der Witz der Berliner machte sich ebenfalls bald über diesen Gegenstand lustig. Ich weiß nicht, welchen Platz sie erhalten haben, ich sah dieselben im Gießhause, und hörte eine Stimme flüsternd zu einer Dame sagen:

Das ist eine symbolische Darstellung der Art und Weise, wie man das unruhig vorwärts drängende Volk bändigen und zügeln müsse.

Während das Volk alle Tageserscheinungen mit scharfem Witze angreift und mit einem regen Interesse verfolgt, kommen ihm doch auch zuweilen Dinge vor, die über seinen Horizont gehen und bei denen ihm der Verstand völlig davon läuft. Man macht dabei die Erfahrung, daß das spöttelnde, freigeistige Berlin denn doch noch einfältig genug ist, sich allerlei Mährchen einreden zu lassen und sich selbst einzureden. Zu der Zeit, da ich in Berlin anwesend war, wurde noch viel von einer Gräfin gesprochen, welche sich in Berlin und Potsdam habe sehen lassen, und zwar nicht mit einem schönen, holden Engelsgesicht, um, gleich einer Syrene, die jungen, hübschen Männer anzulocken, sondern mit einem entsetzlichen Todtenkopfe. Es wurden über dieses Phänomen sogar Brochüren geschrieben, und die vermeintliche Gräfin mit dem Todtenkopfe bildlich dargestellt. Ja, es sollen auch einige Aufläufe in Berlin sowohl als in Potsdam vor den Hotels entstanden sein, in welchen die entsetzliche Gräfin wohnen sollte.

Daß an der Geschichte nichts war, kann man sich leicht denken, aber das Volk glaubte nichtsdestoweniger steif und fest, daß ein menschliches Wesen mit einem Todtenkopfe existiren könne *).

*) Bekanntlich lag diesem Glauben allerdings etwas Wahres zum Grunde. Man weiß, daß der leider für die Menschheit viel zu früh

Trotz Allem dem aber wage ich es, dreist zu behaupten, daß Berlin die aufgeklärteste Stadt in der Welt ist. Der Katholizismus, dem immer doch noch etwas von dem anklebt, was ihm die Hierarchie im Interesse geistiger Abhängigkeit vom Priesterstande unter allen Umständen aufgedrückt hat, ist hier völlig beseitigt. Deshalb erscheint die Stadt auch ohne alle Gemüthlichkeit, ohne alles poetische Leben, ohne alle die liebenswürdigen Schwächen, welche ein gläubiges Volk verräth. Aber der Berliner, der gemeinste Mann, der gewöhnlichste Bürger, der Eckensteher sowohl wie der Beamte, verbindet mit einem unverwüstlichen Humor, der an Satyre streift, einen gesunden Menschenverstand, der ihn nicht leicht zum Spielballe des Aberglaubens und der Verfinsterung werden läßt.

Es sind in Berlin viele pietistischen Bestrebungen aufgetaucht, welche dahin zielten, den ungläubigen Berliner wieder für den Himmel zu gewinnen.

So achtungswerth die Religion ist, welche dem Menschen stets die letzte ausdauerndste Freundin ist, welche ihm Trösterin

---

verstorbene Dieffenbach die Gräfin behandelte und auch glücklich herstellte. Die Beschreibung, welche Dieffenbach in der von ihm redigirten ärztlichen Zeitschrift macht, kommt allerdings einem Todtenkopf ähnlichen Aussehen sehr nahe. Man konnte das Gesicht der Unglücklichen mit Recht einen Todtenkopf nennen. Dieffenbach selbst entsetzte sich im ersten Moment vor dieser Erscheinung und er verzweifelte hier an seiner Kunst. Jedoch verfolgte dies unglückliche junge Mädchen den berühmten Arzt, von dem sie allein noch Hülfe hoffen konnte, so lange, bis er, von dieser Beharrlichkeit überwunden, Muth faßte und sich an die Operation machte, die ihm denn auch über die Erwartung geglückt ist. Die junge Gräfin soll darnach ein ganz hübsches Aussehen erhalten haben.

bleibt, wenn alle Hoffnung ſchwindet, ſo wird ſie doch ſchwerlich durch die Pietiſten, ſo nennt man die frommen oder vielmehr frömmelnden Leute, dem Berliner beigebracht werden. Berlin müßte ganz auf den Kopf geſtellt werden, es müßte durchaus katholiſch werden, d. h. es müßte ſeine Geſchichte verleugnen, wenn es in religiöſer Beziehung anders werden ſollte. Dieſen Eindruck macht die Reſidenz beim erſten Erblikken, es bedarf zu dieſer Bemerkung gar keines Studiums. Der zerſetzende, ungläubige, kritikluſtige, profane Charakter der Stadt liegt oben auf, und ſo manche Thorheit die Stadt auch begeht, welche beweiſt, daß ſich auch der Berliner zuweilen enthuſiasmiren kann, ſo hat ſie doch wiederum Humor und Verſtand genug, um hinterher über ſich ſelbſt zu ſpotten und zu lachen.

Das beweiſt allemal einen guten Magen.

Bei einer ſolchen Erſcheinung, die ſich doch dem Fremden ſo leicht und ſo bald aufdrängt, läßt ſich darum kaum die Blindheit der Leute begreifen, welche ſich alle mögliche Mühe geben, aus Berlin eine Nonne oder einen Mönch zu machen. Dieſe Leute machen ſich in der That lächerlich. Ich ſelbſt bin in eine Geſellſchaft gerathen, oder vielmehr hineingezogen worden, welche auf der einen Seite mich bekehren, auf der andern ſich meiner zu Zwecken bedienen wollte, die weder meiner Neigung, noch meiner Geſinnung zuſagten.

Ich werde dieſe Dinge enthüllen und der Welt zeigen, wie oft Niederträchtigkeit und Frömmelei Hand in Hand gehen. Nur die wahre Religion, der aufgeklärte und humane Glauben, das Vertrauen auf die göttliche Allmacht und ihr erhabenes Ziel der Weltbeglückung kann tugendhafte Menſchen machen.

Der Pietismus macht Sünder und Heuchler.

Er zerstört die Moral.

Es ist wohl möglich, daß Berlin pietistisch wird, wenn es sein Vortheil erheischt, aber diese Stadt wird niemals wahrhaft orthodox werden.

Ich glaube nicht, daß ich mich täusche. Berlin hat vor andern deutschen, oder vielmehr vor allen deutschen Städten zu viel voraus, es ist von ihnen zu wesentlich unterschieden, um hier nicht unbefangenen Blickes sehen zu müssen.

Berlin ist für Deutschlands religiöse Zukunft entscheidend, es mag wollen oder nicht.

Hundertſiebentes Kapitel.

Ein junger Lieutenant.

Unter den Linden. — Der ruſſiſche Kaiſer im Geſandſchaftshotel. — Ueberraſchung eines Diplomaten. — Das Wettrennen. — In der Nacht.

Eine der ſchönſten Straßen, nicht nur in Berlin, ſondern in ganz Europa, iſt die große und breite Straße, welche man „Unter den Linden" nennt. Hier ſieht man die eleganteſten Läden, hier die jungen und alten Elegants der Stadt, hier die vielen nobeln Fremden, welche Berlin beſuchen, hier begegnet man den glänzenden Equipagen des Hofes, des Adels und der vornehmen Bürger, hier ſieht man die prachtvollſten Damen-Toiletten, in denen die kaltſtolzen vornehmen Berlinerinnen einherrauſchen, hier endlich ſieht man am Tage und des Abends die galanten Mädchen, welche nach einheimiſchen und fremden reichen Männern ihre Angeln auswerfen und die vornehmen Hotels beutegierig und eroberungsſüchtig umſchwirren.

Auch befindet ſich hier das großartige Hotel der ruſſiſchen Geſandtſchaft, in welchem es damals beſonders ſehr lebendig war, denn der Kaiſer aller Reußen war am Berliner Hofe gerade zu einem Beſuche anweſend.

Der Kaiser liebt es, zu überraschen, und man erzählt, daß er in Berlin in seinem Gesandschaftshotel zur Nachtzeit eingetroffen sei, ohne daß man hier von seiner Ankunft eine Ahnung hatte. Der Gesandte lag im tiefsten Schlaf und sein Kammerdiener näherte sich seinem Bette und sagte mit zitternder, bewegter Stimme: Herr Graf, der Kaiser!

Der Diplomat öffnete schlaftrunken die Augen und glaubte im ersten Augenblick nicht an die Wahrheit der Nachricht, dann, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er nicht träumte, sprang er mit keinem Satz in die Mitte des Zimmers und suchte seine Beinkleider, ohne sie im Momente der Ueberraschung finden zu können. So fand ihn der Kaiser, welcher jetzt zu ihm eintrat, im Nachtkleide. Bestürzt und verdutzt vermochte der überraschte Gesandte kein Wort hervorzubringen, er zitterte und stotterte, ohne die Fassung gewinnen zu können.

Verzeihen Sie, mein lieber Meyendorff, sagte der Kaiser lächelnd, indem er dem armen Diplomaten, welcher sich nicht auf den Beinen halten konnte, seinen Arm zur Unterstützung reichte, verzeihen Sie, daß ich Sie schon so früh bei Ihren diplomatischen Geschäften störe.

Nach der Straße „Unter den Linden" ist die schönste und größte Berlins die Friedrichsstraße, welche sehr viel Aehnlichkeit mit der Newskiperspektive in Petersburg hat. Die Straße ist zu jeder Tageszeit ungemein belebt, aber niemals war hier wohl mehr Menschengewirr, als an den Tagen, an welchen das Wettrennen bei der sogenannten Hasenhaide stattfand.

In Begleitung meines Freundes v. K... und eines andern jungen, sehr gelehrten Herrn ritt ich nach dieser Haide, um dem Wettrennen zuzuschauen. Unser gelehrter Freund unterhielt uns, da wir sehr frühzeitig ankamen, mit einer sehr angenehmen Geschichte, von einem arabischen Wettrennen.

welches einen funfzigjährigen Krieg veranlaßte, die ich hier wiedererzählen will.

Ich dachte damals nicht daran, daß dieser für mich so angenehme und frohe Tag mit einer sehr unangenehmen Nacht schließen würde.

Das Wettrennen ist etwa keine moderne Sitte, hub unser gelehrter Freund an, schon die Griechen und Römer hatten ähnliche Wettkämpfe, aber vor Allem die Araber, welche die Pferdezucht zur Nationalsache gemacht hatten. Dem ist es namentlich beizumessen, daß das arabische Roß zum edelsten seines Geschlechts erhoben wurde.

Einst gab der arabische Fürst und Häuptling Karwasch ein großes Fest, bei welchem der Vetter des Königs Kais zugegen war. Als sie gegessen hatten und die Weinpokale im Kreise umhergingen, kam die Unterhaltung auf die berühmtesten Häuptlinge damaliger Zeit und ihre Rosse. O, meine Freunde, rief Karwasch, niemals gab es ein schöneres Pferd, als Dahis, das feurige Roß meines Vetters Kais. Mit ihm kann keines um den Vorzug streiten, denn es reißt Jeden zur Bewunderung hin, der es sieht. Dieses in sehr feurigen Worten ausgesprochene Lob machte die Häuptlinge aus dem Stamme Fazarah und Giad eifersüchtig, und Haml sagte zu Hudaifah: Hörst Du, mein Bruder, dieses alberne Zeug, Alles, was der Karwasch von Dais da gesprochen hat, ist unwahr, denn jetzt giebt es keine schönern Pferde, als die meinigen und die deinigen.

Nun ließen diese beiden Häuptlinge ihre Pferde vorführen, und man überbot sich wechselweise in Lobeserhebungen ihrer guten Eigenschaften, bis sie endlich eine Wette von 20 Kameelen, welche der besiegte Theil bezahlen sollte, festsetzten und die Zeit des Wettrennens bestimmten.

Nachdem sie nun den Tag schmausend verlebt hatten, begaben sie sich zur Ruhe, und am andern Morgen ritt Karwasch zu Kais, vom Stamme Abs, und erzählte ihm von der Wette. Du hast Unrecht gethan, o Karwasch, versetzte Kais, Du hättest mit der ganzen Welt wetten mögen, nur nicht mit Kaifah, denn er ist voll List und Trug und ein sehr schlimmer Bursche, doch da Du einmal die Wette für mich eingegangen, muß ich sie annehmen.

Kais bestieg, sobald ihn sein Vetter verlassen hatte, sein Pferd, und begab sich zum Stamme Fazarah. Ich bin gekommen, sagte Kais, um den Vertrag der Wette aufzulösen, den Du mit meinem Vetter Karwasch abgeschlossen. Ich bitte Dich, den Vertrag zu vernichten, denn er ist beim Weine gemacht worden und deshalb null und nichtig. Glaubst Du? höhnte Hudaifar; ich gebe die Wette nicht auf, es sei denn, daß Du mir die Kameele bezahltest. Indeß, wenn Du mich bittest, will ich sie Dir aus Großmuth erlassen.

Kais gerieth über diesen Hohn in Zorn und sagte: Um wie viel wurde gewettet? Um zwanzig Kameele. Diese Wette stoße ich um, rief Kais, und stelle eine andere. Dreißig Kameele! Vierzig! sagte Hudaifah. Funfzig! rief Kais. Sechszig! sagte Hudaifah. So überboten sie sich gegenseitig bis hundert. Sie legten den Vertrag in Gegenwart einer großen Menschenmenge in die Hände eines alten Arabers und trafen die nähern Bestimmungen, die Länge der Rennbahn, den Ort u. s. w.

Brüder! rief ein alter Araber aus dem Stamme Fazarah, Ihr sollt sehen, aus dieser Wette entsteht Unheil und ein ewiger Krieg. An Hudaifah selbst richtete man den Wunsch daß er den Streit, edelmüthig wie Kais, aufgeben sollte, jedoch vergebens.

welches einen funfzigjährigen Krieg veranlaßte, die ich hier wiedererzählen will.

Ich dachte damals nicht daran, daß dieser für mich so angenehme und frohe Tag mit einer sehr unangenehmen Nacht schließen würde.

Das Wettrennen ist etwa keine moderne Sitte, hub unser gelehrter Freund an, schon die Griechen und Römer hatten ähnliche Wettkämpfe, aber vor Allem die Araber, welche die Pferdezucht zur Nationalsache gemacht hatten. Dem ist es namentlich beizumessen, daß das arabische Roß zum edelsten seines Geschlechts erhoben wurde.

Einst gab der arabische Fürst und Häuptling Karwasch ein großes Fest, bei welchem der Vetter des Königs Kais zugegen war. Als sie gegessen hatten und die Weinpokale im Kreise umhergingen, kam die Unterhaltung auf die berühmtesten Häuptlinge damaliger Zeit und ihre Rosse. O, meine Freunde, rief Karwasch, niemals gab es ein schöneres Pferd, als Dahis, das feurige Roß meines Vetters Kais. Mit ihm kann keines um den Vorzug streiten, denn es reißt Jeden zur Bewunderung hin, der es sieht. Dieses in sehr feurigen Worten ausgesprochene Lob machte die Häuptlinge aus dem Stamme Fazarah und Giad eifersüchtig, und Haml sagte zu Hudaifah: Hörst Du, mein Bruder, dieses alberne Zeug, Alles, was der Karwasch von Dais da gesprochen hat, ist unwahr, denn jetzt giebt es keine schönern Pferde, als die meinigen und die deinigen.

Nun ließen diese beiden Häuptlinge ihre Pferde vorführen, und man überbot sich wechselweise in Lobeserhebungen ihrer guten Eigenschaften, bis sie endlich eine Wette von 20 Kameelen, welche der besiegte Theil bezahlen sollte, festsetzten und die Zeit des Wettrennens bestimmten.

Nachdem ſie nun den Tag ſchmauſend verlebt hatten, begaben ſie ſich zur Ruhe, und am andern Morgen ritt Karwaſch zu Kais, vom Stamme Abs, und erzählte ihm von der Wette. Du haſt Unrecht gethan, o Karwaſch, verſetzte Kais, Du hätteſt mit der ganzen Welt wetten mögen, nur nicht mit Kaifah, denn er iſt voll Liſt und Trug und ein ſehr ſchlimmer Burſche, doch da Du einmal die Wette für mich eingegangen, muß ich ſie annehmen.

Kais beſtieg, ſobald ihn ſein Vetter verlaſſen hatte, ſein Pferd, und begab ſich zum Stamme Fazarah. Ich bin gekommen, ſagte Kais, um den Vertrag der Wette aufzulöſen, den Du mit meinem Vetter Karwaſch abgeſchloſſen. Ich bitte Dich, den Vertrag zu vernichten, denn er iſt beim Weine gemacht worden und deshalb null und nichtig. Glaubſt Du? höhnte Hudaifar; ich gebe die Wette nicht auf, es ſei denn, daß Du mir die Kameele bezahlteſt. Indeß, wenn Du mich bitteſt, will ich ſie Dir aus Großmuth erlaſſen.

Kais gerieth über dieſen Hohn in Zorn und ſagte: Um wie viel wurde gewettet? Um zwanzig Kameele. Dieſe Wette ſtoße ich um, rief Kais, und ſtelle eine andere. Dreißig Kameele! Vierzig! ſagte Hudaifah. Funfzig! rief Kais. Sechszig! ſagte Hudaifah. So überboten ſie ſich gegenſeitig bis hundert. Sie legten den Vertrag in Gegenwart einer großen Menſchenmenge in die Hände eines alten Arabers und trafen die nähern Beſtimmungen, die Länge der Rennbahn, den Ort u. ſ. w.

Brüder! rief ein alter Araber aus dem Stamme Fazarah, Ihr ſollt ſehen, aus dieſer Wette entſteht Unheil und ein ewiger Krieg. An Hudaifah ſelbſt richtete man den Wunſch daß er den Streit, edelmüthig wie Kais, aufgeben ſollte, jedoch vergebens.

Nach vierzig Tagen versammelten sich die Wettenden, von ihren befreundeten Stämmen und allen Arabern der Umgegend umgeben. Nachdem ein Freund des Königs Kais die unparteiische Gerechtigkeit der anwesenden Araber angerufen, und jede Arglist, die von dem Stamme Fazarah ausgehen würde, auf das Fürchterlichste zu rächen beschworen hatte, begann das Rennen.

Hudaifah wählte für seine Stute Gabra einen Jokey aus dem Stamme der Dubyanen, der sein ganzes Leben mit der Pferdezucht, und selbst während der Dunkelheit der Nacht mit dieser Beschäftigung zugebracht hatte. Aber Kais wählte für seinen Dais aus dem Stamme Abs einen erfahrenern und geschickteren Jokey.

Als aber der verrätherische und treulose Hudaifah das Roß des Königs Kais sah, begann ihm das Herz zu zittern, und er wollte nun erst am andern Tage die Wette beginnen, worauf man denn auch eingehen mußte.

Am Abende zuvor schickte er nun nach seinem Sklaven Damis, zu diesem sprach er: Gehe nach der großen Schlucht, dort bleibe und halte Dich bis morgen versteckt. Merke Dir aber wohl die beiden Rosse und siehe, ob Dais zuerst kommt. In diesem Falle stürze plötzlich hervor, schlage ihm in's Gesicht und mache, daß es zurückprallt. Laß Gabra vorbeilaufen, damit wir nicht die Schande haben überwunden zu werden, denn als ich Dais sah, machte mich sein Anblick um den Erfolg bekümmert.

Hudaifah gab seinem Sklaven nun die nähern Befehle, und so sah er dem andern Morgen ruhig entgegen.

Die Araber kamen wieder zusammen, die Rosse begannen zu laufen und sie flogen davon gleich dem Blitze. Gabra schoß vor Dais vorbei und ließ ihn hinter sich. Nun schon begann

Hudaifah den Kais zu höhnen. Dieser aber entgegnete: Gedulde Dich nur noch ein wenig, Du wirst gleich sehen, wer der Getäuschte ist. Wirklich schoß der Dais auch, sobald sie eine Wiese erreichten, an dem Gabra vorbei und ließ ihn weit hinter sich. Es schien, als wäre er ohne Beine. Als er aber in des versteckten Damis Nähe kam, sprang dieser aus seinem Hinterhalte plötzlich hervor und versetzte dem Rosse Dais einen harten Schlag mit einem Steine. Dais fuhr zurück und schwankte. Aber die Freunde des Kais, welche dem arglistigen Hudaifah nicht trauten und wachsamen Auges waren, hatten Wächter die Bahn entlang aufgestellt. Des schändlichen Damis Attentat wurde bemerkt, man erkannte ihn als einen Sklaven Hudaifahs und erdolchte ihn. Dais erreichte in Folge seiner Verwundung das Ziel nach Gabra. Hudaifah verlangte den Preis, welcher ihm von Kais mit Entrüstung verweigert wurde. Mit genauer Noth gelang es den Richtern dem Ausbruche des Kampfes zwischen den beiden wettenden Stämmen wenigstens für diesen Tag vorzubeugen, aber die Partheien zogen voll Ingrimm auseinander und schworen sich blutige Rache. Der Krieg brach auch wirklich gleich darauf zwischen den beiden Stämmen aus, und war sehr blutig und heftig, wobei sich jedoch der Stamm Abs, zu welchem Kais gehörte, immer sehr edel benahm.

Als unser gelehrter Freund seine Geschichte beendet hatte, war man eben mit den Vorbereitungen zum Wettrennen fertig geworden. Da v. K... mit einigen der Betheiligten befreundet war, wurde es mir möglich Alles in der Nähe zu sehen. Die Prinzen August und Karl waren nebst vielen andern fürstlichen Personen mitten unter der glänzenden Versammlung, und ich hatte die Ehre von dem Erstern einiger freundlicher Worte gewürdigt zu werden.

Da man erfuhr, daß ich eine gute Reiterin und Pferdekennerin sei, führte man mir verschiedene Pferde vor. Ich fand viele ganz vortreffliche Pferde, mußte sie aber doch den englischen hintenansetzen, jedenfalls aber werden diese Wettrennen sehr viel dazu beitragen, auch in Deutschland die Pferdekultur zu verbessern, und läßt sich dann gar nicht bezweifeln, daß dieses Land eben so gute Pferde, wie England, liefern wird.

Nach geschlossenem Wettrennen schlug von K... einigen seiner Freunde einen Spazierritt vor, worauf diese auch mit Freuden eingingen.

So sah ich mich denn plötzlich von einem Kreise junger Männer umgeben, welche darin wetteiferten, mir angenehm zu werden.

Es waren zumeist Gardeoffiziere. Meine kleine Person wurde der Gegenstand einer ganz außerordentlichen Aufmerksamkeit, und man wunderte sich nicht wenig, als man erfuhr, daß ich eine Tänzerin sei.

Ich hätte darauf geschworen, sagte Einer von ihnen, daß diese Dame eine Kunstreiterin ist, denn ihre Haltung ist ganz ausgezeichnet.

Also eine Tänzerin, sagte ein Anderer, **tant mieux.**

Diese Dame scheint nichtsdestoweniger adliges Blut in ihren Adern zu haben, bemerkte wiederum ein Anderer.

Sie ist allerdings von guter Herkunft, versetzte mein Freund von K....

Während dieses Gespräch halblaut geführt wurde, unterhielt sich ein junger Offizier mit mir, der kaum mehr als siebenzehn Jahre alt zu sein schien, auf eine ganz besondere Art und Weise.

Er stieg von seinem Pferde herab, welches er einem Be-

dienten übergab, näherte ſich dem meinen, ſtreichelte es, wobei es zuweilen geſchah, daß er mich für einen Centauren hielt, und Pferd und Reiterin verwechſelte. Er ſagte mir ſehr viele Artigkeiten, die etwas albern klangen und die ich mit halbem Ohre hörte, da das Geſpräch, welches die anderen Herren führten, mich bei Weitem mehr intereſſirte. Endlich ſchien man ſich über meine Perſon genugſam inſtruirt zu haben, und wir verließen die Haſenhaide und ritten nach einem eine Stunde von der Stadt gelegenen Orte, deſſen Name mir entfallen iſt.

Ich amüſirte mich ſehr gut, und ich glaube, daß auch die Herren ſich ſehr gut unterhielten. Nur der junge ſiebenzehnjährige Offizier machte ein etwas verdrießliches Geſicht, da er mir wohl gerne eine Liebeserklärung machen wollte, welcher, ſo wie ſeiner Unterhaltung überhaupt, ich auszubeugen wußte, ich ahnte aber damals nicht, daß dieſer Jüngling über irgend einen abenteuerlichen Plan nachbrütete.

Wir ſtiegen vor einem ſehr niedlichen Gartenhauſe ab, um einige Erfriſchungen einzunehmen, und ritten dann nach der Stadt zurück. Wir beſchloſſen den Tag auf eine ſehr angenehme Weiſe.

Der junge Offizier hatte uns ſchon früher verlaſſen. Er ſchützte eine Beſchäftigung vor, aber wie erſtaunt war ich, als ich nach Hauſe kam, und den Herrn, ruhig eine Cigarre rauchend, auf meinem Sopha ſitzend fand.

Meine Wirthin hatte kein Bedenken getragen, einem Offizier von der Garde den Schlüſſel zu meinen Zimmern zu geben, da er erklärte, mich erwarten zu wollen.

Man kann ſich leicht denken, daß ich im erſten Moment der Ueberraſchung, welche mehr der Mißmuth über eine ſo zu-

dringliche Gesellschaft, als die Furcht vor einem Attentate hervorbrachte, meinen Lippen keine süßen Worte entflohen.

Aber mein Herr, sagte ich, das ist sehr indiscret von Ihnen, auf diese Weise in meine Behausung einzudringen.

Ich gebe das zu, versetzte der junge Mann mit der vollkommensten Ruhe, die einem Engländer Ehre gemacht haben würde, aber es war der kürzeste Weg, zum Ziele zu gelangen.

Ich möchte wohl wissen, bei welchem Ziele Sie zu sein glauben?

Statt aller Antwort schritt der verwegene Mensch zur Thüre und schob den Riegel vor.

Was soll das bedeuten? fragte ich.

Sie sind sehr müde, meine schöne Donna, sagte der Offizier, und ich glaube, Sie werden zu Bette gehen.

Dieses Benehmen belustigte mich in der That im höchsten Grade. Der Herr hatte schöne Ideen von einer Tänzerin, daß er so ganz sans façon, so pomadig, wie die Offiziere zu sagen pflegten, über mein Zimmer, meine Thüre, mein Bette, und Gott weiß, worüber noch, verfügen wollte.

Ich sah ein, daß ich mit einem solchen hartnäckigen Jünglinge nicht auf die gewöhnliche Weise verfahren könne, und gleichwohl wollte ich mich von seiner zudringlichen Gesellschaft so bald als möglich befreien.

Bitte, machen Sie die Thüre nur wieder auf, sagte ich ruhig, ich sehe es nicht gern, daß Sie zum Fenster hinausspringen.

Zum Fenster? — Ich bin zur Thüre hineingekommen, ich hoffe auch, wieder durch diese hinauszugehen.

Nun gut, so werden Sie mir erlauben, dieselbe wieder zu öffnen.

Mit diesen Worten schob ich den Riegel zurück, und öffnete die Thüre, so weit es ging.

Was soll das bedeuten? fragte mein ungebetener Gast verwundert.

Das bedeutet, daß mein Gemahl, der, wie ich glaube, gleich heimkehren wird, nicht erst pochen soll, um Einlaß zu erhalten.

Diese Antwort war weit entfernt, den Jüngling aus seinem Gleichmuthe zu bringen. Er schritt rasch zur Thüre, schloß diese abermals ab und — steckte den Schlüssel in seine Tasche.

Ihr Herr Gemahl, sagte er lächelnd, wird nicht eher hier hineinkommen, bis ich es gestatte. Deshab beruhigen Sie sich.

Nun hatte der Spaß ein Ende.

So viel Rücksichtslosigkeit wollte ich nicht unbestraft lassen.

Mein Herr, sagte ich, wenn Sie mir für eine Nacht Ihre Gesellschaft aufdringen wollen, so kann ich freilich nichts dagegen machen, denn Sie sind bewaffnet und wissen es wohl, daß jeder Skandal meiner Ehre nachtheilig sein würde. So bleiben Sie in Gottes Namen hier. Ich wünsche Ihnen gute Nacht.

Mit diesen Worten trat ich rasch in mein Schlafkabinet und schloß die Thür hinter mir ab.

Mein Herr Offizier war über dieses unerwartete Manöver sehr böse, indeß die Thür war einmal zwischen mir und ihm, und da er doch nicht gleich Gewalt gebrauchen wollte, legte er sich auf die Kapitulation.

Ich verweigerte ihm hartnäckig jede Antwort.

Er drohte die Thür einzuschlagen.

Ich drohte, mich aus dem Fenster hinabzulassen und um Hülfe zu rufen.

Als der junge Mann ſah, daß er auf keine Weiſe zu ſeinem Ziele kommen konnte, ſagte er mir gute Nacht und legte ſich auf's Sopha nieder.

Er konnte allerdings nicht aus dem Hauſe hinaus, da dieſes ſchon verſchloſſen war, und ich mich wohl hütete, mein Aſyl zu verlaſſen.

In der Nacht wurde ich noch einige Mal von ihm geweckt und bedroht. Doch da er meine Feſtigkeit wohl erkennen mochte, ſo legte er ſich endlich auf's Bitten und machte mir die rührendſten Bekenntniſſe.

Als es endlich Zeit war den Kaffee einzunehmen, pochte die Aufwärterin an meine Thür. Der Herr Offizier öffnete.

Er beſtellte, als wäre er zu Hauſe, eine zweite Portion.

Ich mußte doch endlich aufſtehen, ſchob den Riegel zurück und fand meinen Lieutenant ruhig beim Kaffee, eine brennende Cigarre im Munde.

Meine Schöne, ſagte er, ich habe dieſe Nacht bei Ihnen geſchlafen und werde noch mehrere Nächte bei Ihnen ſchlafen. Ihr Eigenſinn hilft Ihnen zu nichts. Es genügt mir vollkommen, daß die Leute den Glauben eines vertrauten Verhältniſſes zwiſchen uns gewinnen; ſo ſind Sie wenigſtens für einen Widerſtand beſtraft, den Sie mir ganz ohne Grund entgegenſetzen. Ich frage Sie, warum Sie mir das verweigern, deſſen ſich Herr v. K... rühmen darf?

Mein Herr, ſagte ich, wäre ich ein Mann, ich würde Ihnen nur mit Piſtolen antworten, im Uebrigen verſichere ich Ihnen, daß Sie bei einem fortgeſetzten gleichen Benehmen jedenfalls den Kürzeren ziehen werden.

Das wollen wir erwarten, verſetzte der junge Menſch ganz ruhig, erhob ſich dann und nahm auf die höflichſte Weiſe Abſchied von mir.

Auf Wiederſehen in der nächſten Nacht, ſagte er lächelnd.

Dieſe Worte waren in der That keine Phraſe. Der tolle Menſch nahm den Schlüſſel zu meinem Zimmer mit und ließ ſich einen ähnlichen machen. Nachdem er ſeinen Zweck erreicht hatte, ſandte er mir den Schlüſſel mit der Entſchuldigung zurück, daß er ihn in Gedanken mitgenommen habe. Es fiel mir damals der wahre Grund in der That nicht ein, und ich unterſagte meiner Wirthin ſtrenge, ihm niemals den Schlüſſel wieder zu verabfolgen. Man kann ſich nun leicht meine Ueberraſchung denken, als ich die Thür meines Zimmers aufſchloß und den Herrn Lieutenant wieder eben ſo ruhig wie geſtern auf dem Sopha ſitzen ſah.

Ich war indeſſen ſchnell entſchloſſen, ſchlug die Thür wieder zu und fuhr nach einem Hotel, woſelbſt ich übernachtete. Um aber der Sache ein Ende zu machen, theilte ich dieſe Geſchichte meinem Freunde v. K... mit, welcher über dieſe Streiche herzlich lachte und mir ſagte:

Darüber müſſen Sie ſich nicht wundern, meine Liebe, der junge Menſch macht noch ganz andere Streiche und iſt dafür bekannt. Es glückt ihm bei unſeren Berliner Damen, und der ungewohnte Widerſtand, auf welchen er bei Ihnen geſtoßen, macht ihn nur um ſo hartnäckiger. Ueberlaſſen Sie mir dieſe Angelegenheit, ich werde Sie von dem tollen Menſchen befreien.

Indeſſen hatte v. K... nicht mehr nöthig irgend etwas in dieſer Sache zu thun. Die Vorgeſetzten des jungen Mannes, welcher übrigens der einzige Sprößling einer ſehr vornehmen Familie war, fanden es für gut den jungen Mann von Berlin zu entfernen, um ſeinen tollen Streichen für einige Zeit ein Ziel zu ſetzen.

Als der junge Mann ſah, daß er auf keine Weiſe zu ſeinem Ziele kommen konnte, ſagte er mir gute Nacht und legte ſich auf's Sopha nieder.

Er konnte allerdings nicht aus dem Hauſe hinaus, da dieſes ſchon verſchloſſen war, und ich mich wohl hütete, mein Aſyl zu verlaſſen.

In der Nacht wurde ich noch einige Mal von ihm geweckt und bedroht. Doch da er meine Feſtigkeit wohl erkennen mochte, ſo legte er ſich endlich auf's Bitten und machte mir die rührendſten Bekenntniſſe.

Als es endlich Zeit war den Kaffee einzunehmen, pochte die Aufwärterin an meine Thür. Der Herr Offizier öffnete.

Er beſtellte, als wäre er zu Hauſe, eine zweite Portion.

Ich mußte doch endlich aufſtehen, ſchob den Riegel zurück und fand meinen Lieutenant ruhig beim Kaffee, eine brennende Cigarre im Munde.

Meine Schöne, ſagte er, ich habe dieſe Nacht bei Ihnen geſchlafen und werde noch mehrere Nächte bei Ihnen ſchlafen. Ihr Eigenſinn hilft Ihnen zu nichts. Es genügt mir vollkommen, daß die Leute den Glauben eines vertrauten Verhältniſſes zwiſchen uns gewinnen; ſo ſind Sie wenigſtens für einen Widerſtand beſtraft, den Sie mir ganz ohne Grund entgegenſetzen. Ich frage Sie, warum Sie mir das verweigern, deſſen ſich Herr v. K... rühmen darf?

Mein Herr, ſagte ich, wäre ich ein Mann, ich würde Ihnen nur mit Piſtolen antworten, im Uebrigen verſichere ich Ihnen, daß Sie bei einem fortgeſetzten gleichen Benehmen jedenfalls den Kürzeren ziehen werden.

Das wollen wir erwarten, verſetzte der junge Menſch ganz ruhig, erhob ſich dann und nahm auf die höflichſte Weiſe Abſchied von mir.

Auf Wiederſehen in der nächſten Nacht, ſagte er lächelnd. Dieſe Worte waren in der That keine Phraſe. Der tolle Menſch nahm den Schlüſſel zu meinem Zimmer mit und ließ ſich einen ähnlichen machen. Nachdem er ſeinen Zweck erreicht hatte, ſandte er mir den Schlüſſel mit der Entſchuldigung zurück, daß er ihn in Gedanken mitgenommen habe. Es fiel mir damals der wahre Grund in der That nicht ein, und ich unterſagte meiner Wirthin ſtrenge, ihm niemals den Schlüſſel wieder zu verabfolgen. Man kann ſich nun leicht meine Ueberraſchung denken, als ich die Thür meines Zimmers aufſchloß und den Herrn Lieutenant wieder eben ſo ruhig wie geſtern auf dem Sopha ſitzen ſah.

Ich war indeſſen ſchnell entſchloſſen, ſchlug die Thür wieder zu und fuhr nach einem Hotel, woſelbſt ich übernachtete. Um aber der Sache ein Ende zu machen, theilte ich dieſe Geſchichte meinem Freunde v. K... mit, welcher über dieſe Streiche herzlich lachte und mir ſagte:

Darüber müſſen Sie ſich nicht wundern, meine Liebe, der junge Menſch macht noch ganz andere Streiche und iſt dafür bekannt. Es glückt ihm bei unſeren Berliner Damen, und der ungewohnte Widerſtand, auf welchen er bei Ihnen geſtoßen, macht ihn nur um ſo hartnäckiger. Ueberlaſſen Sie mir dieſe Angelegenheit, ich werde Sie von dem tollen Menſchen befreien.

Indeſſen hatte v. K... nicht mehr nöthig irgend etwas in dieſer Sache zu thun. Die Vorgeſetzten des jungen Mannes, welcher übrigens der einzige Sprößling einer ſehr vornehmen Familie war, fanden es für gut den jungen Mann von Berlin zu entfernen, um ſeinen tollen Streichen für einige Zeit ein Ziel zu ſetzen.

Hundertachtes Kapitel.

Im Thiergarten.

Das Volk und der König. — Der Prinz Wilhelm. — Napoleon und die Siegesgöttin. — Bellevue und Karl X.

Wer einen Blick in das heitere, lebensluſtige, vergnügungsſüchtige Berlin thun will, der mache an einem Sonntage einen Spaziergang vor dem Brandenburger Thore. Die Linden-Allee wogt die ungeheure Menſchenmaſſe hinab, die Fahrwege ſind angefüllt mit Karoſſen und Reitern, man wird ganz betäubt von dieſem Gewirre, dieſem rollenden Geräuſche; unter dieſer ungeheuren ſo belebten Menſchenmaſſe ſcheint ſich kein Unglücklicher zu bewegen. Welch eine ganz andere Phyſiognomie als die Petersburger haben doch dieſe Berliner. Eine ſo tiefe Kluft zwiſchen den höhern und niedern Ständen auch ſein mag, ſie bewegen ſich zwangslos nebeneinander, man ſieht nicht dieſe kriechende Demuth auf der einen, den befehlshaberiſchen Stolz auf der andern Seite. Jeder geht ſeinen eigenen Weg, man ſcheint ſich gegenſeitig gänzlich zu ignoriren, ja, ich habe ſogar bemerkt, daß man den Prinzen des königlichen Hauſes und dem Könige ſelbſt keine beſondere Aufmerkſamkeit widmet, daß ſie die meiſten Leute nicht einmal begrüßten. In Peters-

burg durchzuckt es wie ein Blitz die Leute, weß Standes sie auch sein mögen, wenn sich der Kaiser, sei es zu Wagen oder zu Fuß, nähert, und es ließ mich mehr auf eine große Unabhängigkeit der Bürger, als auf ihre Ungezogenheit schließen, daß sie von der Majestät so wenig Notiz nahmen. An irgend eine Demonstration denken die Berliner dabei nicht und sie lieben ihr Königshaus. So schien es mir wenigstens. Freilich hat das Jahr 1848 gezeigt, daß auch in Preußen die königliche Autorität nicht mehr allzu tiefe Wurzeln hat, und daß ein Herrscherhaus, welchem der Staat seinen erstaunenswerthen Aufschwung zu verdanken hat, von einem Theile des Volkes nicht mit der Liebe betrachtet wird, die so nothwendig ist zum Gedeihen und zur Erhaltung eines Landes, welches zumeist nur durch die moralische Kraft seiner Bewohner sich als Großmacht erhalten kann.

Von allen Prinzen schien mir der alte Prinz Wilhelm der populärste zu sein. Ich sah ihn zuweilen die Linden hinab nach dem Thiergarten gehen, die Kinder sprangen vergnügt zu ihm heran und er nahm auch dann und wann wohl eines bei der Hand und führte es ein Stück Weges mit sich. Der Prinz hat ein sehr einnehmendes, wohlwollendes und menschenfreundliches Gesicht.

Von dem verstorbenen König Friedrich Wilhelm III. erzählte man sich noch viel im Volke, und dies ließ mich auf eine große Popularität schließen, welcher sich dieser Monarch zu erfreuen gehabt haben muß. Von seinem Nachfolger schien sich übrigens das Volk sehr viel zu versprechen und seine Regierungsperiode für eine heil- und glückbringende zu halten.

Der König galt für leutselig, offen und geistreich, und da er beständig von den Celebritäten der Kunst und der Wissenschaft umgeben, da er der Freund eines Alexander von Hum-

holdt iſt, ſo darf man wohl glauben, daß alle ſeine Handlungen der edelſten und lauterſten Quelle entfließen.

Die Wache am Brandenburger Thore muß an einem Sonntage wahrlich ihre Noth haben. Es vergeht keine Minute, ohne daß ſie entweder vor einer prinzlichen und fürſtlichen Equipage, oder vor einem Offizier die Honneurs machen müßte. Die Siegesgöttin auf dem prächtigen Brandenburger Thor ſchaut dem Allem in ihrer erhabenen Ruhe zu, doch erinnert ſie ſelbſt lebhaft an den Wechſel der Geſchicke im Kleinen wie im Großen.

Wie plötzlich mit Einem Schlage geſchah der Fall des Staates, welcher unter Friedrich dem Großen Rußland, Oeſterreich und Frankreich zugleich die Spitze bot. Unter den Rädern des Wagens der ſtolzen Siegesgöttin zogen Napoleons Heermaſſen in die Stadt, und es war ſehr natürlich, daß Napoleon dieſe Siegesgöttin für ſich allein in Anſpruch nahm und als gerechte Beute nach Paris ſandte.

Bei Waterloo verlor Napoleon mit ſeinem eigenen Wagen auch dieſen preußiſchen Siegeswagen, welcher wieder im Triumph nach Berlin fuhr und unter dem Donnerſchall erbeuteter Kanonen und dem freudetrunkenen Gejauchze des Volkes ſeinen gewohnten, ſtolzen Standpunkt wieder einnahm.

Wird nicht auch dieſes, ich möchte ſagen, klaſſiſche Thor einſt eine Ruine ſein, gleich der Akropolis in Athen?

Ich will nicht hoffen, denn es kann dies nur werden, wenn nordiſcher Vandalismus abermals in das Herz Europa's rückt und zum andern Male der große Kampf zwiſchen der Civiliſation und dem Slaventhum entbrennt.

Der Thiergarten vor dem Brandenburger Thore iſt weltberühmt. Ich habe dieſen großen, dichtbewachſenen Wald durchaus nicht ſo langweilig gefunden, wie ihn mir viele Leute

darstellten. Seine Lage dicht neben der so belebten und glänzendsten Straße der Stadt hat an sich schon etwas hoch poetisches, und man kann sagen, daß man, sobald man den Fuß aus dem Thore setzt, Berlin, Preußens, ja Deutschlands Vorzeit, mit seinen endlosen Wäldern, seinem morastigen Boden vor sich sieht, welcher die römischen Legionen verschlungen, und den wilden Thieren und Menschen entrissen worden ist.

Der Thiergarten zieht sich fast eine halbe Meile bis nach Charlottenburg hin. Dieses Städtchen ist reizend gelegen und verdient es, die Sommerresidenz des Hofes zu sein. In dem Schlosse, welches einen sehr schönen Park hat, befindet sich das Mausoleum der Königin Louise, deren Andenken vom Volke tief geehrt wird.

Sie muß jedenfalls sehr schön gewesen sein, Adel und Hoheit sprechen aus ihren, wenn auch todten Zügen, sie hat in den Jahren des Unglücks sehr viel zur Begeisterung und Erhebung des Volkes beigetragen.

Zwischen Charlottenburg und Berlin, ebenfalls im Thiergarten, liegt auch das schöne Schloß Bellevue. Hier hat seiner Zeit Carl X. auf seiner Flucht aus Frankreich eine Weile gewohnt. Wie mag dem französischen Könige auf diesem preußischen Sommerschlosse zu Muthe gewesen sein? Was mag er gedacht haben, wenn er von den spiegelhellen Scheiben nach dem belebten Thiergarten blickte und hier das Volk neben seinem Könige und seinen Prinzen so ruhig hin- und herwogen sah? Wenn er es gedachte, wie dieses ihm mit auf seinen Thron geholfen, und wie es nun theilnahmlos an ihm vorüberging? Wie mußte ihm das Herz bluten, da er der verlorenen Größe gedachte, und daneben den Glanz eines Königshauses sah, das einst von seinem Lande gedemüthigt, nun ihm selbst, dem vertriebenen König, ein Asyl gewährte?

Der Thiergarten hat vielleicht mehr als ein Dutzend Lokale, welche theils glänzender, theils einfacher, wie die sogenannten Zelte, eingerichtet sind. Daß diese Lokale in vornehme und geringe, je nach dem Stande, welcher sie besucht, zu sondern wären, habe ich nicht gefunden. In Berlin geht Jeder hin, wohin ihn sein Beutel, die Gewohnheit und Bequemlichkeit zieht. Es ist merkwürdig genug, daß es jetzt überhaupt kaum in einer großen Residenzstadt Lokale giebt, welche besonders und ausschließlich für die vornehme Klasse eingerichtet sind.

Ich beklage dies nicht, ich lobe es nicht. Ein jedes Ding hat seine zwei Seiten, und die Sitte ist mehr Monarchin als alle Könige und Königinnen der Welt.

Hundertneuntes Kapitel.

Studien eines Junggesellen.

Der Besuch. — Im Schlafrock. — Ohne Pantalons. — Die Häßliche. Geheimnißvolle Zeichen. — Der abgezogene Schlüssel. — Das Kunstcabinet.

Nachdem ich das erste Mal auf dem Königlichen Theater in Berlin aufgetreten war, vermehrten sich meine Bekanntschaften ungemein. Ich erhielt wieder eine Menge Zuschriften, von denen einige in exentrisch verliebten Ausdrücken abgefaßt waren, und verschiedene Herren kündigten mir ihren Besuch an. Ich hatte zwar Freunde genug, aber in einer fremden Stadt, zumal als Künstlerin, kann man deren nicht genug haben. Es ist nur ein Unglück, daß die Herren sich überall mit der Freundschaft einer Dame nicht begnügen und durchaus in die Rolle der Liebhaber eintreten wollen. Hiermit war ich aber auch bereits hinlänglich versehen, und ich war daher wirklich in Verlegenheit, was ich mit den Herren machen sollte, die sich mir täglich zu Füßen legen wollten.

Es gelang mir, manchen Zudringlichen auf eine Weise von mir abzuwehren, die ihn nicht beleidigte, aber viele wurden mir auch feindlich gesinnt. Diese Herren waren zu klein-

müthig, zu niedrig, um die Offenheit einer Tänzerin vertragen und ihren Stolz verschmerzen zu können. Ja, ein Herr sagte mir geradezu, er würde mich bei meinem jedesmaligen Auftreten gehörig auspfeifen, wenn ich seine Anträge, seine Zärtlichkeit unbeachtet ließe, und der Mann hat, wie ich bemerkt zu haben glaube, getreulich Wort gehalten.

Unter diesen sogenannten Freunden befand sich auch ein ältlicher Herr, dessen einziges Geschäft, wie er selbst eingestand, es war, die vergleichende Anatomie bei den Frauen zu studieren. Er hatte, um diesen Studien besser obliegen zu können, sich ein Kunstkabinet angelegt, welches aus allen Arten von Haarflechten, aus Gypsabdrücken weiblicher Glieder und Körpertheile, aus den mannigfaltigsten Portraits bestand. Er sprach so viel von diesem merkwürdigen Museum, machte mich so neugierig darauf, der Mann selbst war ein solches Monstrum von Merkwürdigkeit und Originalität, daß ich mich endlich nach langem Widerstreben entschloß, sein Kunstkabinet anzusehen.

Aber ich wollte es durchaus nur in Begleitung meines Freundes v. K... in Augenschein nehmen.

Auf diese Bedingung richtete sich aber der sonst etwas gebückt gehende Mensch kerzengerade in die Höhe und sagte:

Donna, mein Kabinet ist ein Heiligthum weiblicher Mysterien, es hat noch kein anderer Mann, als ich selbst, der Priester, dieses Heiligthum betreten, ich gestatte nur den Damen Zutritt zu ihm. Wollen Sie eine Freundin mitbringen, das ist mir Recht, aber sie dort mit einem Herrn zu empfangen, ist mir unmöglich.

Dieses sonderbare Benehmen vermehrte meine Neugierde, und ich ging daher auf seinen Vorschlag ein und besuchte ihn,

von einer Freundin, einer jungen, lebenslustigen Wittwe, begleitet.

Der sonderbare Mann empfing uns auf ganz eigenthümliche Weise.

Seine Wohnung befand sich in der Beletage eines eleganten Hauses in einer sehr ruhigen, neugebauten Straße. Er selbst war in den Vierzigern, klein und ziemlich hager, aber doch von kräftigen Muskeln.

Sein Gesicht hatte etwas Joviales und war rund und pausbäckig, was gegen seine Hagerkeit etwas abstach. Sein Haar trug er sehr sorgfältig frisirt, auch seine Kleidung war sehr sauber und eigen gehalten.

Als wir ihn besuchten, trug er einen türkischen Schlafrock und eine Art persisches Käppchen, dabei hatte er eine lange Pfeife im Munde.

Er schien sehr erfreut, als wir bei ihm eintraten, nahm uns ohne Umstände eine jede unter einen Arm, und führte uns in ein elegant eingerichtetes Zimmer, welches uns bald erkennen ließ, daß unser Junggeselle auch musikalisch war.

Er reichte uns sogleich, nachdem wir uns auf den Divan niedergelassen hatten, die feinsten Damencigarren, von denen ich eine nahm, meine Freundin, des Rauchens nicht gewohnt, wollte sie ablehnen, mußte jedoch auf sein zudringliches Anerbieten eine anzünden und zu rauchen beginnen.

Das hilft nichts, sagte er, die Damen müssen bei mir immer rauchen.

Als wir unsere Cigarren wohlgemuth pafften, entfernte sich unser sonderbarer Wirth, und wir hörten mit Erstaunen, daß er die Thüre, welche doch schon in's Schloß gefallen war, so daß Niemand hineinkommen konnte, nochmals verschloß,

und den Schlüssel abzog. Meine Freundin blickte mich verwundert an und sagte:

Mein Gott, er schließt uns ja ein, wie Gefangene. Was hat denn der Mensch vor?

Fürchten Sie sich, fragte ich, da wir unserer Zwei sind?

O, das Ungeheuer nimmt es mit unserer Drei auf.

Das Ungeheuer?! Ich finde dieses Ungeheuer in seiner Behausung sehr liebenswürdig. Seine Manieren sind gemessen und fein, seine Cigarren sind vortrefflich, und wie hübsch sieht es hier aus? Wahrlich, man vermuthet nicht, daß hier ein Junggeselle haust, hier herrscht die Ordnung eines jungen Mädchens, Alles ist hübsch, zart, duftig.

Und sein hübscher Schlafrock, die gestickten Pantoffeln, rief meine Freundin lachend, wollen Sie nicht auch diese Dinge in Betracht ziehen? Vielleicht haben Sie auch bemerkt, daß der interessante junge Mann kein Beinkleid anhat.

Kein Beinkleid? fragte ich, nun, meine Liebe, was thut das zur Sache? — Der Herr ist in seinem Hause und hat wahrscheinlich keinen Besuch erwartet. Uebrigens sollten sie aus diesem Umstande irgend einen Anlaß zur Besorgniß ziehen? — Ich habe viele Jahre Stunden lang mit Leuten verlebt, die auch keine Beinkleider trugen. Das war für mich keine Veranlassung zur Furcht.

Sie haben mit Männern ohne Beinkleider verlebt?

Nun, meine Liebe, was ist's weiter?

Dann hatten sie wohl recht lange oder doppelte Röcke an?

Mit nichten, sie hatten auch keine Röcke an.

Wie, weder Beinkleider, noch Röcke?

Wie ich Ihnen sage; und selbst die Hemden fehlten.

Nun, dann werden sie Jacken getragen haben?

Nichts hatten sie an, gar nichts.

Das ist in der That eine eigenthümliche Bekleidung in der Anwesenheit einer jungen Dame. Und Sie hatten keine Furcht?

Vor was denn, meine Gute?

Nun, ich denke, daß nackte Männer Dinge haben, die eine Frau fürchten muß.

Die Furcht, meine Liebe, ist eine schlimme Angewohnheit, der man sich entschlagen muß, wenn man unangenehmen Dingen ausweichen will. Jene nackten Männer waren dazu noch Wilde, es waren Indianer, aber sie fügten mir durchaus nichts Böses zu.

O — Indianer, das ist etwas Anderes, die tragen gemalte Kleider.

Dieses Zwiegespräch, welches uns denjenigen, welcher Veranlassung dazu gegeben hatte, fast ganz vergessen ließ, wurde durch eine sehr eigenthümliche Erscheinung unterbrochen.

Es trat nämlich eine alte, häßliche, buckliche Person, welche jedoch sehr sauber gekleidet war, zu uns in's Zimmer, und brachte uns einige Erfrischungen. Dabei entschuldigte sie die Abwesenheit — ihres Sohnes, in dessen Auftrag sie uns sagte, daß er bald wieder zu uns eintreten würde.

Wir wollten die Frau zurückhalten und mit ihr ein Gespräch anknüpfen, sie aber wußte uns mit auffallender Gewandtheit auszuweichen, und verschwand, wie sie gekommen war.

Das ist also seine Mutter? rief ich, nun, mein Gott, er hätte uns seine Mutter früher vorstellen sollen, und ich würde seine Häßlichkeit entschuldigt haben.

Ich muß gestehen, sagte meine Freundin, daß ich dieses Haus sehr mysteriös finde, ich habe große Lust, mich davon zu machen.

Ich glaube, daß diese Gegenwart einer Mutter Sie be-

ruhigen müßte, selbst wenn mehr Veranlassung zur Furcht da wäre.

Ich denke, daran fehlt es nicht. Ein Mann ohne Pantalons, welcher uns einschließt, wie in ein Serail, und den Schlüssel in seine Tasche steckt, wie den einer eroberten Festung, dazu eine so alte, häßliche Frau, welche man ohne Gewissensbisse als Hexe verbrennen könnte, das ist genug, um an den Rückzug denken zu lassen.

Aber im schlimmsten Falle haben wir ja Zungen, und dürfen nur mit dieser Waffe an's Fenster treten.

Ja, wenn uns der Entsetzliche nicht Pechpflaster auf den Mund legt.

In diesem Augenblick trat der Junggeselle wieder in das Zimmer. Ich bemerkte alsobald die Ursache seines langen Ausbleibens, denn er hatte eine sehr artige Toilette gemacht, den Schlafrock mit einem schwarzen Frack vertauscht und auch sogar die Unaussprechlichen von gleicher Farbe nicht vergessen.

Sie haben sich gewiß sehr gelangweilt, sagte er, Sie werden mich indeß entschuldigen, meine Damen, die Toilette, in welcher Sie mich fanden, war nicht geeignet, Ihre Eroberung zu machen.

Meine Freundin, welche den Junggesellen, trotz seiner vortheilhaften Veränderung, noch immer mit Mißtrauen betrachtete, welches nun einmal bei ihr rege gemacht, stieß mich bei dem Worte „Eroberung" an.

Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, sagte ich lachend, daß Sie mir wenigstens im Schlafrock besser als im Frack gefallen. Indessen wird es bei meiner Freundin wohl umgekehrt der Fall sein.

Nein, nein, rief diese, Sie gefallen mir gar nicht.

Nun, das ist ein artiges Compliment, rief der Junggeselle,

ohne sich besonders beleidigt zu fühlen, da werde ich es besser mit Ihnen machen. Ich werde Ihnen sagen, meine Schöne, daß Sie mir in jeder Bekleidung gefallen würden, sowohl in der, welche Sie des Nachts, als auch in der, welche Sie am Morgen, am Tage oder am Abend tragen.

Jetzt aber, meine Damen, haben Sie die Güte mir zu folgen. Ich weiß, daß Sie nicht meinetwegen gekommen sind Sie sollen jetzt sehen, was Sie wünschen.

Mit diesen Worten führte uns der sonderbare Mensch durch einige Zimmer in ein kleines Kabinet, welches fast ganz dunkel war, denn das herabgelassene Roleaux verwehrte dem Lichte den Zutritt.

Meine Freundin hatte kaum einen Blick in das dunkle Zimmer geworfen, als sie laut nach Hülfe schrie und über die Schwelle des Zimmers zurücksprang.

Mein Gott, was ist Ihnen? fragte der Junggeselle und beeilte sich ihr beizuspringen.

O, ihr ist nichts, sagte ich, sie hat nur Furcht vor Ihnen.

Furcht vor mir? rief der Junggeselle erstaunt.

Ja, sie kann die schwarzen Leute in den dunklen Zimmern nicht leiden, sie hält Sie für einen gefährlichen Menschen.

Meine Freundin war gar nicht leicht zu beruhigen, sie wollte durchaus nicht ins dunkle Kabinet zurück und zeigte ängstlich nach einem Glasschranke, welchen ich bisher gar nicht bemerkt oder wenigstens nicht genauer angesehen hatte.

Als ich nun einen Blick dahin warf, ward mir ebenfalls gar nicht besonders zu Muthe. In dem Schrank befanden sich keine andern Dinge — als menschliche Gliedmaßen, Beine mit Füßen, Füße ohne Beine, Arme, Hände, Schenkel, bloße Rümpfe, Brüste, genug alle menschlichen und wie mir schien weiblichen Körpertheile. Sie sahen dazu noch alle so lebens-

frisch aus, als wären sie erst so eben von den Körpern losgetrennt worden. Als ich mich nun genauer in dem Kabinette umsah, bemerkte ich auch mehrere Gerippe und allerlei Dinge, welche den Augen stets fürchterlich erscheinen, die nicht gewöhnt, der Verwesung in's entsetzliche Antlitz zu schauen.

Das sieht ja auch wahrlich hier wie eine Räuberhöhle aus, sagte ich, ich kann meiner Freundin nicht Unrecht geben.

Ach, Sie sind kindisch, sagte unser Wirth lächelnd.

Was mich betrifft, versetzte ich, mich sollen diese Dinge nicht abhalten in Ihre Mördergrube einzutreten, aber haben Sie zur Beruhigung meiner Freundin die Güte, das Rouleau aufzuziehen.

Der Junggeselle zog das Rouleau in die Höhe, aber meine Freundin zögerte noch immer einzutreten; ich faßte sie jedoch bei der Hand und zog sie ins Kabinet, sie über ihre thörichte Furcht tüchtig auszankend.

Wir mußten uns nun niedersetzen, und allmählig wagten wir es die Gerippe näher in's Auge zu fassen. Der Junggeselle öffnete seinen Schrein und holte uns seine Glieder hervor. Wir erkannten nun, daß es keine wirklichen Fleisch- und Knochenstücke, sondern sehr künstlich nachgeahmte Gliedmaßen waren, und dies beruhigte meine Freundin nun der Art, daß sie sich jetzt ganz behaglich in diesem sonderbaren Museum zu fühlen begann.

Der alte Junggeselle begann uns nun seine weiblichen Bruchstücke zu erklären, welche Erklärung uns vielen Spaß machte. Er hatte nämlich von verschiedenen hübschen Damen, wie er sagte, von Tänzerinnen, Schauspielerinnen, Sängerinnen und Kunstreiterinnen die Gliedmaßen abformen lassen, um so von allen diesen Schönen ein Andenken zu haben. Wo er nicht so glücklich war in seinen plastischen Studien unterstützt

zu werden und die Damen sich weigerten ihm ihre Beine, Arme oder sonst irgend einen Theil ihres Körpers in Copia zu geben, trug er wenigstens andere Liebestrophäen, wie er sich ausdrückte, davon, dann war er auch wohl mit einer Flechte oder mit einer Locke zufrieden. Er hatte einige sehr zierlich gearbeitete Kästchen mit solchen Locken, an denen kleine silberne Schildchen befestigt waren, die den Namen der ehemaligen Besitzerinnen enthielten. Es befanden sich unter diesen sogar sehr berühmte Namen, und der Junggeselle war wenigstens ehrlich genug, es uns zu sagen, bei welchen Damen dieses Lokkenangedenken die einzige Gunst war, welche er erlangen konnte.

In Betreff der Skelette sagte er uns, daß es ehemals sehr blühende, wunderschöne Mädchen waren, die er im Leben gekannt, und die unter sehr traurigen Verhältnissen gestorben und von der Anatomie in seinen Besitz gekommen waren.

Diese Mittheilung machte uns schaudern, und ich hielt dem Junggesellen seine Grausamkeit, diese menschlichen Ueberreste der Erde zu enthalten, vor. Er aber versetzte lachend, daß sich diese Skelette in seinem Kabinet weit besser als unter der Erde befänden, denn erstlich würden sie besser conservirt und dann sei ihnen sein Andenken wenigstens auf diese Weise bewahrt.

Das ist ein Andenken ohne Pietät, sagte ich.

Auf Pietät können diese weiblichen Ueberreste, welche ich von der Anatomie erhalten, auch wohl nicht gut Anspruch machen, versetzte er, aber das thut auch nichts zur Sache, es wird hier wenigstens mit ihnen kein Spott getrieben, und die Erinnerung an das frische, sprudelnde Leben, welches ehemals diese Knochengerippe bewegte und erfüllte, ist nicht ohne feierliche Gedanken, gelten sie auch dem endlichen Schicksale alles Lebens und somit auch meines eigenen.

Die Unterhaltung wurde durch diese Wendung etwas ernst; aber bald kamen wir von diesem Thema wieder ab, und unser sonderbarer Wirth erzählte uns nun allerlei Geschichtchen aus dem Leben der galanten Frauen, mit denen er selbst in Berührung stand, oder die er vom Hörensagen kannte.

Wir unterhielten uns in der That sehr angenehm, meine Freundin verlor gänzlich ihre Scheu, und der alte Junggeselle schien ihr sogar jetzt sehr interessant zu sein, und das fand ich eigentlich auch, denn er war wenigstens sehr originell und sein Benehmen blieb immer gleich delikat.

Als wir uns anschickten, sein Kabinet zu verlassen, bat er, mich recht bald wieder besuchen zu dürfen, wozu ich natürlich meine Einwilligung gab.

Auch meiner Freundin machte er ein sehr feines Compliment und bat um Fortsetzung der Bekanntschaft. Nach einigem Zögern gab sie ihm ihre Adresse und wir verließen den Herrn sehr befriedigt.

Er stellte sich bei mir schon am folgenden Tage wieder ein, und bat mich, ihm auch irgend ein Theilchen meiner liebenswürdigen Person zu geben. Ich hatte aber gar keine Lust, lebendig in seine Anatomie zu wandeln. Er bat aber so dringlich, daß ich mich doch endlich entschließen mußte, ihm wenigstens eine Locke zu bewilligen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er auf dem silbernen Schildchen, welches meinen Namen enthalten sollte, die Worte graviren ließe:

Lola Montez — nichts als eine Locke.

Daß ich ihm überhaupt verbieten sollte, meinen Namen der Locke hinzuzufügen, schien mir unvernünftig zu sein. Das war gegen sein System, und es schien mir, daß er davon, trotz meines Verbotes, doch nicht abweichen würde.

Für diese Locke hatte ich mir denn einen sehr energischen Freund erworben, welcher sich bei meinen Vorstellungen die Hände wund schlug, um meine Feinde aus dem Felde zu schlagen und das Publikum für Applaudissements zu enthusiasmiren.

Sie tanzen himmlisch, göttlich, sagte er, Ihr Fuß verdient es, neben dem einer Taglioni, einer Elsler zu stehen — aber diese Berliner (ich will sein Wort nicht wiederholen) wissen Sie nicht zu schätzen, und wissen nicht, was es heißt, wenn eine Spanierin tanzt. Doch die Zukunft wird sie richten, mir nur vergönnen Sie den Fuß zu küssen, der mich gestern so sehr entzückt hat, und der einer der schönsten Füße ist, die ich je gesehen habe.

Mit diesen Worten bückte er sich zur Erde und umfaßte meinen Fuß.

Aber mein Gott, was machen Sie denn da? rief ich, als ich bemerkte, daß der exaltirte Junggeselle mir den Schuh abstreifte.

O, lassen Sie mich, lassen Sie mich! rief er, und küßte inbrünstig meinen Fuß, als ob er eine heilige Reliquie vor sich hätte.

Das war mir aber auch gar zu arg, er wollte meinen Fuß nicht wieder loslassen, und ich befürchtete in allem Ernst, daß er mir ihn am Ende noch abschneiden könnte. Endlich sprang er wieder auf und rief mit triumphirenden Blicken die Worte aus:

Ich habe ihn! ich habe ihn!

Was haben Sie denn?

Ihren Fuß, meine Schöne! Ihren himmlischen Fuß!

Ich will doch nicht hoffen — — Sie sind wahrlich ein gefährlicher Mensch.

Der alte Junggeſelle hatte die Zeit in der That ſehr gut benutzt, um ein Modell von meinem Fuße zu nehmen, deſſen obern Theil er mit einer weichen Maſſe überzogen hatte, und, ſo gut es ging, abdrückte. Ich wollte nun ſein Kunſtſtück ſehen, aber der Menſch ſchien zu befürchten, daß ich ihm daſſelbe zerſtören würde, und lief, mir einen Handkuß zuwerfend, zur Thüre hinaus.

Nun ſage mir Einer noch, daß die Männer keine Narren ſind! — —

Hundertzehntes Kapitel.

Eine Wanderung durch die Stadt.

Das Zeughaus. — Glanz und Elend. — Außen und Innen. — Die Schlüterſchen Masken. — Die Wohnung des erſten Regenten des Hohenzollernſchen Hauſes. — Häuſer und Menſchen.

Berlin iſt ſo zu ſagen eine militäriſche Stadt, ſo gut wie Petersburg, obgleich, wie ſchon geſagt, der Civilrock in erſterer Stadt eine weit größere Rolle ſpielt, und zu dem Glücke des Individuums nicht gerade unentbehrlich iſt. Berlin iſt eine Militärſtadt, das ſprechen die vielen Kaſernen aus, welche zu den ſchönſten Gebäuden der Stadt gehören, das ſagen die Monumente, von denen kein einziges den Heroen der Kunſt und Wiſſenſchaft, ſondern ſämmtlich den militäriſchen Größen geſetzt ſind. Preußen verdankt allerdings ſeine Größe zumeiſt ſeinen Kriegen, aber dennoch nicht allein dem militäriſchen Ruhm, es haben gar ſehr viele civile Künſte, wie mir unſer junger gelehrter Freund verſicherte, mit dazu beigetragen. — Ich glaube, die Zeit wird jetzt auch wohl vorüber ſein, welche den Kriegsruhm als etwas Glänzendes verehrt. Die Völker kommen mehr und mehr zu der Einſicht, daß der Krieg am Ende zu nichts Gutem führt, und daß die aus ihm entſprin-

gende Größe ſehr theuer mit Menſchenblut und Menſchenglück erkauft wird. So glänzend auch die Außenſeite iſt, die innere, welche ſich nur zu oft unſerem und namentlich dem Auge der fernern Zeit verhüllt, enthält nichts als Wuth, Entmenſchung, Entſittlichung, die Verachtung aller derjenigen Gebote und Pflichten, welche das Chriſtenthum obenan ſtellt.

In Berlin befindet ſich ein großartiges prächtiges Gebäude, deſſen Umriſſe uns ſchon den genialen Baumeiſter verrathen, — es iſt das Zeughaus. Dieſes Haus iſt im Aeußern mit allen möglichen Trophäen des Kriegsruhms geziert. Der Meiſter hat es wohl verſtanden, mit ſeinem Gebäude der militäriſchen Ruhmſucht, welche die eitelſte der Welt iſt, zu ſchmeicheln, aber er hat es auch wohl begriffen, daß, wenn die Kunſt wahr und gerecht ſein will, ſie bei dieſer verhüllenden Außenſeite nicht ſtehen bleiben dürfe. Er hat deshalb im Innern allen Jammer des Krieges in den verzerrten, verzweifelten Geſichtern dargeſtellt, welche man, wenn ich nicht irre, nach dem Baumeiſter des Zeughauſes Schlüter, die Schlüterſchen Masken nennt. Wahrlich, wer in blinder Befangenheit den Schlachtenruhm vergöttert, der kann nicht beſſer geheilt werden, als wenn man ihn in's Zeughaus zu Berlin treten läßt, und ihm dieſe Masken zeigt, welche den Kriegsjammer in ſeiner ganzen entſetzlichen Blöße uns vor Augen führen.

Und doch zeigen dieſe ſchmerzverzerrten Züge ſterbender Krieger nur einen kleinen Theil des Elends. Den Jammer der Familien, welchen ihre Ernährer, ihre Väter, ihre hoffnungsvollen Brüder und Söhne entriſſen, welchen der Wohlſtand untergraben, das Glück geraubt — den hat er uns nicht dargeſtellt. Es fehlen hier noch die Bilder verwüſteter, blutgedüngter Felder, zerſtörter Städte und Dörfer, kurz, es fehlt

noch jener tausendfältige Jammer, welchen aller Glanz, aller Ruhm nicht bedecken kann.

Dem Zeughause gegenüber liegt das Palais des verstorbenen Königs, Friedrich Wilhelm III., welches, wie ich schon früheer wähnte, ein sehr bescheidenes Aussehen hat. Es war damals unbewohnt, wird aber wahrscheinlich jetzt von dem Sohne des Prinzen von Preußen in Besitz genommen sein, für den es der König bestimmt hat. Das Palais steht durch einen Ueberbau, unter welchem weg eine Straße führt, mit dem Palais der Fürstin von Liegnitz, des verstorbenen Königs zur linken Hand angetrauten Gemahlin, in Verbindung. Hier in einem dieser Zimmer saß der König schon todeskrank und sah der Grundsteinlegung des Denkmals für Friedrich den Großen zu. Er konnte, nach seiner eigenen Aeußerung, aber nichts davon sehen, da der große Platz vor ihm von einer ungeheuren Menschenmenge angefüllt war. Wie mochte dem Könige wohl zu Muthe sein, da er, den Tod im Herzen, sein Volk so lebensfroh auf und niederwogen sah, dem Ruhme eines großen Fürsten huldigend? Dachte er da nicht an die Hinfälligkeit alles Glanzes, an den allein dauernden wahren Ruhm, an die Ewigkeit des Volkes, welches doch am End stets der Richter der Thaten seiner Fürsten bleibt?

Das Sterbezimmer des Königs, welches noch ganz in dem Zustande war wie zur Zeit seines Todes, zeugte von einer höchst rührenden Einfachheit, welche überhaupt ein hervorstechender Charakterzug dieses Monarchen gewesen sein soll.

Das schönste Denkmal, welches Berlin besitzt, befindet sich auf einer Brücke neben der königlichen Burg. Es stellt einen Kurfürsten dar, welchem Preußen den Anstoß zu seiner Größe verdankt. Es ist fast so kolossal, wie die Reiterstatue Peter des Großen in Petersburg. Seltsam machen sich übrigens

die vier nackten Sklaven, welche gefesselt zu Füßen des Pferdes sitzen. Man konnte mir nicht sagen, ob es besiegte Feinde oder eine symbolische Darstellung der überwundenen, gebändigten Leidenschaften sein sollen.

Bei der Brücke, auf welcher dieses Denkmal steht, beginnt das alte Berlin, welches eine ganz andere Physiognomie als die Neustadt hat. Hier sieht man noch kleine, enge, düstere Straßen, mit schmutzigen, kleinen Häusern, welche man leicht als die Wohnungen der Armuth erkennt. Sonderbar genug hat dieser Stadttheil dennoch den stolzen Namen „Königsstadt". In der Königsstraße befindet sich dicht neben großartigen Jouvelierläden eine schmale, endlos lange Gasse, welche ich, ihrer Aehnlichkeit mit einer Straße in Frankfurt a. M. und in andern Städten halber, für eine Judengasse oder ein sogenanntes Ghetto hielt. Zu meiner Verwunderung hörte ich aber, daß diese Straße von lauter öffentlichen Mädchen bewohnt sei. Wahrlich, in einen abschreckendern Winkel konnte man diese nicht leicht verweisen.

Es befindet sich aber auch in der That neben dieser Straße eine Judengasse, der kleine Jüdenhof, welcher eine wahrhafte Galgen-Physiognomie hat. Mehrere Male soll derselbe der Schauplatz sehr blutiger Auftritte gewesen sein, wie das in allen Städten, wo Juden wohnten, der Fall gewesen ist.

Es sind überhaupt in diesem Stadttheile, und zwar in wenigen Straßen zusammengedrängt, welche der Ursprung Berlins sind, die alterthümlichsten Gebäude. Von dem Kloster habe ich schon gesprochen. Neben diesem Kloster befindet sich auch die Burg, welche die ersten Markgrafen vor fünf Jahrhunderten inne hatten. Sie steht unmittelbar neben dem Kloster und ist noch ziemlich gut erhalten. Jetzt nennt man diese Burg Lagerhaus und sie dient einigen städtischen Be-

hörden zum Aufenthalte. Gegen die jetzige Königsburg und Residenz des Königs hat diese Burg übrigens ein sehr bescheidenes Ansehen.

Ich habe nicht leicht in einer andern Stadt so viele Schenken, Restaurationen, Bierhäuser und Speisekeller bemerkt, wie in Berlin. Ueberhaupt erschien mir das Berliner Volk sehr lebenslustig und beweglich, aber man sieht hier nicht die vierschrötigen, kräftigen Gestalten, wie im Süden. Das Volk sieht zumeist sehr verhungert aus. Man bemerkt es wohl, daß hier mehr Spirituosa, als gute nahrhafte Biere getrunken werden. Die Leute scheinen aber hier viel vertragen zu können, denn ich habe sehr selten einen Betrunkenen gesehen. Nur auf dem Stralauer Fischzuge, einem Berliner Volksfeste, welches in einem an der Spree belegenen, eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Fischerdorfe gefeiert wird, sah ich Berauschte in zahlloser Menge. Es schien dem Volke an diesem Tage so kannibalisch wohl wie fünfhundert Säuen zu sein, es fielen auch einige Prügeleien vor, aber die Polizei, welche man in Berlin überall sieht, wo irgend eine Volksmasse zusammenkömmt, war sehr zurückhaltend und es kam zu keinen ernstlichen Excessen, obgleich hier das Publikum zumeist aus den untersten Klassen bestand.

Bei Nacht gewinnt die Stadt, namentlich von der Königsburg bis zum Brandenburger Thor, einen feenhaften Anblick. Es fehlt dann auch nicht an weiblichen Feen, welche die Stadt nach allen Seiten durchstreichen. Nach dem wogenden Männergewühl werfen sie ihre Angeln aus, und ihr hübscher, oft graziöser Wuchs ist keine schlechte Lockspeise, an der auch oft ein Fang hängen bleiben mag. Oft sah ich, daß ein Mann plötzlich vor einer solchen, ihm begegnenden Fee stehen

blieb, ein Paar Worte mit ihr wechſelte, ihr recht galant ſeinen Arm anbot, und das Pärchen, das ſich ſo ſchnell gefunden, verſchwand bald in irgend einem dunkelen Eingange eines Hauſes.

Wie viele kleine Romane mögen hier an jedem Abende, in jeder Nacht geſpielt werden? — Welch ein Anblick, wenn plötzlich die Wände niederfielen! — Welche Scenen mag in dieſer Stadt die Alles verſchleiernde Nacht verbergen?

Hundertelftes Kapitel.

Eine Kriegsscene.

Der Fürst v. B... — Die unterbrochene Bachanalie. — Fünf Damen und sechs Herren. — Küsse und Messer. — Die Kapitulation.

Einige Tage zuvor, als ich vor dem preußischen Hofe in Sanssouci zu tanzen die Ehre hatte, kam der junge Fürst v. B... zu mir und theilte mir mit, daß er in dem Hotel du Nord eine Feete zu geben beschlossen habe, an welcher seine Freunde theilnehmen würden, und bat mich, dem kleinen Feste mit beizuwohnen.

Ich fragte ihn, ob noch mehrere Damen anwesend sein würden, was er mir bejahte, und auf meine Frage, wer diese Damen seien, nannte er mir einige junge Schauspielerinnen, von welchen ich einige kannte. Ich wollte zuerst nicht auf seinen Vorschlag eingehen, er drang indessen so lange in mich, bis ich ihm endlich zusagte, und er versprach mir, mich in seinem Wagen abholen zu lassen.

Er hielt Wort, und ich fand eine recht artige Gesellschaft vor. Wir hatten ein recht hübsches Zimmer, gute Speisen und köstliche Weine, auch der Champagner fehlte nicht.

Die kleine Gesellschaft, welche aus sechs Herren und fünf

Damen bestand, wurde recht munter und vergnügt, die Unterhaltung kam vortrefflich in Zug, und namentlich war der junge Fürst, welcher an meiner Seite saß, ungemein aufgeräumt.

Der Fürst schien mich ausschließlich in Beschlag nehmen zu wollen; die andern Damen hatten ebenfalls jede ihren bestimmten Freund, zu dem sie sich zu halten wohl Ursache haben mußten, denn sie schienen von ihren Freunden ziemlich eifersüchtig bewacht zu werden. Der sechste Herr, welcher keine Dame hatte, schien aber mit dieser Eintheilung sehr unzufrieden zu sein, und bedauerte es, daß er sich nicht ebenfalls mit einer Dame versehen hatte. Da ich mich nicht verpflichtet hielt, dem Fürsten allein meine Aufmerksamkeit zu schenken, und ich den einzelnen Herrn höchst interessant und geistreich fand, so zog ich diesen mit in unsere Unterhaltung, was ihm sehr zu gefallen schien.

Die Herren, und besonders der junge Fürst hatte, wie gesagt, schon sehr viel getrunken, und in dieser Aufregung wußte er von nichts Anderem als von solchen Dingen zu sprechen, die man gern unter vier Augen abmacht. Er mochte in der That in Berlin sehr viele Eroberungen gemacht haben, aber es war doch nicht hübsch die armen Frauen vor so vielen Zeugen zu compromittiren, und ich sagte ihm daher, daß ich nicht hoffe, daß er sich jemals meiner Eroberung rühmen würde.

Und warum nicht, fragte er, wenn ich Sie habe?

Sie werden mich aber nicht haben, versetzte ich.

O, rief der junge Mann, Sie sollen sich vergebens dagegen sträuben.

Mit diesen Worten umarmte mich der muthwillige Mensch und gab mir ein Paar Küsse, ehe ich etwas zur Vertheidigung thun konnte.

Sehen Sie, rief er, so verfährt man mit widerspenstigen Damen, und seien Sie versichert, ich komme weiter.

Das ist sehr abscheulich von Ihnen, rief ich, mich erhebend, Sie haben mir versprochen, daß Sie sich artig gegen mich benehmen würden, aber ich sehe mich veranlaßt, Sie jetzt zu verlassen.

Hier kömmt Niemand ohne meinen Willen hinaus, rief der junge Fürst. Ich habe den Schlüssel in meiner Tasche.

Die andern Herren machten es mit ihren Damen nicht besser, sie küßten sie nach Herzenslust, und sie wurden darüber ebenfalls ungehalten, denn sie schienen ebensowenig auf eine Bachanalie vorbereitet zu sein.

Meine Damen, sagte ich, wenn diese Herren sich gegen uns verschworen haben, dann ist es an uns, uns in Vertheidigungszustand zu setzen, und ich hoffe, dieser Herr hier, ich zeigte auf den jungen Mann, welcher keine Dame hatte, wird unser Ritter werden.

Mit diesen Worten nahm ich ein Messer zur Hand und die andern Damen folgten meinem Beispiele.

So rasch hatte sich diese Scene umgewandelt.

Es standen sich jetzt zwei kampflustige Parteien gegenüber.

Die Herren aber schienen durchaus nicht kleinmüthig zu werden. Sie lachten über diesen Amazonenstreich, wie sie es nannten, und der junge Fürst rief:

Nur immer zu, meine schöne Amazone, ich fürchte Sie nicht, denn wenn Sie auch eine Waffe in der Hand haben, Ihr schwellender Busen giebt Sie doch in meine Gewalt. — Ich fürchte die Amazonen nicht, so lange sie Brüste haben.

Und ich die Männer nicht, so lange sie keine Bärte haben, versetzte ich.

Ach — Sie rechnen alſo meinen Schnurrbart für nichts? rief der junge Fürſt.

O, den habe ich noch nicht bemerkt, rief ich, meine vertheidigende Stellung behauptend.

Die jungen Leute lachten und füllten abermals die Gläſer, welche auch bald geleert waren.

Meine Damen, rief der junge Fürſt, ich hoffe, Sie folgen unſerm Beiſpiel und leeren ebenfalls Ihre Gläſer, dann mag in Gottes Namen der Kampf beginnen. Wir wollen Sie ritterlich erobern, wie die Römer die Sabinerinnen.

Wenn Sie ſich die Römer zum Muſter nehmen, ſagte ich, dann werden Ihre Thaten eben nicht ſehr ritterlich werden, und ich werde Ihnen auch zeigen, daß ich keine Sabinerin bin.

Ich werde aber dennoch ein Römer ſein, verſetzte der junge Fürſt.

Nun, wohlan, riefen die Herren, wenn die Damen zu trinken ſich weigern, ſo iſt es ihre Schuld, wenn ſie unſerer Begeiſterung keine gleiche entgegenſetzen können und deſto ſchneller unterliegen. So ſei ihnen denn hiermit der Krieg erklärt.

Ei was, rief der junge Fürſt, die Schönen ſind vogelfrei, es bedarf keiner Kriegserklärung, man fängt ſie.

Es wäre ſehr gut, wenn wir von ſolchen loſen Vögeln befreit wären, rief eine der Damen.

Bei Gott, rief der junge Fürſt lächelnd, das iſt ein homeriſches Gezänk, welches den Kampf verſüßt.

Ich denke, Sie fangen nur, rief ich ihm zu.

Das werden Sie gleich ſehen, verſetzte der junge Fürſt.

Er drang nun auf mich ein, die andern Herren thaten daſſelbe mit ihren Damen.

Diese verbarrikadirten sich hinter dem Tische, ich aber hielt dem jungen Manne ein Messer entgegen und sagte:

Ich spaße nicht, bleiben Sie fern.

So stehen Sie uns doch bei, riefen die Damen dem sechsten Herrn zu, welcher dieser Scene lachend zuschaute und sich bis jetzt ganz neutral verhielt.

Meine Damen, rief der junge Mann, dieser Kampf ist zu ungleich. Ich würde es mit fünf Männern zu thun haben, ich ganz allein, denn Sie selbst können unmöglich in Betracht kommen, was vermag eine zarte Dame gegen einen kräftigen jungen Mann? Aber ich mache Ihnen einen Vorschlag: kapituliren Sie, und ich will dann das Meinige thun, die möglichst günstigen Bedingungen für Sie zu erhalten.

Was mich anbetrifft, rief ich, so lasse ich mich auf keine Kapitulation ein, sie müßte denn darin bestehen, daß der Fürst uns sein Ehrenwort giebt, mich unbehindert gehen lassen zu wollen.

Ich werde mich hüten, rief der Fürst.

Und wir stellen dieselbe Bedingung, riefen die anderen Damen.

Wir wollen sehen, wer hier Bedingungen zu stellen hat, rief der junge Fürst, wir nehmen nur Unterwerfung auf Gnade und Ungnade an.

Diese Worte waren das Signal zum Kampfe. Natürlich nahmen die Herren das Ganze nur für einen Scherz, und es wurde ihnen auch gar nicht schwer, ihre Damen zu erobern, die sich dann auch in ihr Schicksal fügten und sich tüchtig abküssen lassen mußten.

Ob die Herren noch außerdem etwas thaten, weiß ich nicht, denn ich war in der Hitze des Kampfes, welcher bei mir vollkommen Ernst war. Der Fürst hatte schon eine, wenn auch

sehr leichte Wunde an der Hand erhalten, die ihn wenigstens überzeugte, daß ich die Sache ernst nahm, da er aber immer hitziger wurde, so hätte dieses Spiel doch leicht eine unangenehme Wendung nehmen können. Glücklicher Weise wurde in diesem Augenblick stark an die Thüre gepocht. Der junge Fürst fragte, wer draußen sei, und eine mir sehr bekannte Stimme gab Antwort. Der junge Fürst öffnete und mein Freund v. K... trat ein.

Er war auf einige Tage verreist gewesen, und ich hatte für den Fall seiner Rückkehr in meiner Wohnung hinterlassen, wo er mich finden würde; sein Erscheinen war mir natürlich so sehr willkommen, als es dem jungen Fürsten unwillkommen war. Er war indeß mit v. K... sehr befreundet und nahm gar keinen Anstand sein Attentat in dessen Gegenwart fortzusetzen. Da ich nun einen Zwist zwischen den beiden Freunden zu veranlassen fürchtete, so nahm ich sie, da ich jetzt sicher vor dem jungen Sausewind war, Beide bei der Hand und setzte mich zwischen ihnen.

Unser neutraler junger Mann hatte indessen ein Paar Damen seiner Bekanntschaft vorüber gehen sehen, er zeigte sie dem Fürsten und machte ihm den Vorschlag, sie hinauf zu führen, womit der Fürst einverstanden war. Bald darauf kam er auch wirklich mit seinen beiden Damen zurück. Es waren ein Paar recht schöne Frauen. Die Eine war eine junge Wittwe, die Andere ebenfalls eine junge, von ihrem Manne geschiedene Frau.

Sie schienen auf eine so große, und namentlich auf eine Damengesellschaft nicht vorbereitet zu sein, und wollten, als sie uns bemerkten, sofort wieder umkehren. Der junge Fürst hielt sie indeß zurück, stellte uns gegenseitig vor, und sie entschlossen sich dann auch zu bleiben.

Ich fand die jungen Frauen bald eben so interessant, als schön.

Die geschiedene Frau erzählte mir die Geschichte ihrer Scheidung mit folgenden Worten:

Der junge v. P... machte mir lange Zeit den Hof. Ich hatte kein Vermögen, und da ein junges Mädchen vor Allem versorgt sein will, so gab ich ihm endlich meine Einwilligung, so häßlich v. P... auch war. Ich liebte ihn nicht besonders, aber ich dachte, die Liebe ist zur Ehe eben nicht besonders nothwendig, da sie doch nicht ewig dauert und so viele Ehen auch ohne diese ganz leidlich sind. Die Gewohnheit, diese stärkste und dauerndste Neigung der Menschen, thut Alles, und ich hoffte ebenfalls mit ihr durchzukommen. Es ging meinerseits auch ganz gut, und ich war meinem Mann wirklich treu; daß er es mir, trotz seiner Liebe, nicht war, daran glaubte ich nicht. Aber eines schönen Tages, als ich am Tische saß und auf meinen Mann wartete, ließ sich eine mir unbekannte Dame bei mir melden, die ich empfing. Sie führte sich mit folgenden Worten bei mir ein:

Ich bin Ihnen unbekannt?

Ich erinnere mich Ihrer nicht.

Ich bin die Freundin Ihres Mannes.

Die Freundin meines Mannes?

Daß ich deutlich rede, denn deshalb bin ich hier, ich meine, ich bin die Maitresse Ihres Mannes.

Sie können sich nun meine peinliche Lage denken.

Das ist nicht übel, versetzte ich, und was führt Sie zu mir?

Die Person erzählte mir nun, daß mein Mann nicht weniger als fünf Maitressen habe, bei denen er abwechselnd die Zeit verbringe. Ich würde ihn z. B. des Mittags bei der und

der finden, und ſollte mich davon überzeugen. Er habe auch ſchon einige Kinder. Kurz, ſie theilte mir da ganz allerliebſte Dinge von meinem Herrn Gemahl mit. Weshalb ſie das that und zur Verrätherin wurde, auch das ſagte ſie mir ganz unverhohlen.

Die Urſache war — daß ihr Geburtstagsgeſchenk nicht nach ihrem Wunſche ausgefallen war.

Ich entließ die charmante Dame und folgte ihrem Rathe, ſuchte am folgenden Mittage meinen Mann bei der bezeichneten Perſon auf und fand ihn da wirklich in einer ſehr intereſſanten Situation.

Nun warf er ſich mir zu Füßen und bat um Verzeihung.

Ich will über das Vergangene einen Schleier decken, ſagte ich ihm, aber Du entſagſt dieſem unſläten Umgange.

Mein Mann verſprach es zwar mit den heiligſten Betheurungen, aber es blieb dennoch beim Alten, und ich drang auf Scheidung. So bin ich denn eine Frau ohne Mann, eine Wittwe, trotzdem daß mein Mann noch lebt, aber ich befinde mich ſo ganz gut. Ich habe eingeſehen, was bei den Männern Treue und Liebe heißt, und bin jetzt klug genug, ſie nie mehr zu beanſpruchen und an ſie nie mehr zu glauben. Ich habe daraus meine Moral gezogen und mache mir keine Vorwürfe, wenn ich weder wie eine Nonne, noch wie eine Lukretia lebe.

Die intereſſante Frau zeigte bald, wie gerecht ſie gegen ſich ſelbſt war. Unſer neutraler Sechster, der ſie in unſere Geſellſchaft eingeführt, befaßte ſich ſehr angelegentlich mit ihr. Der junge Fürſt, welcher einſah, daß ich nicht ſo leicht zu fangen ſei, verſuchte ſeine Kunſt bei der jungen Wittwe. Die Gläſer machten wieder die Runde, die Unterhaltung wurde lebhafter, die allernärriſchſten Dinge wurden vorgebracht, und

endlich mußte ich mich bequemen einen Fandango zu tanzen; die Schauspielerinnen spielten, die Sängerinnen sangen, an Musik fehlte es ebenfalls nicht, da wir einen Flügel hatten, und so verbrachten wir noch sehr angenehm den Abend und schieden erst sehr spät als die besten Freunde.

Warten Sie nur, flüsterte mir der Fürst beim Fortgehen zu, heute haben Sie Ihren Willen bekommen, ich werde mich aber bald bei Ihnen einstellen und dann soll kein Gott Sie vor meiner Liebe schützen.

Nun, wir wollen es darauf ankommen lassen, versetzte ich, ob mein Haß oder Ihre Liebe stärker sein werden.

O, zum Hassen sind Sie nicht geschaffen, sagte der Fürst.

Es mag sein, daß ich nicht dazu geschaffen bin, entgegnete ich, aber ich verstehe es trotzdem sehr gut.

Nun gut, wir wollen sehen, ich werde es darauf ankommen lassen.

Mit diesen Worten entfernte sich der Fürst.

Als ich nach Hause kam hatte ich noch einen harten Kampf mit meinem Freunde v. K... zu bestehen, welchem der Wein ebenfalls so zu Kopf gestiegen war, daß er mir nun Vorwürfe über mein zu freundliches Benehmen machte.

Ich ärgerte mich darüber ein wenig und rief: Ihr Männer seid ohne Ausnahme Teufel. Ihr glaubt durchaus keine andere Bestimmung zu haben, als unsere Tyrannen sein zu müssen. Aber, mein Herr, ich lasse mich von keinem Manne tyrannisiren. Ich bin wie ich bin, und mag nichts anderes sein. Man liebe mich so oder gar nicht.

Ob Du nicht selbst ein kleiner Teufel bist! rief v. K...

Das wäre in der That für jede Frau sehr gut, denn wir würden in Eurer Hölle um so mehr leiden, jemehr wir Engel wären. — Ich mag auch kein Engel sein.

Du magst nicht? Und dennoch bist Du mein lieber, süßer Engel, rief v. K...

So sind diese Männer. Sie machen aus uns was sie wollen. In einem Athemzuge sind wir ihre Teufel und ihre Engel. Es ist aber doch wenigstens eine Abwechselung, die gewiß nicht den kleinsten Theil unserer Reize ausmacht. Die Männer bleiben sich aber wenigstens hierin eisern consequent: Sie mögen sein, was sie wollen, in gewissen Momenten kann man sie Alle zu Kindern machen.

Man sagt: Vor dem Kammerdiener giebt es keinen großen Mann.

Ich füge hinzu: Die Kammer macht alle Männer gleich.

Hundertzwölftes Kapitel.

Ein verliebter Narr im Dunkeln.

Ein Berliner Rentier. — Merkwürdiger Styl eines Liebesbriefes. — Küsse und Bisse. — Qui pro quo.

Zu meinen Verehrern, d. h. zu denjenigen, welche mich gern tanzen sahen, gehörte auch ein Herr H. Es war ein kleiner, aber ziemlich beleibter Mann, mit rothen, runden Wangen, einer ungemein starken Nase und kleinen, schlaublinzelnden Augen. Dieser Mann war vor vielen Jahren einmal in Paris gewesen, und obwohl ihn eine schon bedeutende Franzosenliebe dahin geführt, so brachte er sie doch noch zu einem höhern Grade gesteigert nach seinem Vaterlande zurück. Seine Bekannten nannten ihn deshalb den Franzosen, welchen Beinamen er, als einen höchst schmeichelhaften, gern acceptirte.

Dieser kleine Herr war es, welcher sich ganz außerordentlich in mich verliebte und in der That einen sehr ehrenwerthen Weg einschlug, mir diese Liebe zu erkennen zu geben. Er suchte nicht durch glänzende Geschenke, wie so viele andere thaten, mich seinen Wünschen geneigt zu machen; er sagte ganz kurz, daß seine Liebe zu mir die höchste Potenz, wie er sich ausdrückte, erreicht habe, und daß er entschlossen sei, mich

partout zu heirathen. Dieſes kündigte er mir in folgendem Briefe an:

Meine allerſchönſte Donna Lola Montez, geborne Spanierin, geweſen in Paris, in Petersburg, in London und derzeit in Berlin.

Es iſt endlich partout hohe Zeit mit den sentiments meines für Sie innig glühenden Herzens hervorzutreten, ſintemalen ich ein ſolches Alter erreicht habe, welches ohne Eheſtand partout nicht überſchritten werden darf. Es wird, ich geſtehe es Ihnen mit Stolz, in der ganzen preußiſchen Monarchie, von Memel bis Münſter, kein männlich organiſirtes Weſen exiſtiren, welches Sie heißer, inniger, brünſtiger, treuer, dauernder, ſubtiler, unheilbarer, raſender lieben könnte, als ich, Ihr ergebenſter, unterſchriebener Rentier von 2000 Thalern jährlich Jacob Michel H...

Indem Sie wohl einſehen, was bei Ihrem glänzenden Verſtande nicht ſchwer ſein wird, daß ich kein junger Windbeutel bin, ſondern partout ein höchſt geſetzter Funfziger, von geſundem Menſchenverſtand, einfacher Unbefangenheit, gut disponirt zur Erfüllung aller ehelichen Pflichten, fern von aller jugendlichen Thorheit, da ich keine Sitte in Paris ſtudiert habe, und dort alle meine deutſchen Tölpelhaftigkeiten abgelegt habe, da ich ferner toujours noble bin und eine Rente von ſage zweitauſend Thalern habe, welches dem Auskommen eines Miniſters Excellenz beinahe um die Hälfte gleich zu erachten iſt, und mehr iſt, als was ein Obriſt erhält, der ſich doch noch einige Pferde und gewöhnlich auch ein paar Maitreſſen halten muß — mon Dieu, meine aller-

schönste, spanische Donna, die Sie doch als Tänzerin mit einem Manne weit besser daran sind, und zwar partout — was ist da noch zu bedenken? — Also alsdann kann ich wohl darauf rechnen, trotz Ihrer wiederholentlichen Ausrede, niemals partout heirathen zu wollen, daß ich mich als dero glücklichen Verlobten zu gratuliren habe, und mich als solcher baldigst präsentiren kann. Seien Sie gefaßt auf eine himmelblaue Ehe und leben Sie süß, allercharmanteste Herzenseigenthümerin

Ihres

Sie ewig und heiß liebenden

Jacob Michel H...

Berliner Rentier mit zweitausend Thalern jährlich und deutscher Bürger-Grande 1. Klasse.

Dieses Billet, welches in deutscher Sprache geschrieben war, konnte ich nur mit Mühe entziffern, und ich hätte doch den Sinn nicht ganz verstanden, wenn nicht mein Freund v. K., welchem ich das Ding zeigte, mir behülflich gewesen wäre. Wir mußten Beide recht herzlich darüber lachen und Freund v. K... sagte mir:

Ich wünsche weiter nichts, als gerade anwesend zu sein, wenn dieser deutsche Grande 1ster Klasse und Ihr verlobter Bräutigam erscheint.

Und was wollen Sie dann thun? fragte ich.

Nun, eine recht amüsante Comödie spielen.

Es war gewiß ein merkwürdiger Zufall, daß diesem Wunsche, als er kaum ausgesprochen war, die Erfüllung folgte.

Es klingelte und die Wirthin meldete uns den Rentier Herrn H...

Sie sind nicht zu Hause, sagte v. K..., rasch einen Plan

faſſend, bitte, gehen Sie in Ihr Schlafkabinet, und überlaſſen Sie es mir, mich mit dem Narren abzufinden.

Ich machte zwar Einwendungen, da ich irgend einen böſen Streich fürchtete, doch mein Freund bat mich ſo dringend, ihm dieſe Sache zu überlaſſen, daß ich ihm wohl endlich nachgeben mußte und mich in mein Schlafkabinet zurückzog. Er ſelbſt ging dann hinaus, und nachdem er auf dem Entree das Licht ausgelöſcht und die Wirthin inſtruirt hatte, warf er ſich raſch einen meiner Hausröcke nebſt Nachtmütze über und erwartete ſo den Ankömmling, welchen die Wirthin nun auf ſein Zeichen hineinließ.

Es war im Zimmer ſtockfinſter, denn ich hatte das Licht mit in mein Kabinet genommen, und ſtand, neugierig lauſchend, an der ein wenig geöffneten Thüre.

Guten Abend, meine Charmante, rief er mit lauter Stimme, noch ehe er in's Zimmer getreten war.

St! St! rief v. K... und hielt Herrn H... die Hand auf dem Mund.

Iſt jemand Fremdes da? fragte er.

St! St! flüſterte v. K... abermals, und zog den Rentier zu ſich auf das Sopha.

Ah, charmant, heißgeliebtes Donnachen, ſagte dieſer nun etwas leiſe, und ſchien ganz außer ſich über dieſen Empfang zu ſein, Sie fürchten gewiß Ihre neugierige Wirthin und Sie haben Recht. Sie muß Alles wiſſen und fragte mich draußen tauſend Dinge, ehe ſie mich hier hineinließ. Aber ſie erzählte mir auch ſehr angenehme Dinge, meine Herzlola.

Zum Beiſpiel? hauchte v. K...

Nun, daß Sie meinen Namen ſchon öfter, und ſogar im Traume ausgeſprochen haben. Erſt heute, als Sie Ihren Mittagsſchlaf hielten und ſie zufällig in's Zimmer trat, will ſie

nicht seltener als zwanzigmal meinen theuren Namen über Ihre süßen Lippen haben entschlüpfen hören, ach, liebes Donnachen, wie glücklich macht mich das.

Es trat eine kleine Pause ein und ich hörte, daß Jemand einen Kuß erhielt.

Ach, wie schön ist es hier, fuhr dann der glückliche Rentier fort, wir sind allein, in einem egyptisch erleuchteten Zimmer. Welch eine romantische Situation. Ein Junggeselle und eine Donna, so ganz allein, auf einer schwellenden Ottomane, Beide mit so unendlich vielen Reizen ausgerüstet. O, welch ein Feuer rinnt durch meine Adern, ich glaube, es ist spanisches Feuer! Und Sie, meine schöne Lola, brennen Sie nicht auch wie eine spanische Fliege? Ach, gewiß, ich fühle, wie Sie glühen.

Es entstand abermals eine kleine Pause, die wieder mit einem Kusse ausgefüllt wurde, welcher ein Geräusch beinahe wie ein Pistolenschuß machte. Der Herr Rentier schien nun an meinem Freunde allerlei Untersuchungen anzustellen, er schien sich aber nach gerade ganz vortrefflich aus der Schlinge zu ziehen.

Ich biß die Zähne heftig zusammen, um nicht laut aufzulachen.

Wie hat Ihnen denn mein Brief gefallen, fuhr der Verliebte fort, allerliebst, nicht wahr? Riecht nach Pariser Luft, nach spanischer Grandezza, nicht?

Und wiederum drückte er auf meines Freundes Hand einen herzhaften Kuß, er schien aber durchaus avanciren zu wollen, und versuchte es, seinen Kuß höher anzubringen, da aber Herr v. K... einen Schnurrbart trug, so hatte er alle Ursache, ihm dieses zu wehren.

Aber mon Dieu, rief der arme Teufel, warum soll ich denn nur immer die Hand küssen, warum denn nicht auch Ihren süßen Mund? O, mein theures Lolachen, Bräutchen, Engelchen, wie glücklich werden wir mit einander sein. Wir werden eine spanische Ehe führen, unser Ehebette wird wie im Himmel stehen.

Mit diesen Worten wurde Monsieur H... ein wenig ausgelassen, und mein Freund konnte ihn nur dadurch abwehren, daß er ihm einen tüchtigen Biß versetzte. Herr H... schrie laut auf.

Alle Wetter, rief er, Sie müssen dabei nicht so beißen, mein liebes Kind, keinesweges. Mon Dieu, die Liebe muß so süß wie Honig sein und darf durchaus keinen Schmerz verursachen.

Der laute Schrei des gefoppten Narren, so wie seine Worte, wirkten so gewaltig auf mein Zwerchfell, daß ich mich des lauten Lachens nun nicht länger mehr enthalten konnte. Da mir der Spaß auch lange genug gewährt zu haben schien, so trat ich mit einem Lichte in das Zimmer, und man kann sich nun das verdutzte Gesicht des armen Teufels vorstellen, welcher plötzlich das fatale qui pro quo erkannte und sich selbst dabei überraschte, als er den Herrn von K... fest umschlungen hielt, und ihm einen herzhaften Kuß auf seinen Schnurrbart drückte.

Als hätte ihn die Tarantel gestochen, so sprang er von dem Sopha auf, griff wie wahnsinnig nach seinem Hute, riß stürmisch die Thüre auf, und stürzte wie ein Besessener die Treppe hinunter.

Ich habe diesen Narren späterhin nur noch ein einziges Mal gesehen.

Wir begegneten uns unter den Linden. Er machte mir ein Paar Augen wie ein Menschenfresser, und rief mir ein paar Worte nach, die ich nicht verstand.

Indessen war ich nun so glücklich, von einem Narren befreit zu sein, welcher ein wahres Kabinetsstück war.

Ich hätte mir diesen Menschen gern als Affen gehalten, und er würde mir gewiß vielen Spaß gemacht haben, aber Gott behüte jede Frau vor einem solchen deutschen Granden, welcher in Paris war, spanisches Blut und zweitausend Thaler jährliche Renten hat.

Ja, gewiß beſſer als eine Königin, welche ſich zu einem gemeinen Gardeſoldaten herabläßt, rief die erſte wieder.

Nun, was iſt's weiter, ſagte der junge Mann, welcher mich noch fortwährend betrachtete (ſie nannten ihn Albert), haben wir nicht in Schweden einen König auf dem Thron, welcher von einem obscuren Advokaten herſtammt?

Als der junge Mann ſo geſprochen hatte, fiel die ganze Geſellſchaft über ihn her.

Wie, Sie billigen das Verhältniß der Königin Chriſtine? riefen die Damen.

Ich billige es nicht, ich wollte nur ſagen, daß wir in einer Zeit leben, die confuſe Begriffe von der königlichen Würde hat. Sehen wir nicht, daß der rechtmäßige König von Frankreich wie ein Geächteter umherirrt? — Geht es nicht eben ſo dem braven Don Carlos? Herrſcht in Schweden der legitime Königsſtamm? Ja, wir leben in einer gottloſen Zeit.

Nachdem der junge Mann dieſe Worte ausgeſprochen hatte, ſeufzte die ganze Geſellſchaft, und der älteſte Offizier ergriff plötzlich zu meiner nicht geringen Verwunderung ein Geſangbuch und ſagte:

Beten wir für die ſündige Welt.

Ich hielt dieſe Aufforderung für Spaß, aber nicht lange währte dieſer Irrthum, der Offizier begann in der That ein paar Verſe herzubeten, und die ganze Geſellſchaft ſtimmte mit ein.

Ich ſcheine hier in ein Tollhaus gerathen zu ſein, dachte ich bei mir.

Als der Geſang zu Ende war, hielt der alte Offizier eine Rede, die ich nur ſehr theilweiſe verſtand. Das Wort „ſündhafte Welt" kam aber ſehr oft darin vor.

Ich hatte keine große Luſt, mich ſo entſetzlich zu langweilen,

und wollte mit der Frau v. G... ein Gespräch anknüpfen. Statt aller Antwort legte sie mir die Hand auf den Mund und sagte:

Sie sind auch eins von den Weltkindern, ja Sie gehören zu denen, die nicht allein für sich schlecht sind, sondern auch noch Andere durch ihre verführerischen Künste mit fortreißen. Hören Sie den Herrn nur aufmerksam mit an, und die göttliche Allmacht wird sich auch bei Ihnen bewähren und Sie auf einen bessern Weg führen.

Ich konnte mich nicht länger zurückhalten, denn diese Posse war doch gar zu weit getrieben. Ich lachte also laut auf und erwiederte:

Madame, wenn Sie mich eingeladen haben, um bei Ihnen zu beten, so bedaure ich, dies nicht vorher gewußt zu haben. Wenn es mich drängt, meine Andacht zu verrichten, so pflege ich eine Kirche zu besuchen.

Ueberall wo Christen versammelt sind, da ist auch eine Kirche, versetzte Frau v. G..., und wer christlich gesinnt ist, muß beten, wann und wo sich die Gelegenheit findet.

Ich bin durchaus nicht Ihrer Ansicht, Madame, sagte ich, ich denke, es hat Alles seine Zeit. Ich habe mich durchaus nicht auf eine so fromme Gesellschaft eingerichtet, und glaube, es wird daher besser sein, wenn ich sie verlasse. Ich gestehe, daß es mir selbst scheint, als passe ein so sündiges Weltkind, wie ich, nicht in eine so fromme Gesellschaft.

Dieses Zwiegespräch, welches ziemlich laut geführt wurde, hatte die Aufmerksamkeit sämmtlicher Anwesenden erregt, und der Offizier schloß seine Rede sehr rasch mit einem dreimaligen Amen.

Nun versammelte sich die ganze Gesellschaft um meine Person, und es war wirklich lustig mit anzuhören, wie viele

Mühe sich die Damen und Herren gaben, mich zu einer bußfertigen Frömmlerin zu machen.

Es war wirklich nicht zum Aushalten, und ich machte ernstliche Anstalten, diese verrückte Gesellschaft zu verlassen.

Man gab sich nun alle mögliche Mühe, mich zurückzuhalten, da man aber einsah, daß ich mich nicht halten lasse, entließ man mich endlich mit den liebevollsten Ermahnungen, mein Seelenheil zu wahren, da es noch Zeit sei, und die Frau von G... bat mich noch besonders dringend, sie recht bald wieder zu besuchen.

Lieber in der Hölle, dachte ich, als in diesem unheimlichen Hause, und war herzensfroh, wieder frische Luft einzuathmen.

Als ich bald darauf den Herrn T... sprach, dem ich die Bekanntschaft mit der Frau v. G... zu danken hatte, machte ich ihm Vorwürfe darüber, daß er mir die Seelenstörung dieser Damen verschwiegen habe. Er versetzte mir, daß er auf deren Bitten, da sie mich gern kennen lernen wollte, es ihr zugesagt habe, mich zu einem Besuche bei ihr zu bewegen, und daß er sich nicht denken konnte, daß man mich auf eine solche Weise aufnehmen würde.

Aber so sagen Sie mir doch, rief ich, wie konnte sich denn diese Frau einreden, daß sie eine Tänzerin zur Betschwester machen würde, und welches Interesse hat sie daran?

Ach, darum bekümmere ich mich nicht, versetzte Herr T... Ich wollte der Frau v. G... gefällig sein, und habe über die Ursache ihres Wunsches und über die Eigenthümlichkeit des Dienstes, den sie von mir verlangte, nicht weiter nachgedacht.

Nun, Sie konnten sich doch leicht denken, daß, wenn nichts anders, nur ein merkwürdiger Bekehrungseifer dahinter stecken konnte.

O, das ist lange nicht so schlimm, wie es aussieht, versetzte der Herr T...

Sind Sie mit der Frau v. G... verwandt?

Weitläufig.

Hat sie sich niemals die Mühe gegeben, Sie, einen ihrer Verwandten, zu bekehren?

Sie weiß, daß das vergebene Mühe sein würde.

Ich glaube, sagte ich, den Herrn T... scharf ansehend, Sie haben sich mit mir einen Spaß erlaubt.

Gott behüte mich, meine Schöne. Was bewegt Sie, das zu glauben?

Der Besuch meines Freundes v. K... zwang uns, diese Unterhaltung abzubrechen. T... verließ mich, und ich theilte meinem Freunde die närrische Geschichte mit.

Von K... wurde mit einem Male sehr nachdenkend.

Lola, sagte er dann, dahinter steckt etwas, und wir müssen herausbekommen, was es ist. Vor allen Dingen sagen Sie mir, wer ist der Herr T... und auf welche Weise haben Sie ihn kennen gelernt?

Ein Petersburger Freund gab mir eine Empfehlung an die Frau Baronin v. E... Ich wurde zu einer Soirée eingeladen und lernte hier den Herrn T... kennen, welcher sich an diesem Abende viel mit mir unterhielt, mich mit den Theaterverhältnissen bekannt machte und mich auch einige Male besuchte. Sein Betragen war immer sehr gemessen und anständig, und ich faßte Vertrauen zu ihm und erzählte ihm so Manches aus meinem Leben. Dieser Herr überbrachte mir ein Billet von der Frau v. G..., in welchem sie mich höflich um einen Besuch bat.

Und was dieser Herr T... ist, wissen Sie nicht?

Ich habe ihn nie darnach gefragt und er hat es mir auch nie gesagt.

Schon gut, ich werde schon dahinter kommen, diese Geschichte scheint mir höchst verdächtig, und ich zweifle gar nicht, daß man Sie zum Gegenstand irgend einer Intrigue ausersehen hat.

Aber wie wollte man das anfangen? fragte ich.

Das ist es eben, was wir erforschen müssen. Seien Sie versichert, daß dieser Herr T... nur ein falsches Spiel mit Ihnen spielt.

Ich erkannte bald, wie recht mein Freund hatte.

Ein paar Tage nach dem Besuche bei Frau v. G... überraschte mich der junge, unheimliche Mann, welcher mich an jenem Abende nicht aus den Augen gelassen hatte.

Er fragte mich sehr geheimnißvoll, ob ich allein sei, und bat mich, mein Zimmer abzuschließen, und der Wirthin Bescheid zu geben, daß ich Niemanden empfangen könne.

Ich fand dieses geheimnißvolle Benehmen von einem Manne, welchen ich so wenig kannte, sehr sonderbar, und lehnte es ab, seinen Anordnungen Folge zu leisten.

Fürchten Sie mich? fragte er mich sarkastisch.

Mein Herr, versetzte ich, Sie sehen eben nicht sehr fürchterlich aus, aber ich finde das Verlangen, mich mit einem unbekannten Manne einzuschließen, eben so sonderbar wie unschicklich.

Ich möchte nur ungestört und ohne Zeugen mit Ihnen reden, sagte der junge Mann, es ist mir gleich, auf welche Weise Sie das bewerkstelligen.

Wenn Sie mir etwas mitzutheilen haben, so reden Sie in Gottes Namen, wir sind hier ungestört.

Leſen Sie dieſen Brief, ſagte der Herr, und überreichte mir ein Schreiben.

Die Aufſchrift lautete an Donna Lola Montez, die Handſchrift ſchien mir aber gänzlich unbekannt zu ſein.

Von wem iſt dieſer Brief? fragte ich.

Leſen Sie gefälligſt, lautete die Antwort.

Ich öffnete den Brief und ſah zuerſt nach der Unterſchrift. Sie lautete: Fürſt v. B...

Das Schreiben enthielt Folgendes;

„Meine ſchöne Donna!

Der Ueberbringer dieſes, Herr Albert W..., iſt einer meiner vertrauteſten Freunde. Er iſt ſo gütig einen Auftrag für mich zu übernehmen, welchen er Ihnen mündlich mittheilen wird. Ich hoffe, Sie werden keine Hartherzige ſein.“

Und welcher Art iſt der Auftrag, mein Herr, den Sie mir vom Fürſten überbringen?

Mein Fräulein, ſagte der Herr W..., ich werde ohne Umſchweife gerade auf's Ziel losſteuern.

Daran thun Sie recht, verſetzte ich, ich liebe die Umſchweife nicht.

Der junge Fürſt v. B... iſt in Sie verliebt.

Das hat er mir ſchon oft genug ſelbſt geſagt, verſetzte ich, es wundert mich, daß er es mir nochmals durch einen Dritten ſagen läßt.

Er läßt Ihnen weiter ſagen, daß, wenn Sie das Verhältniß mit dem Herrn v. K... abbrechen wollten, er ſogleich unbedingt zu Ihren Füßen liegen würde, und Sie über ſein Vermögen verfügen könnten.

Ich habe dem Fürſten ſchon oft genug erklärt, lautete meine Antwort, daß ich mir keine Bedingungen vorſchreiben laſſe,

und daß er mir nicht so sehr gefalle, um ihm Liebe und Treue schwören zu können.

Der Fürst verlangt nur, daß Sie Herrn v. K... den Abschied geben.

Der Herr v. K... ist mein Freund und ich werde ihn stets als einen solchen behandeln.

Das können Sie immerhin, nur versagen Sie ihm Ihr Haus. —

Ich bin nicht gewohnt, meine Freunde so schmählich zu behandeln.

Und ich glaube nicht, daß Sie Ihr Glück mit Füßen treten werden, versetzte der Herr W... Entschließen Sie sich — diese Brillanten sind die Ihrigen, wenn ich dem Fürsten eine angenehme, befriedigende Antwort bringen kann.

Mit diesen Worten holte der Herr W... einen Kasten hervor, welcher einen kostbaren Halsschmuck enthielt.

Mein Herr, versetzte ich, über das, was zu meinem Glücke erforderlich ist, denke ich am besten zu urtheilen. Bringen Sie dem Fürsten in Gottes Namen seinen Schmuck wieder, und dann erlauben Sie mir die Bemerkung, daß mir die Rolle, welche Sie heute spielen, etwas von der verschieden dünkt, welche Sie vor einigen Tagen mit dem Gesangbuch in der Hand bei der Frau v. G... spielten.

Das fatale Lächeln trat wieder auf dem Gesichte des unheimlichen Menschen hervor.

Wenn Sie auch eine gute Tänzerin sind, versetzte er, so scheinen Sie mir doch jedenfalls eine schlechte Schauspielerin zu sein.

Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?

Sie scheinen mir nicht ganz gut die Talente derjenigen Leute zu würdigen, welche die Erde für eine Bühne und die

Menſchen alleſammt für Schauſpieler halten. Ich bekenne Ihnen offen, daß ich zu dieſen Leuten gehöre. Ich ſpiele meine Rollen je nach den Umſtänden.

Heute ſind Sie fromm und morgen ein — — —

Bitte, meine Schöne, rief der Herr W... sans gêne, Kuppler wollten Sie ſagen.

Ja, ſo meinte ich in der That.

Es kömmt Alles darauf an, fuhr der Herr W... mit einem ſonderbaren Lächeln fort, wie man die Dinge nimmt. Das Wort Kuppler klingt ſehr übel, und dennoch möchte ſich wohl ſchwerlich ein heirathsfähiges Weſen finden, welches dieſe Sünde, wenn nämlich das Verkuppeln eine iſt, nicht auf dem Gewiſſen hätte. Nennen Sie es alſo immerhin kuppeln, wenn ich für den Fürſten bei Ihnen *werbe*. Ich habe allerdings meinen Profit dabei, und wünſche bei Ihnen zum Ziele zu kommen.

Dieſe freche Unbefangenheit des jungen Menſchen ſetzte mich in Erſtaunen, nach und nach fand ich Gefallen an ſeiner Art zu ſprechen, d. h. es amüſirte mich und ich wollte die Unterhaltung mit ihm nicht ſobald abbrechen.

Darf ich fragen, ſagte ich, worin der Nutzen beſtehen würde, welchen Sie von dieſem Geſchäfte erwarten?

Das iſt etwas ſchwer zu ſagen, meine Dame. Einer von uns wird vielleicht roth dabei werden.

Bei dieſen Worten lachte der Menſch wieder auf eine ſo ſarkaſtiſche Weiſe, daß ich die größte Neigung fühlte ihm eine Ohrfeige zu geben, ſelbſt auf die Gefahr hin, dadurch in eben ſo unangenehme Colliſionen zu kommen, wie durch die Ohrfeige, welche ich kurz zuvor einem etwas gar zu unhöflichen Gensd'armen gab.

Wenn Sie glauben, daß ich darüber erröthen müßte, ver-

setzte ich, mich bezwingend, so verlange ich es nicht zu wissen. Aber ich bewundere es, daß der Fürst Ihnen einen Lohn versprochen hat, über welchen eine Dame erröthen muß.

Es ist dieses gerade nicht nothwendig, meine Donna, vielleicht erröthe ich nur allein, ich möchte es fast darauf ankommen lassen und es Ihnen sagen.

Sagen Sie es immerhin, mein Herr, Sie riskiren dabei nicht mehr, als Sie schaamlos sind.

Der Herr W... trat mir einige Schritte näher, sah mir mit seiner ihm eigenthümlichen Unverschämtheit ins Gesicht und sagte dann:

Die erste Nacht, welche der Fürst bei Ihnen zuzubringen das Vergnügen haben wird, werde ich das Vergnügen haben, bei seiner Maitresse zuzubringen.

Und das ist Alles?

Das ist mehr, als Sie schätzen können. Sie kennen dieses Weib nicht, welches der Fürst Ihretwegen aufgeben wird, Sie müssen ihn in Wahrheit verhext haben. Denn soll ich aufrichtig sein, seine jetzige Maitresse ist viel hübscher als Sie sind.

Ich danke Ihnen wirklich für diese Aufrichtigkeit und gebe Ihnen den guten Rath, auch dem Fürsten die Wahrheit zu sagen. Das ist wenigstens etwas, was man von einem Freunde zu fordern hat.

Ich werde mich hüten. Die Fürsten haben keine Freunde, um die Wahrheit zu hören, sondern um Dinge zu erfahren, die ihnen angenehm und schmeichelhaft sind. Wenn ich ihm z. B. sagen könnte: Donna Montez ist in Sie verliebt, sie hat Ihr Geschenk in einem Augenblick zehnmal geküßt, sie hat Sprünge gemacht, daß ich ihr unter die Fußsohlen sehen konnte, so ist diese Mittheilung für mich unbedingt viel lohnender, als die

andere, welche Sie mir vorschlugen, wenngleich sie die Wahrheit ist.

Es thut mir leid, mein Herr, daß Sie diesmal so wenig Ihre Rechnung finden werden, versetzte ich: bestellen Sie dem Fürsten, daß er durch seinen Unterhändler den letzten Rest der Zuneigung verloren habe, die ich etwa noch für ihn gehabt hätte.

Sie sind ein Kind, meine Schöne, entgegnete Herr W..., oder vielmehr, Sie sind ein Weib. Es thut mir leid, daß ich mich in Ihnen getäuscht habe. Ich glaubte, mit der Wahrheit mir Ihre Dankbarkeit zu erwerben. Sie lohnen mir, indem Sie mich beschimpfen. Sehen Sie denn nicht ein, daß ich der Mann bin, mit Ihnen auf alle Bedingungen hin fertig zu werden? Nehmen Sie den Schmuck und machen Sie mir einen Vorschlag.

Den Gefallen kann ich Ihnen thun, sagte ich, scheinbar auf seinen Plan eingehend; sagen Sie dem Fürsten, daß ich den Schmuck angenommen habe, und daß ich ihn erwarte.

Mit dieser Antwort bin ich zufrieden; aber ich bitte darum, sie mir schriftlich zu geben.

Wenn Ihnen meine Worte nicht genügen, so muß ich bedauern.

Aber Sie werden doch dem Fürsten irgend ein Paar unschuldige Worte zu schreiben keinen Anstand nehmen?

Nach einiger Ueberlegung entschloß ich mich dem Fürsten zu schreiben:

„Ich habe Ihren Schmuck durch Herrn W... empfangen. Ich erwarte Sie."

Mit dieser Antwort war Herr W... zufrieden. Er steckte das Billet zu sich und sagte mir, indem er ging:

Meine Liebe, es hängt jetzt von Ihnen ab, eine Rolle zu

ſpielen. — Wenn Sie Ihre Bekanntſchaft zu benutzen verſtehen, wird es Ihnen leicht werden, eine Stellung in der Geſellſchaft zu erhalten, die Ihren Talenten, Ihrem ganzen Weſen angemeſſen ſein wird. Denken Sie ein wenig über mich nach. Ich nehme mir die Freiheit, Sie recht bald wieder aufzuſuchen, vielleicht ſcheint Ihnen dann die Alliance, welche ich Ihnen hiermit anbiete, die guten Dienſte, welche ich Ihnen zu leiſten verſpreche, annehmbarer, und wir werden gute Freunde. Ich verlange von Ihnen nichts, was Ihnen mir zu geben vielleicht ſauer werden würde. Ich werde mich niemals in Sie verlieben, dazu gefallen Sie mir nicht. Ich verlange von Ihnen, im Falle wir uns verſtändigen, nur, daß Sie ſtatt einer ſchlechten Tänzerin — eine gute Schauſpielerin werden ſollen.

Mit dieſen Worten verließ mich dieſer unverſchämte Menſch, aus deſſen Benehmen ich nicht recht klug werden konnte. Ich theilte noch an demſelben Tage meinem Freunde v. K... Alles mit, welcher mir rieth, mir einen ſo unſaubern Menſchen vom Leibe zu halten.

Gott weiß, was der Elende mit Ihnen vorhat, ſagte er, jedenfalls iſt er ein Jeſuit, der Sie, im Intereſſe einer Partei, die leider in Berlin beinahe offen aufzutreten wagt, in ſein Netz zu verſtricken ſucht. Senden Sie dem Fürſten ſeine Juwelen unverzüglich zurück und das Uebrige überlaſſen Sie mir.

Ich folgte dieſem Rathe und führte ihn am andern Morgen aus, aber nach einigen Tagen trat v. K... ganz bleich zu mir ins Zimmer.

Was iſt Ihnen? fragte ich, ihn ſcharf anſehend, denn ich glaubte die Urſache nur zu gut zu errathen.

Ich komme ſo eben vom Fürſten, verſetzte v. K...

Das dachte ich. Was hatten Sie mit ihm vor?

Denken Sie, verſetzte v. K..., der Fürſt behauptet, Sie

haben seinen Schmuck — gegen einen mit falschen Steinen vertauscht.

Wie? rief ich erstaunt.

Sie können sich nun denken, wie hart wir an einander geriethen. Ich nannte seinen saubern Abgesandten einen Schuft und sagte ihm einige Bitterkeiten darüber, daß er sich solcher Leute bediene, die ganz unter seiner Würde seien. Es hätte zwischen uns zu einem Eclat kommen können, wenn nicht glücklicher Weise der Herr v. L... hinzugetreten wäre, welcher den Fürsten besänftigte und mich mit Gewalt hinausführte.

Ich werde den Elenden nun augenblicklich aufsuchen und ihn zum Fürsten schleppen. Dort soll er mir Rede stehen.

Ich war außer mir und so höchst erbittert über den niederträchtigen Menschen, daß ich weit davon entfernt war, meinen Freund zu besänftigen, der mich jetzt verließ.

Diese Sache nahm einen höchst sonderbaren Verlauf.

Während mein Freund den Schurken aufsuchte, war dieser ganz ruhig zum Fürsten gegangen, welcher ihm, was inzwischen vorgefallen war, mittheilte.

Sie haben dem Herrn v. K... also gesagt, daß die Steine falsch sind? fragte er. Ach, das bedaure ich. Ich habe soeben den Juwelier gesprochen, von welchem ich auf Ihren Befehl den Schmuck gekauft, und welchem Sie ihn wieder zurückgesandt haben. Er sagte mir, daß ein Irrthum vorgefallen sei, und daß er mir ein Collier mit falschen Steinen verkauft habe, da er mehrere in demselben Genre mit falschen und mit echten Steinen hat. Haben Sie nun die Güte, mir das Halsband zu übergeben, ich werde es dem Juwelier wieder zustellen.

Mein Freund v. K... schüttelte sehr den Kopf, als er den Ausgang dieser Geschichte erfuhr. Indeß war sie ihm zu schmutzig, um sich damit weiter zu befassen. Er war zufrieden,

daß ihm der junge Fürst für mich eine vollständige Ehrenerklärung gab und — sich noch länger mit seiner schönen Maitresse zu behelfen versprach.

Somit stellte er mir weiter nicht nach. Er war aber nobel genug, mir das Halsband mit den echten Steinen zurückzuschicken und mich höflich zu ersuchen, wenn ich ihm weiter nichts vergönnen wollte, das Halsband wenigstens als einen kleinen Beweis seiner wirklich aufrichtigen Liebe zu mir anzunehmen.

Ich hatte keinen Grund, diesem bescheidenen Wunsche entgegen zu sein. Mein Freund v. K..., dem ich es mittheilte, sah es zwar nicht ganz gern, ich wollte es indeß, und so mußte er wohl zufrieden sein.

Was aus dem saubern Herrn W... geworden ist, habe ich nicht erfahren. Er verschonte mich, da er wohl einsehen mochte, daß ich kein taugliches Subject, kein willfähriges Werkzeug für ihn sei, mit seinen Besuchen, doch wenn ich nicht irre, so hatte er bei einer Intrigue, die mein Auftreten bei Hofe verhindern wollte, die Hand mit im Spiele.

Wie weit es dieser Herr, die eine Hand nach dem Gesangbuche, die andere nach der Maitresse ausstreckend, wohl heute gebracht haben mag?

Solche gute Komödianten können der Menschheit allerdings viel gefährlicher werden, als schlechte, ja sogar als gute Tänzerinnen.

Hundertvierzehntes Kapitel.

Die Revolution und die Frauen.

In Sanssouci vor dem Hofe. — Ein Nachkömmling v. Trenck's. — Ein Verhör. — Die Frauen der Revolution.

Einige Tage nach diesem Vorfalle tanzte ich in Sanssouci vor dem königlichen Hofe. Ich hatte mich bei den hohen Herrschaften eines bessern Erfolges, als bei dem großen Publikum zu erfreuen, es wurde mir in den schmeichelhaftesten Worten die schönste Anerkennung zu Theil. Dieser Tag war überhaupt ein sehr glücklicher für mich, dessen ich mich stets mit größter Befriedigung erinnern werde.

Ich hatte dieser Vorstellung vor dem Hofe einige Einladungen in sehr vornehme Zirkel zu verdanken; ich habe diesen Einladungen Folge geleistet und mich daselbst recht angenehm unterhalten.

Ich bin glücklicher Weise ferner in keine Gesellschaft gerathen, welche sich mit Gesangbüchern die Zeit vertrieb und eine lächerliche Posse aufführte.

In der Gesellschaft aber, welche ich bei der Madame A..., einer höchst liebenswürdigen, einfachen und geistreichen Dame, vereinigt fand, war auch ein Abkömmling — ich entsinne mich

nicht mehr, ob in directer oder aus einer Seitenlinie — des bekannten Freiherrn v. Trenck, welcher, ein Königsberger von Geburt, in einem hohen Alter in der Revolutionszeit in Frankreich hingerichtet wurde. Er war nämlich beschuldigt worden, ein geheimer Agent des Königs von Preußen zu sein. Die Mittheilung, welche uns sein noch junger Nachkömmling über v. Trenck's letzte Stunden machte, war höchst interessant, und ich will versuchen, sie möglichst getreu hier wieder zu geben.

Ihr Name? Alter? Stand? Diese ominösen Fragen richtete der Präsident des Gerichtshofes an den Angeklagten, dessen hoher Wuchs die Bayonnette der Gensd'armen überragte.

Baron Friedrich v. Trenck, geboren zu Königsberg im Jahre 1726, früher Offizier in preußischen und östreichischen Diensten, jetzt Literat.

Sie sind angeklagt einer verbrecherischen Correspondenz mit den Fürsten Europa's. Man hat einen Brief von Ihnen aufgefangen, in welchem Sie die Ereignisse der letzten Tage auf eine sehr zweideutige Weise besprechen. Der öffentliche Ankläger wird Ihnen diesen Brief vorlegen.

Der öffentliche Ankläger ist getäuscht worden, versetzte v. Trenck, es ist von mir kein Brief nach Deutschland abgesandt worden. Ich bin schon lange nicht mehr in den Palästen heimisch, und wenn die Fürsten Europa's sich von den hiesigen Verhältnissen unterrichten wollen, werden sie sich wohl hüten, einen Mann zu fragen, der sich stets als ein Mann der Freiheit und des Volkes bewährt hat. Bürger, setzte er hinzu, indem er seine Arme entblößte, hier sehen Sie die Wundmale, welche der Despotismus meinen Armen aufgedrückt hat, und ich sollte diese Arme dem Despotismus leihen? Nein, das glauben Sie nicht, Sie können, Sie dürfen es nicht glauben.

Diese mit großem Nachdruck ausgesprochenen Worte schie-

nen die Richter doch etwas zu erschüttern, auch unter den Zuhörern ließ sich ein leises Beifallsgemurmel hören. Der 68jährige v. Trenck hatte sich entrüstet erhoben, seine edlen Züge, welche durch sein weißes Haar noch ehrwürdiger wurden, unterhielten den guten Eindruck, welchen seine Worte gemacht hatten.

Sie können es nicht leugnen, fuhr der Richter fort, daß Sie der Correspondent Josephs II. sind.

Ich war es, aber ich bin es nicht mehr. Es wird mir übrigens nicht schwer werden, alle gegen mich erhobenen Beschuldigungen zu Schanden zu machen, wenn Sie mir die Vertheidigung gestatten.

Sprechen Sie, versetzte der Präsident.

Ich thue Einspruch, rief plötzlich der öffentliche Ankläger, der schreckliche Fouquier-Thinville. Dem Angeklagten können nicht länger solche Abschweifungen gestattet werden. Unsere Zeit ist kostbar. Ueber 14 Gefangene muß noch bis 4 Uhr das Urtheil gesprochen werden; jetzt ist es zwölf. Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren.

Sie haben keine Zeit zu verlieren! rief v. Trenck unwillig. Die wenigen Augenblicke, welche einem Angeklagten zur Vertheidigung bewilligt sind, halten Sie für Zeitvergeudung?

Sprechen Sie, Angeklagter, sagte der Präsident.

Dann, Bürger-Präsident, fiel Fouquier-Thinville ein, bin ich nicht mehr — — —

Bürger-Ankläger, unterbrach ihn der Präsident, ich allein habe die Debatte zu leiten, überlassen Sie es mir die Ansprüche der Vertheidigung und der Anklage zu vermitteln. Angeklagter, ich wiederhole es, Sie können reden.

Bürger, sagte nun v. Trenck, sich erhebend, länger als zehn Jahre habe ich in Fesseln geschmachtet. Ein glücklicher

Zufall verhalf mir zur Freiheit, und ich glaube, ich habe mich als Philosoph ihrer bedient, der die heilige Nothwendigkeit der Freiheit tief empfindet. Dem Gefängnisse kaum entflohen, strebte ich darnach, mich als Bürger der Gesellschaft nützlich zu machen. In Aachen heirathete ich die Tochter des Bürgermeisters und widmete mich nun dem Handel, der Literatur und den militärischen Studien. In Aachen gründete ich eine Zeitung, in welcher ich die reinen Lehren des Christenthums und der Demokratie verfocht. Ich ließ die Zeitung aus Achtung für eine Fürstin, der ich meine Freiheit verdankte, eingehen, aber ich blieb meinen in denselben verfochtenen Grundsätzen stets treu. Das war im Jahre 1772. Von 1774 — 1777 bereiste ich Frankreich und England und machte in jenem Lande die Bekanntschaft Franklin's, auf den ich zum Zeugniß meiner Hochachtung und Freundschaft den Vers machte:

Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis. *)

Als ich nach Deutschland zurückgekehrt war, wollten meine Mitbürger und die Regierungen mir öffentliche Aemter übertragen, aber der Tod meiner Wohlthäterin, der großen Maria Theresia — — —

Sie dürfen die Ihnen gegebene Erlaubniß der Vertheidigung nicht zur Verherrlichung der Tyrannen mißbrauchen, rief Fouquier-Thinville wuthschnaubend.

Sie werden mich nicht abhalten, zu sprechen, was Wahrheit ist, versetzte v. Trenck, auffallend aber ist es, daß ein republikanischer Beamter die Freiheit der Vertheidigung mit dem Kreise des Pöbels umgeben will.

Aber wir sind hier, um Recht zu sprechen, fiel der Prä-

*) Er entriß dem Himmel den Blitz, dem Tyrannen das Scepter.

stehen ein, und nicht um Lobreden auf die Feinde der Republik zu hören.

Sagen Sie doch lieber, um zu verurtheilen, entgegnete v. Trenck, Sie haben mir das Wort gegeben, Bürger-Präsident, und ich werde es zu gebrauchen wissen.

Als meine Wohlthäterin, so fuhr er nun fort, die große Maria Theresia, gestorben war, ging ich nach Ungarn und baute das Land. Ja, Bürger, der, den Sie angeklagt, den Sie als Aristokraten vor Ihre Schranken gefordert haben, der war der Mitarbeiter und Freund Franklin's und hat in den Ebenen von Zeraboch die Pflugschaar geführt. Im Jahre 1788 wurde es mir endlich gestattet, mein theures Vaterland wieder zu sehen. Ich verließ eiligst Ungarn und kehrte nach Preußen zurück, wo ich nur so lange blieb, als nöthig war, um die Schuld einer heiligen Dankbarkeit und der Freundschaft zu bezahlen. Der Gegenstand derselben wurde der Welt entrückt, und ich verließ nun freiwillig eine Stätte, wo ich das höchste menschliche Elend und das höchste Glück gekostet hatte. Zu dieser Zeit erschienen meine Denkwürdigkeiten, welche die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf mich lenkten. Wenn ich den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit weniger ergeben gewesen wäre, so hätte ich sehr leicht mein Glück begründen können, aber ich wollte den Herrschern, die sich um mich bemühten, meine Meinungen nicht zum Opfer bringen. Ich wollte meiner Ueberzeugung nicht untreu werden und trotzte lieber von Neuem den Verfolgungen. Bürger, ich war der Erste, welcher in Wien der französischen Revolution das Wort redete, ich mußte dafür wieder in's Gefängniß wandern. Bürger, finden Sie ein solches Benehmen für einen Unterstützer des Despotismus nicht etwas sonderbar? — Seit 1791 wohne ich in Paris, und diese vier Jahre widmete ich dem Studium und

der Veröffentlichung einiger Broschüren, welche, wie ich glaube, für die politische Erziehung des französischen Volkes nicht ganz unwesentlich gewesen sind. — Wenn es mir vielleicht zum Verbrechen gemacht wird, daß ich die Volksversammlungen nicht besucht habe, so that ich dies nicht, weil ich glaubte, daß man mir als Fremden kein Gehör geben würde. Uebrigens, Bürger, befragen Sie die Section der Lombarden, der ich lange angehört habe, und Sie werden erfahren, ob mein Betragen nicht immer das eines ehrlichen Mannes und guten Bürgers gewesen ist. Ich habe nichts mehr zu meiner Vertheidigung zu sagen, aber ich glaube hinlänglich bewiesen zu haben, daß ich des angeschuldigten Verbrechens nicht schuldig bin, nicht schuldig sein kann, daß ich niemals die Sache der Freiheit und des französischen Volkes verrathen habe.

Der alte v. Trenck setzte sich nun wieder, nachdem er sich vor dem Gerichtshofe ehrfurchtsvoll verneigt hatte, und von allen Seiten des Saales ertönte beifälliges Gemurmel.

Jetzt erhob sich der öffentliche Ankläger Fouquier-Thinville.

Ich werde mich hüten, sagte er, dem Angeklagten in seinen endlosen Abschweifungen zu folgen, denn die Gerechtigkeit, und vor Allem die revolutionäre Gerechtigkeit, muß die Schnelle des Blitzes haben. Ich will sogar, wenn es gefordert wird, den Theil der Anklage aufgeben, der sich auf seine geheimen Verbindungen mit Frankreichs Feinden bezieht; aber was wird der Angeklagte auf die niederschmetternde Beschuldigung einwenden, zu der ich jetzt übergehe. Bürger, in St. Lazare ist eine Verschwörung angezettelt worden, welche die Wiederherstellung des Königsthums und den Umsturz der Republik zum Zweck hatte. v. Trenck, André Chénier, Boucher, Exkapitän der königlichen Ermarine, de Bart und mehrere Andere waren die Haupträdelsführer. Bürger, Sie sind berufen, heute über

die eine Hälfte derselben zu richten, die andere wird morgen vor die Schranken treten. Der Abend des 6. Thermidors war zur Ausführung dieses Planes bestimmt, der Genius der Freiheit hat ihn verhindert und die Hauptschuldigen stehen jetzt vor Ihnen. Sie werden sie verurtheilen, denn das Heil des Vaterlandes steht auf dem Spiel.

Ein Sklave hat immer Recht, wenn er seine Fesseln sprengt, rief André Chénier.

Wir wollten der Strafe entfliehen, aber nicht die Republik umstürzen, rief Boucher, nicht Jeder paßt zum Mörder, und die Hand, die das Schwert oder die Feder mit Ehren geführt hat, verschmäht den Dolch.

Als ich aus der Festung Grätz entflohen war, sagte v. Trenck, legte man mir schwere Ketten an, aber man ließ mir das Leben. Dem revolutionären Gerichte war es vorbehalten, Alles an Grausamkeit zu übertreffen.

Warum greifen Sie dem Urtheil vor, das der Gerichtshof nach dem Ausspruch der Geschworenen fällen wird? sagte der Präsident.

Wir kennen unser Schicksal, rief Boucher, vergeblich sucht Ihr noch einen Schein des Rechts zu retten; die Fuchshaut, in die Ihr Euch hüllt, verbirgt den blutdürstigen Tiger nicht. Unser Tod ist unwiderruflich, und wir werden diesen Raum nur verlassen, um das Schaffot zu besteigen. Niederträchtige Richter, über uns thront ein anderer, welcher Euch richten wird. Wehe, wehe Euch! Eure Bluturtheile werden Euch überleben und Eure Namen werden bis in die entferntesten Zeiten am Schandpfahle prangen.

Im eigenen Vortheile der Gefangenen glaube ich ihnen das Wort entziehen zu müssen, sagte der Präsident.

Entzieht uns das Wort, oder laßt es uns, brauste Ché-

nier auf; wir wollen uns nicht vertheidigen; es wäre unverzeihliche Schwäche, gegen die Parteilichkeit eines solchen Gerichtshofes anzukämpfen. Die Richter und die Geschwornen des revolutionären Gerichts schänden die Freiheit. Doch nein, die Freiheit kann durch Euch nicht besudelt werden; sie wird trotz Eurer Niederträchtigkeit, trotz Eurer Grausamkeit rein bleiben.

Bürger-Präsident, sagte Fouquier-Thinville, machen Sie diesem Gewäsche ein Ende und fordern Sie die Geschwornen auf, sich in's Berathungszimmer zurückzuziehen.

Angeklagter v. Trenck, sagte nun der Präsident, Ihre Vertheidigung trägt den Charakter der Mäßigung, bleiben Sie dabei, daß Sie an der Verschwörung nicht Theil genommen haben?

v. Trenck hätte sicher sich nur mit einem Worte retten können, aber dies ließ seine Hochherzigkeit nicht zu.

Bürger, rief er, sich erhebend, ich erkläre, daß ich den Aussprüchen meiner Unglücksgefährten beipflichte und ihre Verantwortlichkeit mit übernehme. Ihr Schicksal soll das meinige sein, ich will mit ihnen leben und sterben.

Die Geschwornen traten nun ab, und nach einer viertelstündigen Berathung erklärten sie sämmtliche dreißig Angeklagte für schuldig. Sie wurden zum Tode verurtheilt, weil sie, so lautete das Urtheil, im Gefängnisse eine Verschwörung angezettelt, um zu entfliehen und durch Ermordung der Volksrepräsentanten die republikanische Regierung umzustürzen und das Königsthum wieder herzustellen.

Mit dem größten Gleichmuth hörten die Angeklagten das Urtheil an und, wurden dann von den Gensd'armen in ihr Gefängniß zurückgeführt.

Um zwei Uhr wurde das Urtheil gesprochen, um vier Uhr führte man sie schon nach dem Revolutionsplatz.

Sie stimmten fast Alle den Chant du départ an. Boucher und André Chénier unterhielten sich von ihren poetischen Träumereien, aus denen sie nun so grausam geweckt worden seien.

Sie führen mich so jung zum Tode, sagte Chénier, und dennoch fühle ich, fügte er, sich gegen die Stirn schlagend, hinzu, daß hier etwas war.

Theurer André, erwiederte Boucher, Du verläßt nur Ideen, ich aber meine Kinder und ein geliebtes Weib. Aber es giebt noch ein anderes Leben, mein theurer André, und dort werden wir uns einst wiedersehen, um uns nie mehr zu trennen. Enden wir edel und geben wir nicht unsern Henkern das Schauspiel der Schwäche oder des Zitterns.

Ich zittere nicht, versetzte André, aber ich bedaure, daß mein Leben endet, ohne der Republik Nutzen zu bringen.

Mit mehr Mitgefühl als Neugierde sah das Volk den Karren mit den Verurtheilten vorüberfahren. v. Trenck rief mit seiner mächtigen Stimme der versammelten Menge zu: Worüber wundert Ihr Euch? Das ist nur eine von den gewöhnlichen Komödien à la Robespierre.

Die Hinrichtung der 30 Verurtheilten dauerte nur 45 Minuten. Boucher war der Vorletzte, v. Trenck der Letzte. Bevor sein Haupt unter dem Todesmesser fiel, sagte er:

Franzosen, wir sterben unschuldig, rächt unsern Tod und stellt die Freiheit wieder her, indem Ihr die Ungeheuer, welche sie schänden, opfert.

Der unglückliche v. Trenck hatte eine Ahnung seines nahen Todes. Am 6. Thermidor, dem Tage vor seiner Verurtheilung, sagte er zum Grafen v. B..., indem er ihm eine kostbare Dose überreichte:

Mein lieber Graf, nehmen Sie dieſes Zeichen meiner Freundſchaft, es iſt das letzte Geſchenk der Prinzeſſin A..., meiner Freundin und Wohlthäterin. Ich bewahrte es lange, bewahren Sie es eben ſo lange zur Ehre meines Andenkens und des ihrigen.

Als der Graf v. B... einige Einwendungen machte, ſagte v. Trenck:

Nehmen Sie es nur, und bedenken Sie, daß es das Vermächtniß eines Sterbenden iſt. Mein Kopf wird binnen drei Tagen fallen.

Aber mein lieber Baron, entgegnete der Graf, wir ſind von derſelben Anklage bedroht, und mein Kopf ſteht nicht feſter als der Ihrige.

Irgend ein Zufall wird Sie retten, ich ſage es Ihnen voraus. Aber mein Schickſal ſteht feſt, ich werde ſterben.

Dieſe Prophezeiung ging ſehr bald in Erfüllung. v. Trencks Kopf fiel.

Der Graf v. B... aber wurde nach drei Monaten wieder in Freiheit geſetzt. Er bewahrte das Vermächtniß ſeines unglücklichen Freundes. Um es der Habſucht der Wächter zu entziehen, befreite er das Bild auf dem Deckel der Doſe von ſeiner goldenen Umfaſſung und gab ihnen dieſe preis.

Wir wurden durch dieſe Erzählung Alle ſehr bewegt. Das Geſpräch aber wurde dadurch ſehr flüſſig und wir kamen auf die Revolution zu ſprechen. Faſt alle Anweſenden gaben ihren Abſcheu vor derſelben zu erkennen, und unſere liebenswürdige Wirthin that den Ausſpruch: ſie ſelbſt wolle lieber die niedrigſte Sklavin ſein, als eine ſolche Revolution, gelte ſie auch ihrer Befreiung, gut heißen.

Die Frauen gewinnen ohne dieſes bei allen dieſen Revolutionen nichts, ſagte ich, ſie können nur durch eine friedliche

Emancipation ihre in so vieler Hinsicht beschränkte Lage verbessern. Welche Anstrengungen haben die Frauen in der ersten Revolution nicht gemacht, um ihr Loos zu verbessern; aber sie haben es wahrlich, trotz aller Aufopferung, nur verschlimmert. Die Männer wollen wohl für sich, aber nicht für uns arme Frauen das Uebermaß der Freiheit. Wenn wir für uns nur den kleinsten Theil in Anspruch nehmen, so versetzt man uns mit Chaumette:

Seit wann ist es denn den Frauen gestattet, ihr Geschlecht zu verleugnen und abzuschwören? Seit wann ist es gebräuchlich, daß sie ihre Haushaltung, die Wiege ihrer Kinder verlassen, um auf den öffentlichen Plätzen, auf der Rednerbühne, vor den Schranken des Senats und in den Reihen der Armee die Pflichten zu erfüllen, welche die Natur den Männern zugetheilt hat? Hat sie uns denn etwa Brüste gegeben, um unsere Kinder zu säugen?

Wir können es wirklich nicht dankbar genug anerkennen, fuhr ich fort, daß endlich ein Mann uns Gerechtigkeit angedeihen läßt und sich zu unserm Vertheidiger macht. Sagt nicht Lairtullier: Es wird und muß dereinst die Zeit kommen, wo die Frau die ihr gebührende Stellung in der Gesellschaft einnehmen, ihre verkannten Rechte zur Anerkennung bringen und sich aus der Erniedrigung erheben wird, zu der die Jahrhunderte sie verdammt haben, und welche die Gewalt zu Recht gemacht hat? Freilich bezieht sich dieser edle Mann, um seine Argumente zu unterstützen, auf die Großthaten der Frauen in der ersten französischen Revolution, ich glaube, er hätte dazu viele andere Beispiele wählen können. Die Dame Théroigne hatte sich einen militärischen Grad erkämpft und durch blutige Thaten ausgezeichnet. Sie erschien stets in einem Amazonenkleide mit einem Hute à la Henry IV. An der Seite trug sie

einen mächtigen Säbel, im Gürtel zwei Piſtolen, in der Hand eine Reitgerte, die Mademoiſelle Fermy kämpfte tapfer an der Seite ihres Vaters, die Marſchallin von Guébriand verſah einen Geſandtſchaftspoſten, und zeigte nicht die Madame Roland, daß die Frau zu allen männlichen Beſchäftigungen tauglich iſt? Theilte ſie nicht die Arbeiten ihres Mannes, wie es Pflicht zweier ſo nahen Freunde iſt, wie Mann und Weib? Olympia von Gouges, dieſe merkwürdige Frau, welche Schriftſtellerin war, ohne leſen und ſchreiben zu können, hatte ganz Recht, wenn ſie ſagte: das Prinzip jeder Souveränetät hat weſentlich ſeinen Sitz in der Nation, welche nichts anderes als die Vereinigung des Mannes und der Frau iſt.

Nun dieſem Satz kann man aber doch in ſeiner Allgemeinheit nimmermehr beipflichten, wandte unſere Wirthin ein, und was Olympia von Gouges betrifft, ſo war dieſe eine ſo ausſchweifende, phantaſtiſche Perſon, daß ſie wahrlich nicht günſtig für die Frauen-Emancipation ſpricht. Sie mag in den Clubs allerdings den Männern den Kopf verdreht haben, ſie hat ihn aber auch ſich ſelbſt verdreht und fällt von einem Extrem in's andere. Einem auswärtigen Fürſten ruft ſie zu: „Nun biſt Du alſo beſiegt, treuloſer Potentat, jammervoller Rieſenbekämpfer, elender König des uſurpirten Landes! Du weißt vielleicht nicht, wer ich bin, die alſo ſpricht. Ich gehöre zu den Weſen, die ſeit Jahrhunderten unter dem Druck der Männer-Vorurtheile gebeugt ſind. Daraus wirſt Du erkennen, daß ich ein Weib bin, aber eines von den Weibern, die unſeren großen Männern an Muth und Tugend nicht nachſtehen. Wenn Du dieſe Vorzüge beſäßeſt, dann würde ich Dich meinesgleichen nennen können.“ Trotz dieſer närriſchen Phraſen wollte ſie Ludwig XVI., welchen ſie ebenfalls auf das Heftigſte angegriffen hatte, gemeinſchaftlich mit Malesherbes ver-

theidigen. Sie wurde aber selbst vor das Gericht gefordert, weil man sie anklagte, eine Bittschrift colportirt zu haben, die darauf abzielte, den unglücklichen Ludwig wieder auf den Thron zu setzen. Ihre Vertheidigung ist sehr merkwürdig. Sie sei schon ein großer Mann gewesen, sagte sie unter Anderm, als Marat, Robespierre, Danton noch elende Sklaven, verächtliches Gewürm gewesen, das im Staube der Verderbtheit gekrochen.

Am Ende ihrer Rede sprach sie den Entschluß aus, den politischen Schauplatz gänzlich zu verlassen und wieder die Bühne zu betreten und schloß dann mit folgenden Worten: Lebt wohl, Bourbon, Marat und alle möglichen Schmeißfliegen, Ihr verliert eine wachsame Schildwache, deren stolze und freie Seele durch ihre Tugenden die Verderbtheit der Euren aufdeckte, richtet nun Frankreich, wie Ihr wollt, zu Grunde, verschleudert die Finanzen, reizet zum Morde und zur Plünderung, vertheilet nach Gunst und Geld die Stellen, verdränget die Tugenden und Talente durch Frechheit und Unfähigkeit. Und Robespierre rief sie zu: Du glaubst, Du seist ein Cato, Du bist nur ein Zerrbild desselben, Du möchtest Dir einen Namen unter den berühmten Usurpatoren machen, und hältst Dich für den einzigen Urheber der Revolution, Du bist, warst und wirst nur ihre Schande, ihr Abschaum sein. Dein Hauch verpestet die Luft, die wir athmen; Dein blinzelndes Auge verräth die Schändlichkeit Deiner Seele, und an jedem Deiner Haare hängt ein Verbrechen.

Endlich wurde Olympia v. Gouges wegen anderer heftiger Angriffe verhaftet, was damals so viel als dem Tode geweiht hieß. Sie machte alle möglichen Anstrengungen, ihr Leben zu retten, sie schützte sogar vor, daß sie ein Wesen unter ihrem Herzen trage, womit sie aber nur das Gelächter des

Gerichtes erweckte, als sie ausrief: Meine Feinde sollen nicht die Freude erleben, mein Blut fließen zu sehen, ich bin schwanger und werde der Republik einen Bürger oder eine Bürgerin schenken.

Sie ward zum Tode abgeführt und ihre letzten Worte auf dem Schaffot sollen gewesen sein:

Verhängnißvolles Streben nach Ruhm! Ich habe etwas sein wollen.

Diese Olympia war gewiß eine der merkwürdigsten Frauen, sie besaß Muth und Geist, sie war eben eine emancipirte oder emancipationslustige Frau, und charakterisirte sich selbst, aber auch alle im gleichen Streben befangenen Frauen sehr gut mit den Worten:

Ich bin ein Thier ohne Gleichen, weder Frau noch Mann, ich habe den Muth des Einen und zuweilen die Schwächen der Andern.

Das ist es eben, fuhr Frau v. A... fort, die sogenannte Emancipation würde die Frau zu nichts als einem Zwittergeschöpf machen.

Sie müssen mir aber doch zugeben, entgegnete ich, daß wir Frauen bei allen wichtigen Begebenheiten eine bedeutende Rolle spielen, also gerade dann, wenn wir, wie die Männer, an die Oeffentlichkeit treten. Und ist diese Rolle jemals eine usurpirte? — Sie macht sich ganz natürlich durch den Einfluß unserer geistigen Fähigkeiten in gefahrvollen Zeiten, und schon Mirabeau soll gesagt haben, daß keine Insurrection möglich sei, wenn die Frauen sich nicht mit der Sache befaßten.

Es wurde nun über diesen Gegenstand sehr viel hin und her gestritten. Die Herren mischten sich, nachdem sie uns lange stillschweigend zugehört, ebenfalls in's Gespräch, ich vertheidigte meine Ansichten, wie es in meinem Charakter liegt, offen und

rücksichtslos. Uebrigens setzte mich die allseitige Bildung der anwesenden Damen, und namentlich unserer liebenswürdigen Wirthin, wahrhaft in Erstaunen, und mir mit dem Finger drohend, sagte sie scherzhaft:

Nehmen Sie sich in Acht, meine Liebe, denn Sie gehören zu einem sehr revolutionären Völkchen, welches allerdings uns Frauen in einen sehr übeln Ruf bringt. Die weiblichen Schriftstellerinnen, Schauspielerinnen, Tänzerinnen und Sängerinnen haben sich von jeher alle Mühe gegeben, die Hosen anzuziehen. Aber hat die Welt nicht genug von der Umsturz- und Zerstörungswuth der Männer zu leiden, daß wir Frauen auch noch anfangen müssen? — Unsere Aufgabe ist und bleibt allein die, zu conserviren.

Nach dieser Bemerkung, auf die ich indessen die Antwort nicht schuldig blieb, theilte uns die Frau v. A... noch einige sehr interessante Portraits berühmter Frauen aus der Revolutionszeit mit.

Unter die Personen unseres Geschlechts, sagte sie, welche die revolutionären Bewegungen mit hervorriefen und leiteten, gehörte auch die Schauspielerin Rosa Lacombe. Auf dem Kirchhofe des Innocenz gründete sie einen Frauenklub und brachte eine Adresse zu Stande, in welcher für die Heldinnen des 5. und 6. Oktobers besondere Abzeichen begehrt wurden. Es wurde ihr für ihren Anhang ein Platz an den republikanischen Festtagen bewilligt, und sie wohnten denselben mit ihren Männern und Kindern bei. Vor ihnen her wurde eine Fahne getragen. Am 10. August erklärte sie, daß man endlich mit dem Königthum ein Ende machen müsse, und mit einem Säbel und einer Flinte bewaffnet trat sie an die Seite des Generals Westermann. Sie war beim Sturme der Tuilerien an den gefährlichsten Stellen und wurde auch verwundet. Die Mar-

feiller dekretirten ihr eine Bürgerkrone, welche ſie in der geſetzgebenden Verſammlung niederlegte. Während der blutigen Septembertage, bei den ſchrecklichſten Niedermetzelungen war ſie überall die Erſte mit. An der Spitze einer Frauen-Deputation forderte ſie vom Convent die Abſetzung der Adeligen, welche ein Amt bekleideten; aber gegen die Beſchuldigungen, die ein Anhänger Marat's, nach deſſen Ermordung durch Charlotte Corday, über das ganze weibliche Geſchlecht ausſchüttete, nahm ſie dieſes muthig in Schutz. Geſetzgeber, ſchrieb ſie, man hat Euer Vertrauen irre geführt. Verläumder, welche uns keines Fehlers zeihen konnten, haben uns mit einer Katharina von Medicis, mit einer Eliſabeth von England, mit einer Charlotte Corday in eine Reihe geſtellt. Ganz gewiß hat die Natur ein Ungeheuer hervorgebracht, das uns um einen Mann des Volkes ärmer gemacht hat, aber ſind wir für ihr Verbrechen verantwortlich? Gehörte Charlotte Corday zu unſerem Geſchlecht? Wahrlich, wir ſind großmüthiger, als die Männer. Unſer Geſchlecht hat nur Ein Ungeheuer erzeugt, während wir ſeit vier Jahren verrathen und gemordet werden von den zahlloſen Ungeheuern, welche Euer Geſchlecht hervorgebracht hat. Wir haben die Rechte des Volkes, und wenn man uns unterdrückt, werden wir dem Widerſtande Widerſtand entgegenſetzen.

Dieſe Reden wurden nicht allzu gut aufgenommen, und als ſie ſich ſpäter für einige Gefangene und beſonders für den Exadeligen Ney, den ſie liebte, ſehr intereſſirte und ſeine Freilaſſung zu bewirken ſuchte, gab dieſes einen Grund, ſie in einen ſchlimmen Prozeß zu verwickeln. Roſa Lacombe erſchien in einer rothen Mütze auf der Tribüne und ſuchte ſich zu vertheidigen, die Verſammlung gerieth in Aufruhr, der Präſident

forderte den Sicherheitsausschuß auf, alle verdächtigen, revolutionären Weiber einzuziehen.

Als eine Zeitung die Verhaftung Rosa Lacombe's meldete, die indessen noch nicht bewerkstelligt war, schrieb sie: Ich werde Ihnen zeigen, daß meine Arme noch eben so frei sind, wie mein Körper, denn sie werden sich ein Vergnügen daraus machen, Ihnen eine Tracht Schläge zu reichen, wenn Sie nicht in der nächsten Nummer Ihres Blattes einen Widerruf ergehen lassen. Ich pflege in solchen Dingen Wort zu halten.

Nach der Hinrichtung ihres Geliebten wurde ihre Opposition noch viel heftiger. Sie erregte Aufstände im Palais-Royal und auf dem Kirchhofe der Invaliden. Sie veranlaßte die Frauen ihres Anhanges rothe Beinkleider anzuziehen, und alle Frauen, welche keine solche trugen, wurden insultirt. Der Convent hielt es aber für nothwendig, der Herrschaft dieser tollen Frau ein Ziel zu setzen. Man sagte, daß die Frauengesellschaften, durch die Zügellosigkeit ihrer Leidenschaften, dem Staate gefährlich seien, und trug darauf an, daß diese verboten werden sollten. Der von der Olympia v. Gouges 1791 gestiftete und von der Rosa Lacombe fortgesetzte Frauenklub wurde Ende 1793 aufgelöst. Rosa Lacombe trat von der politischen Bühne ab, und man wußte so lange nicht, was aus ihr geworden, bis einer ihrer Bekannten in einen Laden trat, um eine Kerze zu kaufen, und in der Verkäuferin die Präsidentin des revolutionären Frauenclubs erkannte.

Diese Mittheilungen der Frau v. A... boten uns so vielen neuen Stoff zur Unterhaltung, daß wir ganz und gar die Zeit vergaßen, bis wir uns endlich daran erinnerten, daß Mitternacht vorüber war, und wir aufbrachen.

Einer der anwesenden Herren, ein junger Beamter, begleitete mich.

Er ſpielte in der Geſellſchaft den Galanten, das war in der Ordnung, die Galanterie iſt die Pflicht der Männer, die uns wenigſtens zuweilen vergeſſen macht, daß man für uns mehr ſchöne Worte, als gerechte hat, aber unterwegs wollte der junge Mann ſtatt des Galanten den Verliebten ſpielen. Er wußte die Sache ungemein geſchickt einzufädeln, und ehe ich mich deſſen verſah, waren wir inmitten dieſes unerſchöpflichen Thema's, bei welchem die Klugen und die Narren, die Alten und die Jungen das Wort, freilich Jeder nach ſeiner Art, gleich gut zu führen wiſſen.

Indeſſen ſpielte der junge Mann doch in Bezug auf mich eine ganz falſche Note, und obgleich er mir an der Schwelle meiner Wohnung betheuerte, daß er, ohne ein liebendes Wort zum Abſchiede von mir gehört zu haben, eine ſehr kummervolle und unruhige Nacht durchwachen würde, ſo konnte ich ihm doch keinen andern Troſt mitgeben, als den — dieſe unruhige Nacht dazu zu benutzen, ſich über ſeine Thorheit Vorwürfe zu machen, und an die Wahl beſſerer Grundſätze zu denken. Auf dieſe Weiſe würde ihm die Nacht, wenn auch nicht ſehr angenehm, doch ſehr nützlich verſtreichen.

Der junge Mann nahm dieſe Nützlichkeitslehre aber mit einer ſehr ſauren Miene auf, und verſetzte, daß er die angenehmen Nächte den nützlichen bei Weitem vorzöge. Es wäre genug, wenn man den Tag zum Nutzen ſeiner eigenen Perſon und ſeiner Nebenmenſchen verwendete, in der Nacht müßte man ſich nicht quälen, es ſei denn eine ſüße Qual.

Da mir ſeine Argumente zu langweilig wurden, und ich auch müde war, ſo blieb mir nichts anderes übrig, als ihm die Thüre vor der Naſe zuzuſchlagen, und der junge Mann verabſchiedete ſich dann mit einem tiefen Seufzer.

Armer, bedauernswürdiger Menſch!

Hundertfünfzehntes Kapitel.

Im Schilderhause.

Tragi-komisches Ereigniß in Potsdam. — Die Cigarre. — Die Schildwache. — Meine Gefangenschaft. — Der Prinz August.

Ich hatte in Berlin vier Vorstellungen gegeben und es trieb mich wieder fort. Ich hatte den Herbst nun vor mir, und wollte ihn benutzen, mich noch ein wenig in Deutschland umzusehen, ich ahnte es damals nicht, daß ich in diesem Lande noch eine Rolle spielen würde, die mir so viele Feinde, und neben großen Ehren auch großen Kummer bereiten sollte. Ich hatte mich in Berlin selbst genugsam umgesehen, die Umgegend der Stadt bietet eben nicht viel Besonderes dar, nur die Stadt Potsdam, welche bloß vier Meilen von Berlin entfernt ist, hat einen unendlichen Reiz. Als ich am Hofe meine Vorstellung gab, blieb mir nicht Zeit, mich daselbst umzusehen, und so machte ich mit einem Herrn, dessen Bekanntschaft ich jüngst gemacht, und mit dem ich nach Leipzig, Dresden und Wien zu reisen gedachte, die kleine Reise nach dieser schönen Stadt, welche der Lieblingsaufenthalt Friedrichs des Großen, den ich lieber „den Weisen" nennen möchte, gewesen ist. Auch der jetzige Hof verweilt sehr gern daselbst, wo sich so viele an-

genehme Erinnerungen einer wahren königlichen Größe anknüpfen laſſen.

Wir ſahen, was daſelbſt Merkwürdiges zu ſehen war, und es iſt deſſen nicht wenig für eine ſo kleine Stadt vorhanden, aber leider ſtörte ein ſehr unangenehmer Vorfall unſer Vergnügen, der an ſich zwar komiſch genug war, uns aber doch einen kleinen Strich durch die Rechnung machte.

Ich habe ſchon erwähnt, daß ich gern Cigaretten rauchte, und da ich kurz zuvor eine Kiſte ſehr angenehm ſchmeckender zum Geſchenk erhalten hatte, nahm ich einen kleinen Vorrath mit nach Potsdam hinüber, denn es ergeht ſich ſehr angenehm im Freien, mit einer wohlſchmeckenden Cigarre im Munde. Mag man dies immerhin eine männliche Leidenſchaft nennen, ich halte ſie für die durchaus ſchuldloſeſte, nur würde ich gern ſehen, daß alle Welt nur eine gute Havanna rauchte, denn der Dampf einer übelriechenden Cigarre iſt in der That mehr als unangenehm, und nichts iſt mir fataler, als die Einathmung und der Geruch ſo ſchmutziger Dünſte.

Unſere Cigarre im Munde, durchſchritten wir auch den Königlichen Luſtgarten, aber kaum waren wir einige Schritte vorwärts gegangen, ſo kam die Schildwache auf uns zu, und bat uns nicht eben allzu höflich, ihm zu folgen.

Wohin? fragte ich ganz erſtaunt.

Nach dem kleinen Häuschen dort, ſagte der Kriegsmann ſehr ruhig.

Nach dem kleinen Hauſe? Wo denn? Ich ſehe keins.

Nun, Sie werden es ſehen, kommen Sie nur mit.

Sie werden uns ſagen, weshalb?

Weil Sie hier rauchen, das iſt ſtrenge unterſagt.

Und deshalb müſſen wir mitgehen?

Allerdings, Sie müſſen zwei Thaler Strafe bezahlen.

Nun, wir werden unſere Cigarren wegwerfen. Wir ſind Beide Fremde und kennen die preußiſchen Geſetze nicht.

Das glaube ich Ihnen gern, aber ich muß meiner Ordre folgen und Sie arretiren.

Uns arretiren? Das iſt gar köſtlich. Weil wir geraucht haben?

Es iſt nicht meine Schuld, ich habe ſo Ordre.

Nun, wenn es nicht anders iſt, ſo werden wir die Strafe bezahlen, aber mit Ihm gehen wir nicht.

Ja, aber Sie müſſen. Ich darf kein Geld annehmen, das iſt nicht meine Sache. Das müſſen Sie mit den anderen Herren in der Wache abmachen.

Nein, ſagte ich, wir folgen nicht. Es iſt ja eine Narrheit ſondergleichen, ſich wie Kinder behandeln zu laſſen. Es kann ja kein Menſch rathen, daß das Cigarrenrauchen ein Verbrechen iſt.

Ich muß Sie ſehr bitten, mir keinen Widerſtand zu leiſten. — Ich darf Sie nicht loslaſſen, und wenn Sie mir nicht folgen, ſo muß ich ſchießen.

Schießen? — Ich lachte hell auf.

Aber der Herr Cerberus wurde grimmig wie ein ächter Eiſenfreſſer und machte wahrhaftig Miene, ſeinen Worten Nachdruck zu geben. Ich wollte mit der bewaffneten Polizei nicht gern wieder in Conflict kommen, denn der, welchen ich mit einem Berliner Gensd'arm hatte, war mir noch im Gedächtniß. Man wird mit dieſen groben Deutſchen, die nicht ein Haar von ihrer Ordre weichen wollen, doch nicht im Guten fertig, und mein Begleiter führte mich am Arm dahin, wohin unſer Herr, der Soldat, es befahl.

Es mußte komiſch genug ausgeſehen haben. Der Soldat, welcher vielleicht einiges Mißtrauen gegen uns haben

mochte, befürchtete wohl, daß wir die Flucht ergreifen wollten und folgte uns ſehr achtſam, ſein Gewehr zum Angriffe bereit haltend.

Aber, was das Sonderbarſte war, wir ſahen noch keine Spur von dem Hauſe, wohin er uns führen wollte.

Plötzlich blieb er ſtehen und ſagte uns, daß wir hier hineintreten müßten.

Wir ſperrten unſere Augen, ſo weit es gehen wollte, auf, und ſahen — einen Taubenſchlag, wirklich einen Taubenſchlag, wenigſtens ſo etwas Aehnliches, es war nämlich ein Schilderhaus, welches gerade für einen Mann Platz hatte.

Ich war über dieſe Art der Behandlung empört, der Zorn ſtieg mir zu Kopfe, und ich hatte nicht übel Luſt — meine Hand war ſchon gehoben, ich wollte es auf's Aeußerſte ankommen laſſen. Aber mein Begleiter lachte ſo ſeelenvergnügt, als winke ihm mit dem Taubenſchlag das Elyſium entgegen, er ergriff mich mit beiden Händen und zog mich gewaltſam in den Käfig.

Laſſen Sie mich doch, Sie erdrücken mich, rief ich.

Aber, mein Gott, wie können Sie nun noch aus Ihrem Gleichmuth kommen, verſetzte er. Sie ſehen ja ein, daß die Schildwache hier nur ihre Schuldigkeit thut, und daß ſie den Befehlen ihrer Vorgeſetzten ſtricte gehorchen muß.

Aber was ſoll denn hier aus uns werden? fragte ich.

Sie dürfen nur bis ich abgelöſt werde hier bleiben, ſagte die Schildwache, dann werden Sie zur Wache geführt und dort wird ſich das Weitere finden.

Bis Sie abgelöſt werden?

Ja, noch eine Stunde.

Noch eine Stunde?

Je mehr ich mich erzürnte, je mehr lachte mein Beglei-

ter, was meinen Zorn noch mehr anfachte, und er hatte noch die Malice der Schildwache zuzurufen:

Helfen Sie mir nur die kleine Rebellin mit einſperren, ſonſt macht ſie bummes Zeug.

Ich mußte mich nun wohl fügen, da mein Freund ſelbſt an mir zum Verräther wurde. Er zog mich in ſein Schneckenhaus, und der Abſcheuliche wollte ſich die Gelegenheit, welche uns ſo zuſammen zwängte, zu Nutze machen, und dadurch Raum gewinnen, daß er aus uns Beiden wo möglich Eine Perſon zu machen ſuchte. Das war mir doch ein wenig zu toll, und da ich einſah, daß ich mich in mein Geſchick ergeben müſſe, ſo warf ich meinen Begleiter zum Hauſe hinaus und erklärte der Schildwache kurz und gut, wenn er den Herrn nicht bei ſich halten und ſtrenge bewachen würde, ſo würde ich unbedingt weiter gehen.

Dieſe Erklärung wirkte. Lächelnd ging mein Begleiter aus dem Taubenſchlage und ſtellte ſich ſelbſt als Wache davor. Wir knüpften nun ein recht artiges, intereſſantes Geſpräch mit einander an, und die Zeit verſtrich uns ſchneller als wir geglaubt. Wir brauchten indeſſen nicht mehr lange zu harren, denn glücklicher Weiſe kam der alte Prinz Auguſt aus dem Schloſſe an uns vorüber. Ich redete ihn an, und er konnte ſich des Lachens nicht enthalten, als er mich in meiner miſerablen Lage ſah. Natürlich wurde ich alſobald befreit, da der Prinz alle Folgen über ſich nahm.

Wenn ich Herr wäre, ſagte er lächelnd, würde ich Ihnen augenblicklich Ihre Cigarre wieder anzuzünden erlauben. Es thut mir leid, daß Ihnen hier das Vergnügen unterſagt iſt, dem ich hier ebenſowohl entſagen müßte, aber ich will Ihnen einen Rath geben, ſetzte er hinzu, machen Sie es wie ich, nehmen Sie eine Priſe, das überhebt Sie aller Unannehmlichkei-

ten. Sehen Sie, darum wird mich der da, er zeigte auf die Schildwache, die uns, ſo lange ſie konnte, nachſah, nicht in ſein ſchmales Häuschen einſperren.

Und wenn Ew. Königl. Hoheit eine Cigarre zu rauchen belieben, wird es eben ſo wenig geſchehen, verſetzte ich.

Nun, ich bin gar nicht ſicher davor, ſagte der Prinz, ich möchte es nicht darauf ankommen laſſen, und es geſchieht mir ſehr recht, denn die Befehle, die für das Publikum gelten, müſſen auch von uns befolgt werden. Na, Sie konnten es allerdings nicht wiſſen, da ſollte am Eingange eine große Warnungstafel ſtehen. Aber wenn ſie auch dort ſtände — nicht wahr, Sie hätten ſich doch mit dieſer Lectüre nicht beſchäftigt?

Allerdings wohl nicht, verſetzte ich, wenn man im Begriffe ſteht, in ein ſolches Paradies einzudringen, haßt man jeden Aufenthalt.

Ja, ja, ich weiß, bis dann der Engel dort mit dem feurigen Schwerte kommt.

Nun, ich muß geſtehen, entgegnete ich, auf meinen Begleiter zeigend, wenn dieſer ſchlimme Adam hier nicht geweſen wäre, ſo hätte ich des Engels mit dem feurigen Schwerte wenig geachtet.

Ei, da möchte es mir faſt leid thun, daß Sie nicht unſere Eltermutter Eva geweſen ſind, Sie hätten dann vielleicht das Paradies behauptet, und wir ſäßen noch Alle drinnen.

Ohne Zweifel, ſagte ich, denn ich würde überhaupt den Adam gar nicht verführt haben.

Was das anbetrifft, ſagte der Prinz lachend, bin ich nicht gläubig genug, und am Ende wäre es ſich auch gleich geblieben, ob Sie den Adam oder der Adam Sie verführt hätte.

Wir ſpannen dieſe luſtige Unterhaltung noch ein Weilchen fort, ich fand den Prinzen ſehr liebenswürdig, und wir trenn-

ten uns dann, nachdem ſich Se. Königl. Hoheit noch beſonders erkundigte, wie es mir in Berlin gefiele.

Ich ſagte ihm ganz aufrichtig meine Meinung, die er mit Intereſſe anzuhören ſchien.

Ja, Berlin iſt ſchön, verſetzte er dann, aber ich möchte wohl noch ein Jahrhundert leben; denn ich glaube, Berlin iſt erſt im Anfange ſeiner großſtädtiſchen Entwickelung. Nun, unſere Nachkommen müſſen auch etwas ſehen.

Der Prinz Auguſt ſchien mir damals ſchon über 70 Jahre alt zu ſein, aber er war trotz ſeines vorgerückten Alters noch rüſtig und namentlich ſehr heiter und liebenswürdig, und gegen Damen recht chevaleresque in ſeinem Benehmen. Ich hatte ihm noch ein Paar ſehr angenehme Stunden in Potsdam zu danken, und verließ erſt am Abende dieſe kleine und doch ſo glanzvolle Sommer-Reſidenz des Königs von Preußen.

Nun war es Zeit, daß ich mich zur Abreiſe rüſtete. Meine Freunde beſtürmten mich unaufhörlich mit den Bitten, länger in Berlin zu weilen, ja einige erklärten mir geradezu, daß ſie mich nicht fortlaſſen wollten, das half aber Alles nichts, es drängte mich weiter. Nun entſchloſſen ſich die Herren, mir ein Abſchiedsfeſt zu geben, welches ſie im Hotel de Rome veranſtalten wollten. Es war mir aber das Feſt im Hotel du Nord noch friſch im Gedächtniß, und ich lehnte es ab; man quälte mich aber ſo gewaltig, daß ich endlich dennoch meine Einwilligung gab, aber unter ſehr veränderten Umſtänden.

Meine Freunde, ſo wurde nämlich verabredet, ſollten mir bis Köthen das Geleit geben, dort wollten wir im Gaſthofe eine recht vergnügte Stunde zubringen, und ich wollte dann bis zum andern Morgen in dieſem Städtchen verbleiben und mit dem Frühzug nach Leipzig fahren.

So führten wir es denn auch aus.

Wir verließen mit Extrapost die Stadt, die mir im Entschwinden noch einmal ihren freundlichen Blick zuwarf. Noch einmal sah ich die kühne Amazone auf der Treppe des Museums, den Speer dem Unthiere zugewandt. Ich dachte der Worte des Volkes — es ist eine emancipirte Frau, welche gegen das entsetzlichste Raubthier der Welt, den Mann, ankämpft. In aller Heiterkeit, welche mich umgab, durchzuckten mich die traurigsten Gedanken. Denn glich ich nicht selbst dieser Amazone, welche in einem ewigen Kampfe gegen das Männergeschlecht begriffen war? Welche, noch ein Kind, diesen Kampf begann und ihn unaufhörlich, halb Siegerin, halb überwunden, fortgesetzt hat? — Noch einmal erblickte ich das königliche, majestätische Schloß, aus dem heraus sich das Königreich Preußen aufgebaut hat, wo ein Friedrich der Große als Besieger der halben Welt und ein Napoleon als der Herr seiner Nachkommen geschaltet; noch einmal sah ich das bescheidene Haus Friedrich Wilhelms III., der erst Besiegter, dann Besieger des gewaltigen Napoleons wurde. Ich warf meine Blicke noch einmal auf das stattliche Zeughaus, welches fast den Glanzpunkt der ganzen Residenz bildet. Ich sah die königliche Bibliothek, die Trophäen des Friedens, der Wissenschaft, gegenüber den Trophäen des Krieges; ich sah das rege Leben auf der verwüsteten Stätte des niedergebrannten Opernhauses, und gedachte des Menschlichen, Vergänglichen und des Ewigen, Göttlichen; ich sah die Linden, mit einem Worte, mein Abschiedsblick traf noch einmal das mir mit Blitzesschnelle entschwindende Berlin der Neuzeit, welches seiner Bestimmung, das moderne Athen zu werden, von Tag zu Tag mehr entgegen reift.

Bald war dieses gedankenerregende Bild des schönen, hier concentrirten Berlins meinen Blicken gänzlich entschwunden.

Wir fuhren durch das ſchöne Potsdamer Thor, um noch einmal Potsdam zu begrüßen. Wir waren bis Köthen hin recht ausgelaſſen, denn es war heiteres Wetter, meine Begleiter recht an- und aufgeregt, aber bald nach unſerer Ankunft in Köthen machte dieſe Heiterkeit einer etwas unleidlichen Verſtimmung Platz. Die Herren waren nämlich an die Bank getreten und hatten bedeutend verloren. Nur Einer von ihnen, nämlich mein Unglücksgefährte im Schilderhauſe zu Potsdam, fehlte aber noch. Er hatte ſchon bedeutend verloren, als die Andern die Spielhölle verließen, und ſchien nun ſein letztes Goldſtück auf den grünen Tiſch werfen zu wollen. Als wir ſchon bei Tiſche ſaßen und die armen Teufel, deren Taſchen ein wenig erleichtert worden waren, im Champagner ihren Aerger zu erſticken ſuchten, kam endlich mein guter Freund mit einem ſehr vergnügten Geſichte an. Er hatte den Hut auf eine etwas auffallende Weiſe in der Hand. Er ſchien ſehr ſchwer zu ſein.

Rathen Sie, was in dieſem Hute iſt? fragte er nun lächelnd die Geſellſchaft.

Haben Sie Krebſe gefiſcht? rief einer der Herren.

Wahrhaftig, das iſt gut gerathen! verſetzte er, ich habe in der That, meine Herren, Ihre Krebſe aufgefiſcht.

Unſere Krebſe?

Ja, ſehen Sie nur, ich habe ſie alle wieder eingefangen.

Mit dieſen Worten ſtülpte er ſeinen Hut auf dem Tiſche um, und die blanken Münzen lagen, ein recht anſehnliches Häuflein, vor den neidiſchen und erſtaunten Blicken der andern Herren goldlächelnd da.

Wie, haben Sie die Bank geſprengt? fragten die Herren alleſammt.

Ich habe ſie geſprengt, verſetzte der Glückliche, und Sie, meine Herren, auf eine Weiſe gerächt, wie es einem wahren

Freunde zukömmt. Ich habe den Elenden Ihr verlorenes Geld wieder abgenommen. Ich gratulire Ihnen zu dieſer Revange.

Nach ſolchen Worten hätte man faſt glauben ſollen, daß der gute Mann eine unerhörte Großmuth auszuüben und den Herren ihren Verluſt zu erſetzen im Sinne hatte — aber er ließ ſich vom Kellner wohlbedächtig einen Beutel reichen, ſchüttete ſein Geld hinein, packte es in ſeinen Reiſekoffer, und ſetzte ſich nun ſo ruhig an den Tiſch, als wäre nichts vorgefallen.

Indeß ließ er doch ein Paar Dutzend Flaſchen Champagner auftragen und bezahlte die ganze Zeche, was gewiß anſtändig genug und auch Alles war, worauf die Herren Anſprüche machten und machen konnten.

Den beſten Vortheil hatte ich von dem Glücke meines Begleiters, denn er ſagte mir ein über das andere Mal, daß ich Schuld an ſeinem Glücke ſei, und daß er es mir lohnen würde.

Worin dieſer Lohn beſtehen ſollte? fragte ich etwas mißtrauiſch.

Ich werde gegen Sie auf unſerer fernern Reiſe ſo liebenswürdig ſein, verſetzte er, ſo liebenswürdig wie ein junger Gott, und mich nicht eher meiner Verpflichtung gegen Sie für ledig halten, bis der letzte Friedrichsd'or wieder davongelaufen ſein wird.

Das ſind ſchöne Ausſichten, mein Herr, ſagte ich. Ich halte die Liebenswürdigkeit für unangenehm, welche einen ſo flüchtigen Charakter hat.

Seien Sie unbeſorgt, verſetzte er, wenn mein Geld fort iſt — dann gehe auch ich.

Das war doch wenigſtens ein Troſt!

Es waren ein Paar heitere Stunden, die wir da in Köthen verlebten. Die Wirkung des Champagners war überraſchend — die Herren vergaßen ihr Geld und erinnerten ſich dafür an Dinge, die ſehr ſpaßhaft waren. Sie mußten mich in ihrer Erregtheit für einen Geiſtlichen halten, denn ſie begannen ſo wacker zu beichten, daß meine zwei Ohren vollauf beſchäftigt waren, und dennoch hätte ich noch ein Paar Gehülfen anſtellen können.

Wenn die Männer einmal offenherzig werden, dann gleichen ihre ſonſt ſo hartnäckig verſchloſſenen Herzen einem geöffneten Ventil, der Dampf ſtrömt ſiedend heiß heraus, und wir Frauen erfahren dann ohne Mühe, was uns zu verſchweigen und zu verbergen die Männer zur Aufgabe ihres Lebens machen.

Der Wein iſt der Frauen beſter Freund, das behaupte ich, wenn ſie ihn nämlich nicht ſelbſt trinken, ſondern den Männern allein überlaſſen. Geht dann das in vino est veritas in Erfüllung, dann mögen die Frauen hübſch die Ohren ſpitzen, und ſie werden nie ohne Belehrung die unbewußte Beichte hören.

So trennten wir uns denn endlich ſehr ſpät am Abend recht froh und guter Dinge; am andern Morgen fuhr die Geſellſchaft nach Berlin zurück, und ich mit meinem Begleiter nach Leipzig.

Grüßen Sie mir Ihr ſchönes Berlin, rief ich den Herren zu, ich werde nie die vielen glücklichen Stunden vergeſſen, welche ich daſelbſt genoſſen, ich werde es niemals vergeſſen, welch einen Schatz von Belehrung ich daſelbſt eingeſammelt. Ja, in der That, Ihre ſchöne Reſidenz war für mich eine ſehr bedeutungsvolle Lebensſtation.

Memoiren

der

Lola Montez

(Gräfin v. Landsfeld).

Sechster Band.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von Carl Schultze's Buchdruckerei.
Breite Straße 30.

Hundertsechszehntes Kapitel.

Die Probe.

Im Hotel. — Der Marquis v. Villier. — Ein Irrthum. — Der nächtliche Besuch. — Ein Blick durch's Schlüsselloch.

Es hatte eben die weltberühmte Messe ihren Anfang genommen, als wir in Leipzig ankamen. Wir stiegen vor dem Hotel de Bavière ab, aber der Wirth erklärte uns mit Bedauern, kein Zimmer mehr zu besitzen, das er uns zur Disposition stellen könnte. Wir fuhren nach dem Hotel de Rome, aber auch hier war Alles, bis auf ein einziges Zimmer, besetzt. Mein Begleiter sah mich mit einer sehr wehmüthigen Mine an, welche so viel sagen wollte, als: ach, wären Sie meine Frau. Ich hatte auch nicht Lust den Abend in Leipzig herum zu kutschiren, und machte ein sehr unzufriedenes Gesicht. Dies schien meinen Freund zu ermuthigen, denn er sagte zu mir: Meine Liebe, die Noth muß beten lehren, wir werden uns auch einmal in Einem Zimmer behelfen können.

Ich machte keine Einwendung und unsere Sachen wurden nach dem leeren Zimmer geschafft.

Mein Freund, sagte ich, als wir wieder allein waren, zu meinem Begleiter, ich wollte Sie nicht gern zum irrenden Ritter

Hundertsechszehntes Kapitel.

Die Probe.

Im Hotel. — Der Marquis v. Villier. — Ein Irrthum. — Der nächtliche Besuch. — Ein Blick durch's Schlüsselloch.

Es hatte eben die weltberühmte Messe ihren Anfang genommen, als wir in Leipzig ankamen. Wir stiegen vor dem Hotel de Bavière ab, aber der Wirth erklärte uns mit Bedauern, kein Zimmer mehr zu besitzen, das er uns zur Disposition stellen könnte. Wir fuhren nach dem Hotel de Rome, aber auch hier war Alles, bis auf ein einziges Zimmer, besetzt. Mein Begleiter sah mich mit einer sehr wehmüthigen Mine an, welche so viel sagen wollte, als: ach, wären Sie meine Frau. Ich hatte auch nicht Lust den Abend in Leipzig herum zu kutschiren, und machte ein sehr unzufriedenes Gesicht. Dies schien meinen Freund zu ermuthigen, denn er sagte zu mir: Meine Liebe, die Noth muß beten lehren, wir werden uns auch einmal in Einem Zimmer behelfen können.

Ich machte keine Einwendung und unsere Sachen wurden nach dem leeren Zimmer geschafft.

Mein Freund, sagte ich, als wir wieder allein waren, zu meinem Begleiter, ich wollte Sie nicht gern zum irrenden Ritter

machen, denn ich sehe ein, daß es schwer ist hier ein Obdach zu finden, wir werden also diese Nacht wie ein Paar Wesen, die miteinander vertraut sind, auf Einem Zimmer zubringen. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, sich artig betragen zu wollen, damit ich nicht Veranlassung habe, mich vor die Schwelle dieser Thüre zu legen.

Mein Freund, entzückt über dieses Vertrauen, welches ich ihm bewies, zögerte nicht, mir seine Hand darzureichen und ein gutes Benehmen anzugeloben.

Nachdem dieser wichtige Akt geschlossen war, gingen wir in den Speisesaal, woselbst wir eine zahlreiche Gesellschaft fanden, die aber sämmtlich dem Kaufmannsstande anzugehören schien.

Besonders auffallend war mir ein junger Herr, der einen vortrefflichen Appetit, eine ausgelassene Laune und ein Paar große schwarze Augen hatte, welche ihre Flammen unaufhörlich über den Tisch hinweg auf mich warfen.

Der Herr schien mir bekannt zu sein. Er sprach französisch.

Als wir uns vom Tische erhoben, trat der junge Mann zu mir heran und fragte mich, ob ich nicht Donna Lola Montez sei?

Auf meine Bejahung war er außer sich vor Freude. Er gab sich mir als der Herr Marquis v. Villier zu erkennen, und ich erinnerte mich nun, ihn in Paris häufig gesehen zu haben.

Er theilte mir mit, daß er eine große Reise über Dresden, Wien, nach Italien und Spanien beabsichtige, und forderte mich auf die Reise mit ihm in Gemeinschaft zu machen.

Italien, Spanien, war allerdings auch mein Ziel, und diese Sache paßte vortrefflich; denn kann man wohl einen angenehmern Reisegefährten als einen Franzosen finden?

Gleichwohl hatte ich schon einen Reisegefährten, welcher bis an's Ende der Welt mit mir zu gehen entschlossen schien, und welcher diese neue Compagnonschaft gewiß mit sehr ungünstigen Augen betrachtet haben würde.

Ich sagte also dem Herrn v. Villier, daß mir seine Gesellschaft sehr angenehm sein würde, daß er sich aber mit meinem bisherigen Reisegefährten verständigen müsse.

Wie, Sie haben schon einen Begleiter? fragte der Marquis.

Ja, es ist der Herr dort, neben dem ich meinen Platz hatte.

Der ältliche Herr, welcher Sie unaufhörlich mit seinen Blicken verschlingt?

Der ältliche Herr? Er ist noch nicht vierzig Jahre alt.

Nun, ich denke, das ist alt genug für einen Liebhaber.

Allerdings alt genug für einen Reisegefährten einer jungen Dame, die mehr Schutz und Sicherheit als Liebesfeuer sucht. —

O, was das Letztere anbetrifft, würde ich dem Herrn dort nicht weniger als einem Jünglinge zutrauen.

Das wird sich noch diese Nacht ausweisen, mein Herr.

Diese Nacht?

Ja, ganz gewiß, und wenn der Herr nicht die Probe besteht, nun, dann trenne ich mich von ihm.

Aber, meine schöne Dame, versetzte der junge Mann, so geben Sie doch diesem grimmigen, eifersüchtigen Cicisbeo sofort den Abschied, und versuchen Sie es mit mir. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich die Probe zu Ihrer Zufriedenheit bestehen werde.

Daran zweifle ich, mein Herr!

Wie, Sie zweifeln daran? — Fehlt es mir etwa an irgend etwas, was darauf schließen läßt?

O nein, umgekehrt, Sie scheinen von Allem zu viel zu haben. Zu viel Geist, zu viel Jugend, zu feurige Augen, zu viel Unruhe, zu viel Uebermuth — —

Und das sind keine Dinge, mit denen ich die Probe bestehen könnte? — Nun, ich gestehe, Sie müssen eigenthümliche Anforderungen machen.

Meine Anforderungen sind allerdings ein wenig eigenthümlich, und Sie sind sicher nicht der Mann, der ihnen auf die Dauer genügen würde. Nun, ich werde schon auch einmal mit Ihnen die Probe machen. Der Herr dort wird sich doch am Ende Ihre Gesellschaft gefallen lassen müßen, wenn sie mir gefällt. Sie werden sich hoffentlich miteinander vertragen, wenigstens so lange, bis ich mich im Falle eines vorkommenden Streites für Einen oder den Andern von Ihnen entscheiden kann. In diesem Augenblicke, ich gestehe es, würde mir die Wahl sehr schwierig sein.

Der Herr Marquis sah mich auf eine sehr eigenthümliche Weise an, er bat mich dringend dem Herrn sofort den Abschied zu geben, ich sollte über seine Börse, über seine Person verfügen, ich sollte dem Herrn die Probe erlassen. Er zweifle zwar nicht, daß er sie bestehen würde, aber er würde sie sicher auch bestehen. Kurz, der junge Mann gab mir so viele Versicherungen, und sprach so viele sonderbare Dinge, daß ich ihn gar nicht verstand.

Indessen schien mein Freund jede unserer Bewegungen mit einem argwöhnischen Blicke zu verfolgen, und endlich erhob er sich mißmüthig und trat zu mir heran, mich fragend, ob ich noch die Promenade um die Stadt mit ihm besuchen wolle.

Ich stellte ihm den Herrn v. Villier als einen ehemaligen Bekannten vor, aber ich mußte bei diesem ersten Zusammentreffen schon den Gedanken an ein gutes Einvernehmen zwi-

schen diesen beiden Herren aufgeben. Mein Freund sprach nicht geläufig französisch und die Unterhaltung war eben nicht sehr fließend. Eine ziemlich trockene Verbeugung von beiden Seiten leitete ihre Bekanntschaft ein, welche mit einigen nichtssagenden Worten fortgesetzt wurde.

Der Herr Marquis v. Villier, sagte ich zu meinem Freunde, macht dieselbe Reise, die wir uns vorgenommen haben, und es wird uns recht angenehm sein, wenn Sie sich unserer kleinen Gesellschaft anschließen.

Ja, sehr angenehm — ist möglich — sehr angenehm — ich zweifle nicht — Dresden, Wien, Italien, Madrid, sehr hübsche Städte — so lautete die Antwort meines Freundes, welcher jetzt seine Frage, ob ich eine Promenade mit ihm machen wolle, wiederholte.

Da es mein Wunsch war, die Nacht, in welcher ich mit meinem Freunde in einem Zimmer zuzubringen gezwungen war, so viel als möglich zu verkürzen, so ging ich gern auf seinen Vorschlag ein. Der Herr Marquis schloß sich uns zu meinem Vergnügen und zu nicht geringem Verdruß meines Freundes an.

Ich hätte ihm den Aerger gern erspart, aber warum ärgerte er sich auch? — Hatte er das Recht, eifersüchtig zu sein? War ich seine Frau oder seine Geliebte? Ich hatte ihn wenigstens nicht zu meinem Liebhaber erklärt, und ging frei und vollkommen unabhängig neben ihm her.

Es war schon sehr spät, als wir nach unserm Hotel zurückkehrten. Der junge Franzose nahm mit einem recht wehmüthigen Blick von mir Abschied, sehr kalt sagten sich die beiden Herren gute Nacht, und ich glaube, bemerkt zu haben, daß sich schon ein nicht geringer Grad der Feindschaft in ihren Blicken aussprach.

Als wir auf unserem Zimmer waren, wurde mein Freund

wieder gesprächiger, aber mein Gott, welch eine eigenthümliche Art von Beredtsamkeit entwickelte sich bei ihm. Er hielt mir mein Benehmen gegen den Marquis vor. Ich versetzte ihm ganz ruhig:

Wenn wir gute Freunde bleiben wollen, so spielen Sie nicht die Rolle eines Mentors, eines Eifersüchtigen und eines Grämlings, am wenigsten aber die eines Verliebten.

Und welche andere Rolle theilen Sie mir zu, meine Freundin? fragte er etwas ironisch.

Durchaus nur die eines Reisegefährten.

Und wie muß man sich benehmen in dieser Rolle? fragte er weiter.

Wie ein Mann, der mit seines Gleichen einen gemeinsamen Weg geht, und diesem weder seine Herrschaft, noch seine Bevormundung, noch seinen Schutz gegen seinen eignen Willen aufzwingen darf. Vor allen Dingen, mein Guter, brummen Sie nicht, wir reisen mit einander, so lange es uns gefällt, und trennen uns, sobald wir uns nicht mehr gefallen.

Diese Worte schienen meinen Freund wieder etwas zur Vernunft zu bringen, und er schickte sich an, sich zur Ruhe zu begeben. Er begann damit die Thüre zu verschließen.

Bitte, lassen Sie die Thüre nur unverschlossen, sagte ich ihm, wir sind in einem respectablen Hotel, wo uns weder Räuber, noch Schelme incommodiren werden.

Wir wollen bei offner Thüre schlafen? fragte mein Freund ganz erstaunt.

Fürchten Sie sich denn? fragte ich dagegen.

Nun meinetwegen, versetzte mein Freund, aber ich stehe nicht für die Folgen.

Ich legte mich nun angekleidet auf das Sopha, denn wir hatten nur ein Bette im Zimmer. Mein Freund protestirte

aber dagegen, und ich gab ſeinen Bitten nach, und warf mich angekleidet auf das Bette.

Mein Freund ahmte mir nach, warf ſich in ſeinen Schlafrock, und legte ſich auf's Sopha.

Das Licht ließ ich im Zimmer brennen.

Wir wünſchten uns gegenſeitig gute Nacht, und da ich ſehr müde war, ſchlief ich bald ein.

Ich weiß nicht, wie lange ich recht tief geſchlafen haben mochte, ich erwachte plötzlich, denn ich fühlte eine Berührung.

Das Zimmer war ganz dunkel.

Das iſt recht erbärmlich von Ihnen, rief ich im höchſten Zorn, wir ſind geſchiedene Leute. Heißt das ſein Ehrenwort halten?

Was iſt Ihnen, rief die Stimme meines Freundes, die mir aber von einer ganz anderen Seite herzukommen ſchien.

Was mir iſt? Mein Gott, träume ich denn?

Bitte, beruhigen Sie ſich, ich bin es, flüſterte eine Stimme an meinem Bette.

Sie? Wer ſind Sie?

Aber es erfolgte keine Antwort, ich hörte nur leiſe Tritte, die ſich mehr und mehr entfernten.

Indeſſen war mein Freund von ſeinem Lager aufgeſprungen und zündete Licht an.

Wer hat denn das Licht ausgelöſcht? fragte ich.

Verzeihen Sie, das that ich ſelbſt, verſetzte mein Freund, ich konnte bei dem brennenden Lichte, das mir Ihre ſchöne Geſtalt im verführeriſchen Zwielichte zeigte, nicht einſchlafen, ich löſchte es aus und ſchlief auch gleich darauf ein.

Aber es war Jemand an meinem Bette.

Mein Freund eilte mit dem Lichte aus dem Zimmer, aber

es war im Hauſe Alles ruhig, und mein Freund verſicherte mir, daß ich geträumt haben müſſe.

Nein, ich habe ganz deutlich Schritte gehört.

Das ſchien mir in der That auch ſo. Aber es fehlt hier nichts. Da liegen unſere Uhren und Börſen ganz unberührt. Ich ſagte es Ihnen ja, man muß in einem Hotel nicht bei offener Thüre ſchlafen.

Indeſſen ging mir ein eigenthümlicher Gedanke durch den Kopf, und ich beſchloß der Sache etwas nachzuſpüren.

Am andern Morgen ſprach ich den jungen Franzoſen, und ich ſagte ihm:

Mein Herr, es ſcheint mir, als bedürfte es bei Ihnen keiner zweiten Probe, denn Sie haben die erſte ganz jämmerlich beſtanden.

Aber, mein Gott, ſagte er, konnte ich denn wiſſen, daß Sie mit dem Herrn die ganze Nacht in einem Zimmer ſchlafen würden? Ich horchte an Ihrer Thüre und hörte, daß Alles ganz ſtille war. Ich lugte durch's Schlüſſelloch und ſah Sie allein im Bette liegen; da ſich in dieſem Augenblick Tritte näherten, zog ich mich zurück und wartete, bis der Fremde in ſeinem Zimmer war, und als ich nun nochmals durch's Schlüſſelloch guckte, war Alles finſter. Ich faßte ganz mechaniſch den Grff der Thüre, und ſie ging auf, und da dachte ich — nun, wenn eine junge Dame bei offner Thüre und im Finſtern ſchläft, was ſollte ich da anders denken — —

Als daß dies durchaus ein Beweis von der Leichtfertigkeit einer Dame und ihrem guten Willen ſei, ein Attentat auf ihre nächtliche Ruhe hervorzurufen, zu begünſtigen und gut zu heißen. Iſt dem nicht ſo, mein Herr? Aber es freut mich — —

Nein, das dachte ich nicht, fiel der junge Mann ein, ich dachte, daß Sie ſich ohne Geſellſchaft befänden, und fand dieſe

Gelegenheit sehr günstig. Verzeihen Sie, daß ich, durch eine männliche Stimme überrascht, so schnell den Rückzug angetreten habe. Ich wollte nur den Skandal um Ihretwillen vermeiden.

Ich soll verzeihen, daß Sie sich zurückgezogen haben? fragte ich ganz erstaunt.

Ja, daß ich meine Probe so schlecht bestanden habe.

Ich verstehe Sie nicht, mein Herr.

Hätten Sie nur nicht so laut gerufen, meine Dame, so würde der alte Cerberus nicht erwacht und die Sache dennoch ganz gut abgemacht worden sein.

Aber welche Sache, mein Herr?

Nun, die Probe.

Wie, Sie wollten Ihre Probe bestehen, indem Sie ungehindert bis zu meiner Schlafstätte drangen und Sie wieder verließen, da Sie Lärm hörten?

Ach, meine Liebe, hätte ich nur ahnen können, daß ich bleiben durfte, ohne Ihr Mißfallen zu erregen — —

Es ist Ihr Glück, mein Herr, daß Sie unbemerkt davon gekommen sind.

Sie geben also zu, daß es unter solchen Umständen nicht möglich war, die Probe zu bestehen?

Sie haben Sie in der That sehr jämmerlich bestanden, und ich muß meinem Freunde die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich wie ein Ehrenmann benommen hat. Er hat dadurch ungemein in meiner Achtung gewonnen. Wenn wir gute Freunde bleiben wollen, so bitte ich Sie, dergleichen nächtliche Reisen in mein Schlafzimmer einzustellen. — Uebrigens vertraue ich mich von nun an ganz dem Schutze meines Freundes.

Der junge Mann schien mich gar nicht zu begreifen und

schüttelte den Kopf. Mein Freund trat jetzt zu uns heran und ich gab ihm meinen Arm, da wir uns die Stadt besehen wollten. Der Herr Marquis begleitete uns diesmal zur großen Freude meines Cicisbeo nicht, jedoch kamen wir darin überein, uns am Mittage an der Table d'hôte wieder zu treffen und das Nähere über unsere Abreise festzusetzen.

Der Marquis ist noch sehr jung, dachte ich, und er wird sich hoffentlich bessern. Ich werde mir seine Erziehung ein wenig angelegen sein lassen.

Hundertsiebenzehntes Kapitel.

Merkur's Gunst.

Das kleine Paris. — In und außer der Messe. — Die Eisenbahnen. — Poniatowski's Denkmal. — Eine Beschreibung Napoleon's. — Die Todtenmesse. — Das Leipziger Schlachtfeld.

Es ist in der That sehr merkwürdig, daß ein so kleiner winziger Ort — denn ich glaube ganz Leipzig kann bequem auf den Gensdarmenmarkt in Berlin stehen — der Stapelplatz der größten Messe der Welt werden konnte. Aber eben dieselbe Ursache, welche die Felder Leipzigs mit dem Blute zweier der furchtbarsten und entschiedensten Schlachten gedüngt hat, hat der Stadt diesen großen und beneidenswerthen Vortheil verschafft, ich meine die günstige Lage im Herzen Deutschlands und Europa's. Man kann ohne zu übertreiben behaupten, daß, wie in Petersburg die Menschen in der kolossalen Stadt und in den immensen Häuserreihen förmlich verschwinden, so verschwindet in Leipzig die Stadt in diesem ungeheuren Menschengewoge. Man sieht in der That weder Häuser noch Straßen, man merkt nicht den Umfang Leipzigs, es ist nicht möglich, einen Ueberblick über die Stadt von irgend einem Punkte aus zu gewinnen, sie erscheint unendlich vielmal größer, als sie wirklich ist,

denn man begegnet auf jedem Schritte irgend einem Hinderniſſe, welches uns zwingt, ſtehen zu bleiben oder auf einem Umwege auszuweichen, und dazu kommen die vielen Buden, welche Straßen in den Straßen, Städte in der Stadt bilden. Und ich glaube wohl, was mir mein Begleiter verſicherte, Leipzig vor und nach der Meſſe gleiche ſich nicht. In der Stadt, welche am Tage nach der Meſſe wie durch Zauber plötzlich kleiner und leerer wird, vermag man ſich dann nicht mehr zurecht zu finden, wenn man ſie nicht außer der Meßzeit ſchon gekannt hat. Ich habe aber noch niemals ein ergötzlicheres, heitereres Leben als hier geſehen. — Die öffentlichen Lokale ſind alle überfüllt, aus jedem derſelben ertönt uns fröhliches Geräuſch, heitere Muſik entgegen. Am Mittage iſt ebenfalls in allen Gaſthöfen, in allen Lokalen Muſik. Wenn an irgend einem Orte, ſo müßte hier dem Gotte Merkur ein Tempel geweiht werden, denn nirgends ſtreut er größeren Segen als in Leipzig aus. Dieſe Stadt führt durch ihre Meſſen ein höchſt behagliches Leben. Sie verdient in der Meßzeit genug, um die übrige Zeit nichts thun zu dürfen, als dieſen Verdienſt zu verzehren. Daher ſind auch die Leipziger ein muthwilliges, leichtſinniges, lebensluſtiges Völkchen, das harmlos und ſorgenlos in den Tag hineinlebt, denn die Meſſe bringt ihnen das Alles von ſelbſt, was ihnen zum Leben nothwendig iſt, und wenn ihre Taſchen leer ſind, ſchüttet Gott Merkur ſein Füllhorn wieder aus. Ich glaube daher, daß des großen, deutſchen Dichters Wort: Leipzig iſt ein klein Paris, ſich nur auf das Leipzig in der Meßzeit beziehen kann, denn es erſchien mir damals wirklich als ein klein Paris, und ich bezog das „Klein“ auf die Stadt, das „Paris“ auf die Menſchen. Uebrigens fangen die guten Leipziger doch an, ein wenig um ihre Zukunft beſorgt zu ſein. Sie ſehen die Eiſenbahnen, deren nicht

weniger als drei oder vier in Leipzig münden, mit argwöhnischen, ungünstigen Blicken an. Die Eisenbahnen, sagen sie, entführen ihnen die Fremden eben so schnell, als sie diese ihnen zuführen, es bleibe nichts Rechtes mehr in der Stadt sitzen, mit einem Wort, es zeigt sich hier dieselbe Mißstimmung gegen die Eisenbahnen, wie überall, und dies beweist es genugsam, wie tief die Eisenbahnen in das Leben der Menschen eingreifen und alle Verhältnisse umkehren. Die Eisenbahnen sind in unserer Zeit das, was die Erfindung der Buchdruckerkunst dem funfzehnten Jahrhundert ist, sie bereiten einen völligen Umschwung im socialen und commerciellen Leben vor. Das alte Leben paßt zu den Eisenbahnen nicht und wird von der gewaltigen Dampfkraft überflügelt oder zermalmt. Jedenfalls wird durch sie die Herrschaft des Gedankens vorbereitet und die des Säbels beseitigt werden.

An letzteren erinnern übrigens in diesem kleinen Leipzig sehr viele Dinge. In einem Garten sahen wir das Denkmal des polnischen Generals, des tapfern Poniatowski, welcher in der Elster seinen Tod fand. Dieser Tod in dem kleinen Gewässer, welches kaum ein Graben genannt werden kann, erscheint sehr verhängnißvoll. Es wurde mir unheimlich zu Muthe, als ein alter Mann, welcher uns dieses Denkmal zeigte, von den Tagen der Schlacht bei Leipzig erzählte. Damals, sagte er, war hier auch eine große Messe, eine Todtenmesse, da hätten Sie es sehen sollen, wie die Leichen zu Haufen in den Straßen lagen. Ach, und wären es nur Leichen gewesen, aber wie viele Halbtodte und Sterbende befanden sich unter diesen Haufen, und ich habe die vollkommene Ueberzeugung, daß Mancher, der noch lebte und athmete, mit in die Grube gescharrt wurde. Damals habe ich es recht begriffen, wie leicht der Mensch zum Thiere werden kann und dann seines Gleichen

auch wie das Vieh behandelt. Giebt es wohl eine größere Gotteslästerung, als solche Kriegsbrutalität, und dürfen die Menschen die Unsterblichkeit einer Seele in Anspruch nehmen, dürfen sie irgend etwas in sich für göttlich und der Ewigkeit würdig erachten, die mit Wesen ihres eigenen Geschlechtes so verächtlich umgehen? — O, ich habe Gräuelthaten gesehen, und ich glaube wohl, daß dem kleinen Manne im grauen Rocke und mit dem kleinen Hute das Herz geblutet haben muß, als er seine Franzosen wie das Vieh daliegen sah, ohne sich mit dem Bewußtsein einer gewonnenen Schlacht trösten zu können. Ich werde niemals vergessen, fuhr der beredte Alte in einem Zuge fort, ich werde niemals den Blick und das Gesicht des Kaisers vergessen.

Und wie fanden Sie den Kaiser? fragte ich ihn.

Er erschien mir wie ein lebendiges Denkmal, ja wie das Standbild eines Cäsars, welches plötzlich lebendig geworden war. Hätte ich niemals etwas von Napoleon vernommen, sondern ihn nur so inmitten seiner glänzenden Umgebung gesehen, ich würde es herausgefühlt haben, daß er ein großer Mann sein muß.

Von der Sternwarte aus übersah ich die unermeßlichen Ebenen, welche in der Geschichte eine so große Rolle gespielt haben. Hier begann Napoleon das blutige Würfelspiel um die ihm schon aus den Händen gleitende Weltherrschaft. Wie dieser Feldherr mit Einem Schlage Monarchien gewann, so verlor er fast mit Einem Schlage alle seine Eroberungen wieder. — Er war der große Lehrmeister seiner Zeit geworden und hatte nur gesiegt, um seinen Gegnern das Geheimniß seiner Siege zu offenbaren. An seinem großen, universellen Geiste hatte sich das Krämer- und Bagatellen-Europa zu großen Ideen emporgearbeitet. Eine große Idee machte die Re-

volution siegreich, dieselbe Idee legte sie doch endlich gefesselt zu Füßen des früher von ihr überwundenen Europa's. Napoleon brachte die Revolution keineswegs zum Abschluß, er setzte sie unter anderem Namen fort, erst die Restauration brachte sie oder wollte sie wirklich zum Abschluß bringen, aber es ist ihr nicht gelungen, es ist ihr noch heute nicht gelungen, denn das Leben ist in der Gegenwart nichts Anderes als Revolution, als die Gährung eines neuen socialen Geistes, den die Gewissenlosen und Egoisten allein zu ihrem Nutzen auszubeuten, die Schwachen zu beseitigen, die Starken zu tödten trachten. Es ist nur ein Heil gegen diesen revolutionären Geist — —

Ich glaube, so viele Häuser in Leipzig stehen, so viele historische Monumente giebt es, denn jedes Haus scheint selbst ein solches zu sein. Sie sehen wenigstens so aus, als könnten sie recht viel aus alter Zeit erzählen. Ich habe mir indessen nur von einem etwas erzählen lassen, nämlich von Auerbach's Keller. Wir frühstückten daselbst, und ich hatte Muße genug, mir diesen klassischen Keller anzusehen, dessen Ruf bei Weitem größer ist, als er selbst. Nun, der Teufel mag wohl Platz darin gehabt haben, und eben so ein Dutzend Gäste, mehr aber nicht. Das Sprüchwort, daß man den Teufel nicht an die Wand malen soll, ist hier völlig ignorirt, denn er ist wirklich leibhaftig an die Wand gemalt und hat ein krebsrothes Kostüm. Der Kellner brachte mir ein Buch, eine alte Chronik, in welcher er das Blatt, welches die famose Spukgeschichte enthielt, schon aufgeschlagen hatte. Gar Viele müssen dieses Blatt schon gelesen haben, denn es sah sehr vergriffen aus, die Ecke fehlte schon ganz und gar. Da konnte ich denn die ganze fürchterliche Historie lesen, wie der Teufel auf dem Fasse zum Fenster hinausgeritten ist. Es gehört allerdings viel

Phantasie dazu, dies glaubwürdig zu finden. — Uebrigens beeilte ich mich, aus diesem Keller wieder herauszukommen, denn es kam mir darin „sehr schwül und dumpfig" vor, ob durch die Nähe des Teufels, oder ob dieser darin eine so üble Atmosphäre zurückgelassen hat, oder ob endlich der Keller doch gar zu tief liegt und wenig frische Luft hineindringen läßt, das weiß ich nicht zu sagen. Ich athmete aber wieder freier, als ich draußen war.

Auf dem Wege nach dem Hotel trafen wir unsern Franzosen, mit dem wir nun zurückkehrten und Anstalten zur Abreise trafen, da wir mit dem Mittagszuge nach Dresden wollten. Damit waren wir denn auch sehr bald in Ordnung und eine Stunde später flogen wir auf dem feurigen Dampfrosse nach der sächsischen Residenz.

Hundertachtzehntes Kapitel.

Dresden.

August II. — Das grüne Gewölbe. — Das Richtschwert. — Pillnitz, Napoleons Geburtsort. — Die sächsische Schweiz. — Der Königstein. — Abschied von Dresden.

Ich war von Berlin aus mit sehr guten Empfehlungen an mehrere einflußreiche Personen in Dresden versehen, und sehr bald hatte ich die Ehre, vor dem Hofe aufzutreten. Mein Aufenthalt in Dresden währte indessen nur kurze Zeit, denn ich muß sagen, daß es mich drängte, nach so langer Abwesenheit mein Vaterland Spanien wieder zu sehen. Ja wahrlich, unser Geschick ist oft sonderbaren Zufällen unterworfen. Gerade in diesem Lande, das ich jetzt zum großen Theil wie im Fluge durchreiste, welches, ich gestehe es, für mich bis jetzt kein besonders günstiges Terrain war, in welchem ich mehr als Frau, denn als Künstlerin Triumphe feierte, sollte mir wenige Jahre später ein Glück erblühen, welches der Glanzpunkt meines Lebens war, welches mich an die Stufen eines glänzenden Thrones brachte, und das noch jetzt wie ein Mährchen, wie ein schönes reizendes Gedicht in meinen Erinnerungen nachlebt. Hätte ich damals ahnen können, was mir in Deutschland bevorstand,

ich würde diesem Lande eine größere Aufmerksamkeit geschenkt haben, ich würde mir mehr Mühe gegeben haben, ein Volk kennen zu lernen, das von seinen Fürsten wahrhaft geliebt und väterlich regiert wird. Ich weiß nicht, welch eine Ahnung in mir lebte, welch ein schöner Traum von einer glänzenden Zukunft mich umgaukelte, der mich fort und fort von einem Lande in's andere trieb, bis ich die Stätte gefunden hatte, wo sich diese Ahnung dennoch erfüllen, dieser Traum dennoch verwirklichen sollte. Damals war es mir immer, als sollte mich dieses geahnte Glück in meinem Vaterlande Spanien erreichen, als müßte hier in meinem Schicksale eine sonderbare und glückliche Wendung eintreten, und ich eilte diesem schönen Lande zu, um mir dieses Glück zu holen. Ich werde also den Zeitraum, welchen ich noch in den verschiedenen deutschen Städten verlebte, nur flüchtig berühren, und schnell der Zeit zueilen, da ich an der Seite eines Königs die schönsten, reinsten und glücklichsten Tage meines wechselvollen Lebens verbrachte.

Nicht leicht hat mich eine Stadt so überrascht wie Dresden. Ich wußte ja doch, daß die Stadt die Residenz eines kleinen Königreichs sei, aber wenn man von diesem Königreiche nur die Residenz sieht, bekömmt man eine sehr große Meinung von ihm. Dieser Stadt sieht man es auf den ersten Augenblick an, daß sie ein Alterthum hat. Aber in seiner ganzen Pracht erscheint Dresden erst dann, wenn man seine paradiesische Umgebung kennt und dann weiß, daß die sächsische Residenz wie eine Perle im Golde sitzt.

Die Elbbrücke gewährt ein köstliches Panorama, und ich hätte mich gern hier öfter verweilt, aber die deutsche Grobheit verleidete mir den Genuß. Man darf nämlich nur an einer bestimmten Seite der Brücke, rechts oder links, ein- und ausgehen, so daß die sich Begegnenden immer an verschiedenen

Seiten gehen. Man kann als Fremder eine solche Sitte natürlich nicht errathen, und da man mir auf eine etwas unhöfliche Weise eine andere Seite aufdrängen wollte, als die, auf welcher ich zufällig ging, und ich gegen eine solche Despotie protestirte, wäre es mir beinahe so ergangen wie im Potsdamer Schloßgarten.

Dresdens Reichthum an Kunstschätzen hat mich ebenfalls überrascht, und ich habe nur eine deutsche Stadt gefunden, die sich mit Dresden in dieser Beziehung messen kann, nämlich München. Der größte Fürst des sächsischen Volkes scheint August II. zu sein. Seine riesige Reiterstatue, die sich mit der des Churfürsten Friedrich Wilhelm in Berlin und selbst der Peters des Großen in Petersburg messen kann, steht bei der Linden-Allee, einer der schönsten Straßen Dresdens. Dieser Fürst soll ein sehr üppiges Leben geführt und zu den galantesten Fürsten seiner Zeit gehört haben. Man weiß auch in Berlin viel von seinem Besuche am Hofe Friedrich Wilhelm I. zu erzählen, welcher ihm dann mit seinem damals noch kleinen Sohne Friedrich dem Großen einen Gegenbesuch in Dresden abstattete. Diesem Letztern soll es dort sehr gut gefallen haben, aber der Vater beeilte sich ihn diesem üppigen Hofleben wieder zu entführen. Man zeigt verschiedene Dinge, welche von der riesigen Körperstärke dieses Fürsten zeugen, so ein Pferdehufeisen, welches er mit der Hand, wie eine Semmel, entzwei gebrochen haben soll. Der Schmied, welchem dieses Kunststück, das mit den Worten „schlecht Eisen" ausgeführt worden war, ärgerte, machte nun ein stärkeres, an welchem der Churfürst vergebens seine Kraft erprobte. Zufrieden gab er dem Schmied einen Thaler. Der aber rächte sich vortrefflich für sein „zerbrochenes Eisen" und brach den Thaler mit den Worten „schlecht Geld" mitten entzwei. Ein Goldstück,

welches er nun erhielt, widerstand seiner Kraft, und so war auch er befriedigt.

Von dem prächtigen Schatze des sächsischen Königshauses, welcher allein vielleicht das ganze Königreich aufwiegt, will ich nicht sprechen. Ich meine das grüne Gewölbe. Man glaubt sich hier urplötzlich in den unterirdischen Wunderpalast einer mächtigen Fee versetzt. Alle diese Schätze kamen mir wie verzaubert vor, und ich selbst war wie bezaubert von dem Anblicke. Auf welche Weise so kleine Fürsten so große Schätze aufhäufen konnten, ist mir ein Räthsel. Viel Schweiß der Unterthanen scheint eben nicht daran zu haften, sonst würden die Sachsen sich nicht so viel auf ihr grünes Gewölbe zu Gute thun und es allen Fremden anpreisen, und der König würde es nicht so leicht den Blicken des Volkes preisgeben.

Fast eben so viel Vergnügen, als der Anblick des grünen Gewölbes, gewährte mir die Rüstkammer. Die Rüstkammern gewähren dem denkenden Beobachter eben so viel Interesse, als die Tempel der Kunst. Sie bilden gewissermaßen die Folie zu diesen. Nicht ohne zu erschaudern sah ich ein Richtschwert, mit dem nicht weniger als 1400 Köpfe abgeschlagen worden sind. Der Scharfrichter, welcher mit diesem Schwerte 100 Köpfe fällte, erhielt als Lohn dieser Henkertapferkeit — den Doctorhut. Dies Schwert hat namentlich gegen die Ketzer gewüthet, es enthält die Inschrift: Caye Calvinianc! Hüte Dich Calvinianer!

Dresden ist reich an Palästen, besonders sehenswerth ist der Japanische, welcher eine Sammlung von kostbarem Porcellain enthält, welches bekanntlich in Sachsen sehr vollkommen fabricirt wird. Er enthält auch eine Antikensammlung, in welcher sich die ersten ausgegrabenen Kunstschätze des verschütteten Herkulanum befinden. Es wird mir ganz eigenthümlich

zu Muthe, wenn ich dergleichen Statuen sehe, welche aus dem Grunde dieser verschütteten Stadt hervorgeholt sind. Man kann sich unmöglich eine größere Tragödie denken, als die plötzliche Begrabung einer volkreichen Stadt, als dieses plötzliche Verschwinden von tausenden von Gebäuden, mit allem Leben darin. Wie viele Possen und wie viel Herzweh, wie viele Sorgen und wie viel Wonne, wie viel Hoffnung und Verzweiflung mag hier das furchtbare Geschick mit Einem Schlage mitten durchgehauen und mit der glühenden Lawa überschüttet haben? —

Eben so merkwürdig wie der Untergang ist die Wiederauffindung dieser Stadt. Ist das nicht eine merkwürdige Erbschaft, die der göttliche Fiskus achtzehn Jahrhunderte verwaltete und dann ehrlich wieder auslieferte, und sicher auch an die rechten Erben, — welche nicht einmal wußten, daß die kostbare Erbschaft für sie dalag? Wer weiß übrigens, ob nicht, wie diese Stadt, schon einmal eine ganze Welt begraben worden ist, und auch einmal wieder begraben werden wird, wie sich denn die Sage vom Untergange der Welt und der Sündfluth bei allen Völkern findet. Luft, Feuer und Wasser, diese drei riesigen Elemente, von welchen die Erde beständig bedroht ist, sind keine schwachen Gegner derselben, und bei einer Alliance dieser drei Weltreiche könnte es ihnen so leicht werden, die Erde zu verschlingen, wie es einem Knaben leicht wird, sein Butterbrod zu verzehren. Aber freilich — wofür haben wir denn den Regenbogen am Himmel, der uns beständig verkündet, daß in der Welt die Elemente noch in Frieden miteinander leben, und daß — Europäische hätte ich bald gesagt — aber ich meine Weltgleichgewicht, noch nicht gestört ist.

Daß ich von Dresden aus einen Ausflug nach der sächsischen Schweiz machte, versteht sich von selbst. Gewissermaßen

am Eingange derselben steht das berühmte, man könnte auch sagen das berüchtigte Pillnitz. Hier wurde bekanntlich die erste Alliance gegen die französische Revolution geschlossen, welche sie triumphiren machte; und Napoleon soll bei seinem Aufenthalte an diesem Orte gesagt haben: Hier bin ich geboren! — Gewiß ein merkwürdiges Wort: die ganze französische Revolution, das ganze Kaiserreich, der ganze Napoleon liegt darin.

Die sächsische Schweiz, obwohl sie nur eine schwache Copie der Schweiz ist, belohnt dennoch mit ihren mannigfachen Reizen, und läßt keine Reue über die Reise dahin aufkommen. Hier ist Alles Poesie, die Wirklichkeit sowohl als auch die Sagenwelt, welche bei jedem Steine auftaucht. Wie reich begabte Menschen, so sind auch reich begabte Gegenden voller poetischer Adern. Vor Allem interessirte mich der Königstein, diese berühmte Bergveste, nach welcher sich auch in dem letzten Dresdner Aufstande, der durch die Preußen erstickt wurde, der König mit den Schätzen des grünen Gewölbes geflüchtet hatte. —

Diese Festung soll die Burg eines der furchtbarsten Raubritter gewesen sein, dessen Geschlecht noch jetzt in Preußen blüht. Es ist die pommersche Grafenfamilie der Dohna. Diese Familie gerieth mit einem andern deutschen Fürsten in einen Zwist, welcher mit ihrer Unterwerfung endete. Den Anlaß soll ein — weiblicher Busen gegeben haben. — Der Fürst, welcher den Sieg behielt, tanzte nämlich auf einem Feste mit der Gemahlin des Ritters von Dohna. Im Feuer des Tanzes löste sich die Halskrause, der schöne Busen der Rittersfrau wurde sichtbar, und der Fürst konnte diesem Anblick nicht widerstehen und küßte ihn. Nun entbrannte die Fehde. Der kühne Fürst eroberte die Veste, die später in ein Kloster um-

gewandelt wurde, dann aber nach der Reformation ihre jetzige Bestimmung erhielt. Sie ist Veste, Gefängniß und eine sichere Zuflucht für die königliche Familie und den Schatz in Zeiten der Gefahr.

Auch diese Veste weiß von einem Goldmacher zu erzählen, der hier, weil seine Kunst nicht Stich hielt, gefangen gesetzt wurde, sich aber glücklich von der Veste hinabließ. Leider aber vergaß er es, sich zuvor seiner rothseidenen Strümpfe mit den silbernen Zwickeln zu entledigen, welche Tracht der eines angehenden Predigers, für den er sich ausgab, nicht entsprach. So wurde er erkannt und wieder zurückgebracht. Ob man ihn, wie in Berlin, gehängt oder geköpft oder gerädert hat, hat man mir nicht sagen können.

Einige Stunden von Dresden zeigte man mir auch das Denkmal einer berühmten Schauspielerin*). Im siebenjährigen Kriege, als Friedrich der Große die Stadt, in welcher er ehemals als Gast so gut aufgenommen worden war, mit ungeheuren Bomben begrüßte und fast ganz einäscherte, flüchtete sie sich hierher und starb in großer Dürftigkeit. Aber die Bewohner wollten keine Schauspielerin auf ihrem Gottesacker ruhen lassen! Ob sich die guten Leute wohl dachten, daß der liebe Gott die Schauspieler auch von der Auferstehung ausschließen würde?

Aus dieser kleinen Reise brachte ich sehr angenehme Erinnerungen, welche noch jetzt mit zu den freundlichsten meines Lebens gehören, nach Dresden zurück. Trotz der vorgerückten Jahreszeit war das Wetter doch noch sehr günstig, aber sobald ich wieder in Dresden war, trat ein sehr unangenehmes Regenwetter ein, und da hatte ich denn Muße genug, mir die

*) Die Neuberin?

Theater anzusehen, welche ich überall so sehr rühmen hörte. Man sagte mir, daß sie besser als die Berliner wären. Ich muß gestehen, daß ich dieses für ein nur sehr zweideutiges Lob hielt, denn das Berliner Theater ist für Berlin keineswegs zu gut. Von dem königlichen Theater kann man sagen, daß es keinen Charakter hat, es ist weder volksthümlich, noch antik, weder das Schauspiel, das Trauerspiel, noch das Lustspiel und die Posse treten hier in vollendeter Darstellung hervor.

Es knüpfen sich aber dennoch große Namen an das Berliner Theater, welche nicht allein in Berlin mit Ehren genannt werden, sondern auch in ganz Deutschland. Da ist vor allen Dingen Seydelmann, an dem die Berliner mit einer wahren Pietät hängen. Dieser große Künstler soll aber nicht ohne große Kämpfe bei den Berlinern zu seiner verdienten Anerkennung gelangt sein. Es ging ihm ein großer Ruf vorher, aber der Berliner wollte selbst seine Kritik üben und mit dem Künstler von vorne beginnen. Zudem soll er eine ungeheure Aufregung in der Berliner Recensentenwelt hervorgerufen und diese Theatertyrannen durch sein sicheres Auftreten, das ihn nicht erst um ihre Gunst buhlen ließ, sehr erbittert haben.

Das Publikum blieb bei seinem ersten Auftreten sehr kalt. Dem großen Ruf, welcher von der Stuttgarter Hofbühne dem Künstler vorausgegangen war, entsprach nicht seine Erscheinung. Man fragte sich, worin denn eigentlich bei diesem Manne die große Künstlerschaft bestehe? und begann den Gast, da die andern heimischen Schauspieler das Stück sehr gut darstellten, schon gänzlich zu übersehen, und ihn nach den ersten Akten zu vergessen. Da erschien er im vierten Akte mit einem Male wieder und erregte nun solchen Enthusiasmus, einen solchen stürmischen Beifall, daß das Publikum fast außer sich wurde. —

Nun verstummten die kleinen Schmutzblätter, welche zuvor nicht Galle genug über diesen genialen Künstler ausschütten konnten, sie schwiegen aus Schaam, während andere würdigere dem Künstler das Lob spendeten, das er durch sein besonnenes, ruhiges, charaktervolles Spiel in hohem Grade verdiente.

Dennoch hatte er lange Zeit, als er nach Berlin übersiedelte, mit aller Art gemeiner, niedriger Intriguen zu kämpfen. Denn es fehlt auch in Berlin, wie nirgends, an Leuten, die jedes sie überragende Talent mit Neid und Mißgunst betrachten und Alles aufbieten, ihm Feindschaft zu erregen.

Was das Berliner Publikum anbetrifft, so fehlt es in dieser belebten Residenzstadt gewiß nicht an Leuten, welche Künstler nach ihrem wahren Werthe zu beurtheilen verstehen, aber gleichwohl bleibt es wahr, was Alexander von Humboldt von diesem Berliner Publikum gesagt haben soll:

Die Berliner sitzen im Theater, nicht um sich an dem Spiel der Schauspieler zu ergötzen, sondern als gälte es einen Mord zu richten.

Den Berlinern fehlt die Gutmüthigkeit, die selbst da noch nöthig ist, wo das Verdienst keine Nachsicht, sondern nur Gerechtigkeit in Anspruch nimmt. Sie sind leicht enthusiasmirt, wenn sie einmal die Laune haben, sich so weit gehen zu lassen, aber sie sind zu eingebildet auf ihren Berliner Ursprung, und opfern der Sucht, geistreich zu erscheinen, ihr gesundes Urtheil und ihre Besonnenheit.

In Dresden habe ich es allerdings nicht viel anders gefunden. Dresden hatte damals einen großen Dramaturgen, dessen Ruf in Deutschland bis jetzt unerreicht geblieben ist, ich meine Tieck, aber dieser Herr scheint mit dem Publikum eben nicht besonders zu sympathisiren, und dieses nicht mit ihm.

Im Uebrigen ist die Dresdener Hofbühne eine der glänzendst ausgestatteten in Deutschland, wie denn überhaupt diese Stadt, wie ich schon gesagt habe, mehr als die Residenz eines großen, mächtigen Königreiches, als eines so kleinen Staates, wie der sächsische, erscheint.

Ich hätte mich sehr gern dort länger verweilt, aber meine Freunde drängten weiter, namentlich wollte der junge Marquis sobald als möglich Italien erreichen, ich selbst brannte vor Begierde dieses irdische Paradies kennen zu lernen, und so brachen wir von Dresden auf, nicht ohne eine Menge schöner und poetischer Eindrücke mit hinweg zu nehmen.

Hundertneunzehntes Kapitel.

Nach Prag.

Ein angenehmer Reisegefährte. — Das schwimmende Theater. — Der abgeschnittene Kopf. — Der Ehemann als Hahn.

Mit einem Dresdener Schauspieler fuhren wir nach Prag. Ich erinnere mich seines Namens nicht mehr, er war schon ziemlich bejahrt, aber ein ausgezeichneter Komiker. Er unterhielt uns während der ganzen Reise mit ausgezeichneten Theatergeschichtchen, von denen ich hier einige der originellsten mittheilen will.

Vor einigen Jahren wollte eine wandernde Schauspielertruppe in einem Dorfe an der Donau auf einem Floß „Robert der Teufel" aufführen. — Die Zuschauer standen am Ufer und warteten gespannt auf das Aufziehen des Vorhanges. Das Personal war schon sämmtlich auf dem Floß versammelt, welches mit einem Taue am Ufer sehr wohl befestigt war. Der Direktor der Truppe saß am Ufer und nahm das Geld in Empfang. Nachdem er eine schon ziemlich volle Kasse hatte, wollte er sich überzeugen, ob auch Alles zum Anfange bereit sei, nahm seine Kasse unter den Arm, bestieg das Floß und verschwand hinter dem Vorhange. Diese günstige Gelegenheit wollte ein

Spaßvogel nicht unbenutzt vorübergehen lassen, er zerschnitt unbemerkt das Tau, und mit Erstaunen sah das Publikum das ganze Theater stromabwärts schwimmen. Jedoch war es der Meinung, daß dieses so sein müsse und sah mit Spannung und Ergötzen diesem Schauspiele zu. Die Schauspieler waren weit entfernt, diese sanfte Bewegung zu merken, sie waren mit ihren Rollen und ihrem Kostüm gar zu sehr beschäftigt. Endlich ist Alles ganz vortrefflich geordnet, der Director giebt das Zeichen und der Vorhang erhebt sich. Wie erstaunt und überrascht waren nun Alle, kein Publikum vor sich zu sehen und eine ganz andere, unbekannte Gegend zu erblicken. Sie waren nämlich, ziemlich weit entfernt vom Dorfe, auf den Sand gerathen. Nun hatte die Künstlergesellschaft nicht wenig Mühe, sich wieder stromaufwärts zu bugsiren, denn das Publikum bezeigte keine Lust, dem Theater nachzulaufen.

Eine kleine ambulante Theatergesellschaft, welche ein speculativer und geschickter Theaterdirector leitete, kam einst nach Chalons, einer kleinen Stadt in Frankreich, die zwar sehr empfänglich ist, aber gar wenig Geschmack in Bezug auf das Theaterwesen hat. Der Director versuchte es, hier mit einem Vaudeville des Palais-Royal-Theaters sein Glück zu machen, und um das Publikum anzulocken, verkündete er seine Vorstellung auf dem Theaterzettel mit folgenden Worten:

Außerordentliche und erste Vorstellung

von

Judith und Holofernes,

ein gar köstliches Spektakelstück, das auf dem berühmten Theater des Palais-Royal mit einem ungeheuren, unerhörten und noch nie dagewesenen Beifall gegeben worden ist. Um dem so kunstsinnigen und aufgeklärten

Publikum zu beweisen, wie sehr er Alles aufbieten wird, es zu befriedigen, hat der Director vom Autor dieses großen Werkes eine neue Ver- und Entwickelung darin anbringen lassen, welche Alles übertrifft, was in diesem Genre bisher geleistet worden ist. Der Director will der Erwartung des Publikums nicht vorgreifen, und bemerkt hier nur, daß er mit einem seiner Figuranten ein besonderes Arrangement getroffen hat, so daß die schöne Judith nunmehr im Stande sein wird, den Kopf des schändlichen und niederträchtigen Holofernes

wirklich abzuschneiden,

und daß dieser

frisch abgeschnittene Kopf

dem Publikum auf einem Barbierbecken höflichst herumgezeigt werden soll.

Zu dieser Anzeige wurde noch folgende Bemerkung hinzugefügt:

Ein verehrtes Publikum wird sich leicht vorstellen können, mit welchen Kosten die Aufführung eines so außerordentlichen Stückes verknüpft ist, und daß nur durch eine Erhöhung der Plätze der große Kostenaufwand einigermaßen zu decken ist.

Nun folgten die Preise der Plätze.

Trotz dieser Erhöhung strömte die ganze Stadt in das Theater und die Einnahme stieg zu einer ganz ungewöhnlichen Höhe.

Die Ungeduld des Publikums war aber so groß, daß es vom Stücke gar nichts hören und sehen wollte, und sobald der Vorhang aufgezogen wurde, erschallte es von allen Seiten: den Schluß! den Schluß! die Entwickelung! die Hinrichtung! den Kopf! den Kopf! —

Als der Director das ungeheure Verlangen nach dem Kopfe sah, war er sehr wohl zufrieden und ließ sich den seinen nicht nehmen. Der Vorhang fiel, gehorsam dem Publikum, und es vergingen nur ein paar Minuten, da wurde er wieder aufgezogen. Alles athmete tief auf, ein tiefes Schweigen trat plötzlich ein, in fieberhafter Spannung blickte das mordlustige, blutdürstige Publikum auf die Bühne hin. Holofernes saß schlummernd auf einem Lehnstuhle, Judith nahete sich mit einem ungeheuren Kavalleriesäbel ganz leise auf den Zehenspitzen dem schlafenden Tyrannen. Sie holt weit aus, führt ihren Hieb mit sicherer Entschlossenheit und der Kopf fällt wirklich in einen Sack, den der Komiker der Truppe bereit hält, während das Blut bis an die Decke spritzt. Es war Alles sehr gut und durchaus natürlich von Statten gegangen, das Publikum war starr vor Staunen, aber eine große Hauptsache war noch zu thun. Noch lag der Kopf nicht in der Barbierschüssel.

Aber auch zu diesem erstaunenswürdigen Akt schreitet man jetzt ohne Aufenthalt.

Der Komiker geht ein paar Mal um den mit einem gelben Teppich behängten Tisch herum, dann tritt er etwas zurück, und siehe da, der Kopf lag wirklich in der Schüssel! Er hatte auch in der That eine Leichenfarbe und einen starren Blick, kurz, es war ein sehr natürlicher Todtenkopf, und das Publikum schauderte.

Aber plötzlich beginnen die Muskeln des Gesichts sich zusammenzuziehen, die Augen schließen sich, und der Kopf niest, wie ein homerischer Held. Ein allgemeines Erstaunen erhebt sich, der Kopf niest und niest immerzu, endlich verschwindet er von der Schüssel, und man sieht jetzt, daß dieser abgeschnittene Todtenkopf noch mit einem Halse, einem Rumpfe, kurz, mit

einem ganzen Menſchen zuſammenhängt, der jetzt vor das Publikum tritt und alſo ſpricht:

Ich bitte ein hochverehrtes Publikum ganz ergebenſt, es zu entſchuldigen, daß ich meinen Kopf wieder aufgeſetzt habe, aber ich konnte es nicht länger aushalten. Ein anderer Figurant, der darüber, daß ich und nicht er den Kopf ſpielen ſollte, aufgebracht und neidiſch war, hat ſich den Spaß gemacht, mir ſeinen Taback auf die Bartſchüſſel zu ſtreuen. Da ich aber durchaus niemals ſchnupfe, iſt er mir in die Naſe geſtiegen. Zweifeln Sie jedoch nicht, hochzuverehrende Anweſende, daß ich ſtets Alles aufbieten werde, Ihren Beifall zu erwerben.

Ein unauslöſchliches Gelächter und Bravorufen folgte dieſen Worten, während der Figurant mit einer dreifachen Verbeugung, den ausgeſtopften Holofernes und den Topf mit rother Farbe unter dem Arm, die Bühne verließ und den Vorhang fallen ließ.

Dieſes Kopfabſchneideſtück ſoll noch oft ganz in derſelben Art der erſten Darſtellung aufgeführt worden ſein. Selbſt das Nieſen durfte nicht fehlen, und der Director war auf dem beſten Wege, ein reicher Mann zu werden.

Der berühmte Mime Mazurier, welcher ſehr jung geſtorben iſt, zeigte den Pariſern zuerſt den Jocko, den Polichinell und noch vieles Andere dieſer Art. Er brachte die Einnahme des Theaters der Porte St. Martin auf eine enorme Höhe und war der Liebling des Publikums.

Nachdem Mazurier ſeinem Jocko das Leben gegeben hatte, war Jemand auf den Einfall gekommen, die Hahnenkämpfe in einem Vaudeville auf's Theater zu bringen, und der Mime Mazurier ſollte den Hahn vorſtellen. Mazurier war über dieſe neue Rolle hoch erfreut, und arbeitete mit Eifer daran, ſie einzuſtudiren.

Er bestellte bei dem geschicktesten Künstler ein Hahnenkostüm mit beweglichen Federn, beweglichen Augen und Sporen. Er stand vor Tagesanbruch auf und studirte in den Hühnerhöfen der Umgegend sein Original. So wie er früher durch ein ähnliches Studium zum Affen geworden war, so verließen ihn jetzt wieder mehr und mehr seine menschlichen Gewohnheiten, um dem Federvieh möglichst verwandt und ähnlich zu werden. Er hatte sich zu gleicher Zeit einen Gegner aus dem wirklichen Hahnengeschlecht abgerichtet, um mit diesem den Hahnenkampf zu bestehen. Das Publikum erwartete voll Spannung und Ungeduld die Aufführung, und freute sich schon im Voraus auf den Genuß, den ihm sein Liebling bereiten würde. Da aber trat Mazurier's Gattin dazwischen und machte alle diese Hoffnungen zu Schanden. Eines schönen Morgens stand sie mit ihrem Manne zugleich auf und folgte ihm heimlich nach dem Hühnerhof, wo er seine Studien machte. Als sie so plötzlich ihren Mann sich in einen Hahn verwandeln sah, gerieth sie in den heftigsten Zorn, und rief in heftiger Entrüstung:

Ich glaubte, einen Mann geheirathet zu haben, wenigstens besagten dies Deine Papiere, aber ich bin auf das Scheußlichste betrogen worden. Ueber den Affen habe ich mich hinweggesetzt, aber ich leide es nicht, daß Du nun auch noch zu einem Hahne wirst. Wer bürgt mir dafür, daß Du nicht übermorgen ein Puter und noch etwas Aergeres werden kannst?

Mit diesem Veto verband sie die Anzeige, daß sie Mutter zu werden hoffe, und daß es dem Kinde die größte Gefahr bringen könne, wenn sie mit einem Manne auf dem Hühnerhofe leben müsse. Vergebens bemühte sich Mazurier dieses unerwartete Hinderniß zu beseitigen, vergebens versuchte er mit Thränen in den Augen seine Frau von ihren sonderbaren An-

ſichten zu befreien, er mußte ſeinem ſchönſten Triumphe voll Verzweiflung entſagen, denn er zitterte bei dem Gedanken, einen gefiederten Sprößling zu erhalten. Die Proben, welche Mazurier als Hahn abgelegt hat, ſollen alle Erwartungen übertroffen haben.

Was würde aus Mazurier's Ruhm geworden ſein, wenn ſeine Frau bei ſeiner Affenrolle eben ſo unerbittlich geweſen wäre? —

Der große Voltaire hatte ſeine Zaire vollendet und aufführen laſſen.

Schon ſechsmal war ſie zur Darſtellung gekommen und bei jeder Darſtellung in der Gunſt des Publikums geſtiegen. Aber dennoch konnte es der Dichter nicht unterlaſſen, immerfort Verbeſſerungen zu machen, welche den Darſtellern des Stückes ſehr läſtig wurden. Sie waren dieſer Veränderungen auch bald ſo überdrüſſig, daß ſie erklärten, Zaire ſei jetzt unverbeſſerlich. Es half dem Dichter nun nichts mehr, daß er verſicherte, er wolle nun die letzten Correcturen machen, die Schauſpieler blieben unerbittlich.

Am hartnäckigſten widerſetzte ſich Dufresne, der den Drosmann ſpielte.

Voltaire, der aber keine Ruhe hatte, bis er noch einmal verbeſſern konnte, fand endlich ein Auskunftsmittel, um zum Ziele zu gelangen.

Dufresne gab ein großes Mittagsmahl. Plötzlich erſcheint eine ungeheure Paſtete auf dem Tiſche. Der Gaſtgeber iſt ſehr überraſcht, als man ihm mittheilt, daß Herr von Voltaire ſie ſchicke. Die Gäſte theilen die Ueberraſchung, und wünſchen nur, daß der Inhalt der Paſtete einen eben ſo guten Geſchmack verrathe, als die Werke des Autors. Dufresne bewaffnet ſich

mit einem Meſſer und hebt die Blätterkrone der Paſtete ab, und man erblickt — neun Rebhühner in Trüffeln, von denen jedes ein kleines Blättchen Papier im Schnabel hält, auf welchen der unverbeſſerliche Voltaire ſeine Verbeſſerungen der Zaire niedergeſchrieben hatte. Alles iſt enthuſiasmirt, einer ſo feinen Bitte konnte man nicht mehr widerſtehen, man nahm die Verbeſſerungen noch an, kam aber zugleich darüber überein, daß die jetzige Veränderung nun auch die allerletzte bleiben ſollte.

So kam denn die Zaire auf die Nachwelt.

Dieſer angenehme Reiſegeſellſchafter war unermüdlich in ſeinen Mittheilungen aus der Theaterwelt. Ich lernte durch ihn ſo manche Perſönlichkeiten, ſo manche Verhältniſſe kennen, welche mir bis jetzt unbekannt waren und mir ohne dieſe Mittheilung vielleicht auch unbekannt geblieben ſein würden. Wir waren noch im vollen Zuge, als einer unſerer Reiſegefährten uns aufmerkſam machte, daß wir die öſterreichiſche Grenze erreicht hätten. Paſſen Sie auf, ſagte er, gleich werden Sie öſterreichiſche Steuerbeamten kennen lernen. Sie müſſen ſie beobachten, denn es iſt ein intereſſanter Menſchenſchlag.

Ich fand indeſſen dieſen Menſchenſchlag durchaus nicht ſo intereſſant als neugierig. Er guckte in alle Ecken, Winkel, Kiſten und Kaſten hinein, als wollte er ſich das Beſte von unſern Sachen ausſuchen. Es fehlte nicht viel, daß ich mit dieſen intereſſanten Leuten in einen unangenehmen Conflict gekommen wäre, welcher durch das Dazwiſchenkommen des Marquis verhindert wurde. Nach einigen ſehr unangenehmen Plagereien wurden wir endlich von einer Neugierde erlöſt, welche Alles, was wir an und um uns hatten, zu verſchlingen drohte.

Dieſe Miſere hatte ich indeſſen bald genug vergeſſen und vergnügt ſetzten wir unſere Reiſe fort. Meine beiden Begleiter

hatten sich bis jetzt ganz vortrefflich mit einander vertragen, und ich reichte ihnen zufrieden die Hand, als wir endlich in die alte, berühmte Böhmenstadt, in Prag, munter und wohlbehalten einzogen.

Unser vortrefflicher Reisegefährte, dem wir so viele angenehme Stunden und ich so viel Belehrung zu verdanken hatte, verließ uns jetzt. Er hatte einen intimen Freund in Prag, bei dem er logiren wollte und der ihn erwartete. Doch versprach er, mir dazu behülflich zu sein, wenn ich in Prag auftreten wollte. Dieses Anerbieten nahm ich mit Freuden an, aber ein unangenehmer Vorfall zwischen meinen beiden Freunden veranlaßte mich, Prag nach einem kurzen Aufenthalte wieder zu verlassen, ohne daß ich von der Gefälligkeit des wackern Künstlers Gebrauch machen konnte.

Hundertzwanzigſtes Kapitel.

Ein Kuß und ſeine Folgen.

Prag. — Das Verſprechen. — Der Fund. — Auf dem Wiſſehrad. — Der gepeitſchte Herzog. — Libuſſa. — Der Mädchenkrieg. — Folgen eines verſprochenen Kuſſes.

Man mag noch ſo wenig Geſchichte in ſeiner Jugend gelernt haben, man mag ſich noch ſo wenig um die Geographie bekümmert, man mag endlich noch ſo wenig Sinn für Eines wie für das Andere haben, man wird nicht leicht in Bezug auf dieſe merkwürdige Stadt ohne Kenntniſſe ſein. Mit welcher feierlichen Aufmerkſamkeit verweilen wir bei der Geſchichte, wenn ſie von dieſer Stadt zu erzählen beginnt, — denn Alles, was ſie von dieſer Stadt erzählt, iſt groß, erhaben, erſtaunenswerth im Böſen oder im Guten. Es giebt in ganz Europa, etwa Rom ausgenommen, keine Stadt, welche, wenigſtens was mich betrifft, mehr geſchichtliches Intereſſe oder geſchichtlichen Reiz hätte, und dieſer Reiz hat ſich ſeit den Träumen meines Jugendlebens bis zu dem Augenblick erhalten, da ich dieſe Stadt Prag mit allen ihren hiſtoriſchen Erinnerungen in Wirklichkeit vor mir ſah. Es fiel mir augenblicklich ein, wie dieſe Stadt es war, deren Namen mein Gefühl zum erſten Male

gegen die Ungerechtigkeit des Männergeschlechts zur Empörung brachte, und meinem Geiste jene oppositionelle Richtung gab, die mich seitdem den Anmaßungen der Männer gegenüber nie verlassen hat. — Wenn mein Lehrer der Geschichte uns genug von dem rothen Barte des Kaisers Friedrich und den nackten Beinen des Kaisers Heinrich, wenn er uns genug allerlei äußerliche Dinge von den großen und den kleinen Menschen, die Zufall und Geburt an irgend einen hohen Platz gestellt, erzählt hatte, und er dann einmal wieder auf Prag zu sprechen kam, diese Geburtsstätte der Frauen-Emancipation, wo die Mädchen so lange siegreich gegen die übermüthigen Männer kämpften, sie schlugen und vertilgten, dann wurde mir gleich ganz feierlich zu Muthe, und anstatt meinen Lehrer, wie bei seinen andern Erzählungen, auszulachen, blickte ich ihn mit Wohlgefallen, ich möchte fast sagen, mit Liebe an, ich hätte ihn küssen mögen. Zwar glorificirte er den Mädchenkrieg keineswegs, vielmehr setzte er seine Brille, wenn er auf dieses Thema kam, von der Nasenspitze, bis wohin sie allmählig niedergerutscht, wieder auf den Buckel der Nase zurück, und sah uns mit einem Paar fürchterlichen Augen an, aber er erzählte uns doch das Factum — und das war für mich ganz genug. Denn ich machte mir schon damals meine eigene Geschichte. Der gute Herr schloß gewöhnlich: übrigens glaube ich es mit ziemlicher Gewißheit behaupten zu können, daß dieser Mädchenkrieg nichts als eine Sage ist, da man nicht wohl annehmen kann, daß bloße Frauenzimmer sich so lange gegen Männer wehren und sie sogar eine Zeit lang in Schrecken versetzen konnten, selbst wenn sie sich auch beide Brüste abgenommen hätten, was nicht anzunehmen ist, da sie doch, wenn sie auch die Männer zu Sklaven gemacht, und zu allen sonst weiblichen Verrichtungen angehalten hätten, diese nicht zum Säugen

der Kinder hätten gebrauchen können — ich sage also, daß dieser Mädchenkrieg entweder eine reine Sage oder eine bloße Erfindung, oder endlich eine Verwechselung mit den Amazonen oder dem Frosch- und Mäusekrieg sein muß, welcher ebenfalls in Deutschland, und wenn ich nicht irre in Böhmen stattgefunden haben soll. — Ich ließ es mir natürlich nicht ausreden, daß diese Begebenheit wirklich stattgefunden habe, und suchte auch meine Mitschülerinnen davon zu überzeugen, indem ich sie belehrte, daß es nichts als Männerneid sei, welcher unserm Geschlecht den allerdings für die Männer gefährlichen Ruhm, sie einst beherrscht und eben so unterdrückt zu haben, wie sie uns jetzt unterdrücken, rauben wolle. — Die Geschichte ist durchaus wahr, so schloß ich, denn sonst würden sich die Herren wohl hüten, uns überhaupt etwas davon zu erzählen. So aber können sie nicht umhin, weil sie fürchten, wir würden diese Geschichte doch erfahren, und sie dann auf eine ganz andere Weise lernen, als durch ihre Darstellung.

Natürlich belächelte ich jetzt, als die schöne Stadt vor meinen Blicken lag, manche der naiven Ideen und Träumereien meiner Kindheit, aber auch manche sehr liebe Erinnerung tauchte in mir wieder auf.

Ich fragte natürlich vor Allem nach einem Stücklein Gemälde oder andern Dingen, welche mir etwas von diesem merkwürdigen Mägde- oder Mädchenkrieg erzählen könnten. Die Leute wunderten sich sehr über diese Frage. Sie wunderten sich, daß eine spanische Tänzerin nach solchen, ihnen selbst unbekannten Dingen frage, und begriffen meine geistige Verwandtschaft zu diesen Historien nicht. Alles, was ich zuerst als Antwort erhielt, war ein lächelndes Kopfschütteln. Die Leute wollten nichts von einem noch vorhandenen Denkmal eines Weiberkrieges wissen, manche wußten überhaupt nichts davon.

Von den Huſſiten wußten ſie genug, und da ich darauf beharrte, durchaus etwas aufzufinden, was mir wenigſtens ein Zeugniß von der Exiſtenz der Sage geben könnte, ſo unternahmen es meine beiden Reiſegefährten, irgend etwas aufzufinden, aber ſie wollten durchaus irgend einen Lohn für ihre Bemühungen haben.

Worin der beſtehen ſollte? fragte ich, und man gab mir lächelnd zur Antwort, daß man mit einem Dutzend Küſſe die Bemühungen wohl nicht zu hoch anſchlage. Ich ſah ein, daß ich mich zu irgend einer Belohnung verſtehen müſſe, legte mich auf's Handeln und kam endlich mit dem Verſprechen von einem Kuſſe davon.

Nun machten ſich die beiden Herren mit Eifer daran, meinen Wunſch zu realiſiren, und während mein Herr Franzoſe in der Stadt herumſuchte, kam mein anderer Herr Reiſefreund mit triumphirender Miene zu mir und bat mich, ihm auf den Wiſſehrad zu folgen.

Dieſe uralte Burg, welche ehemals den Hauptpunkt der Stadt bildete, iſt jetzt nichts mehr als eine graue Ruine auf einem Felſen, der in die Moldau ſteht und faſt den Endpunkt der Stadt bildet. Hier bei dieſer Ruine, welche ein Klagelied Jeremiä über die verfallene Größe anzuſtimmen ſcheint, haben ſich die Armuth und das Elend eingeniſtet, und ihre kleinen, trüben Wohnſtätten aufgebaut. Uebrigens genießt man auf dem höchſten Punkt dieſer Ruine eine herrliche Ausſicht, eine Ausſicht voll Leben und Heiterkeit, was uns mit dem todten Stein vergangener Herrlichkeit, auf welchem wir ſtehen, vollkommen ausſöhnt, denn man ſieht doch wenigſtens, daß die große Vergangenheit einem Erben zugefallen iſt, welcher aus ihr etwas zu machen wußte. So ſagenreich übrigens das ganze Böhmerland iſt, weiß man doch vom Wiſſehrad

nur wenig zu erzählen. Die Geſchichte ſcheint mit der alten Burg zugleich zu Grabe gegangen zu ſein, von der jetzt nichts mehr ſteht, als ein altes Kirchlein, das ſehr hinfällig iſt. Ich ſah darin nichts Bemerkenswerthes, als ein Bild, auf welchem der Herzog und Beherrſcher der Böhmen vom St. Petrus gegeißelt wird. Weshalb ihm dieſe Züchtigung zuerkannt wurde, das erfährt man aus der Unterſchrift des Bildes, welche heißt:

„Flagellatus Fridericus, Dux Bohemiae, a S. Petro ob Pagum nomine Czernowitz abalienatum.“*)

Die Jahreszahl war, wenn ich nicht irre, 1180.

Vor ſeinem Tode ſoll dieſer Fürſt ſogar, welcher ſich mit der Geiſtlichkeit nun wieder ausgeſöhnt hatte, der Kirche auf dem Wiſſehrad ein Wappen, welches dieſe Scene darſtellte, übergeben haben. Ich ſelbſt ſah das Siegel, welches dieſes Wappen führte.

Was war das für eine Zeit, wo ſich die Fürſten peitſchen ließen, es öffentlich bekundeten und doch bei ihren Völkern den Gehorſam nicht verloren! Freilich, die Geiſtlichkeit hatte, wie über ſie, ſo auch die Macht über die Völker, die den Fürſten, welche mit ihnen gute Freundſchaft hielten und ſich, wenn es einmal zum Zwiſte kam, für gnädige Strafe bedankten, nicht ungehorſam ſein durften.

Zur Zeit der ſchrecklichen Huſſiten ſollen nicht weniger als ein Dutzend Kirchen auf dem Wiſſehrad geſtanden haben, welche ſie ſämmtlich zerſtörten. O, dieſe böſen Ketzer, wohin man ſieht in Böhmen, überall weiß man nur entſetzliche Dinge von ihnen zu erzählen.

---

*) Friedrich, Herzog von Böhmen, wird vom heiligen Petrus wegen der Einziehung des Dorfes Tſchernowitz (welches wahrſcheinlich einem geiſtlichen Herrn zugehörte) gepeitſcht.

Nachdem wir uns die uralte Kirche angesehen hatten, führte mich mein Freund auf den äußersten Felsenvorsprung, welcher sich gegen die Moldau senkt. Hier steht ein Stück Mauer, welches noch ein Ueberrest von der Burg der Libussa sein soll. Noch heute nennt man diese Gemäuer das Bad der Libussa, und auf diesem Felsenzack blieb mein Freund mit einer triumphirenden Miene stehen.

Warum lächeln Sie? fragte ich.

Ich habe Sie hierher geführt, sagte er, und ich bitte mir meinen Dank aus.

Nun, ich bedanke mich.

Das genügt mir nicht, ich verlange meinen Kuß.

Ihren Kuß? Wofür?

Hier an diesen Felsenzack knüpft sich die ganze Wissenschaft von dem Mädchenkrieg, welche man in Prag aufzufinden vermag. Es ist gewiß, daß sich hier die Quelle dieser sonderbaren Geschichte findet. Hier wohnte die Wlasta, die Heldin des Mädchenkrieges, diese fürchterliche, kriegerische Amazone, welche dem ganzen Männergeschlecht das Garaus machen wollte. Wäre wahrlich nicht übel gewesen, der liebe Gott hätte dann rein noch einmal von vorn anfangen, und um diese verteufelte Wlasta einen neuen Adam schaffen müssen.

Und wenn sie den nun auch todtgeschlagen hätte? fragte ich.

Ja, das wäre so ein Ding gewesen. Ich weiß nicht, was der liebe Gott dann gemacht hätte, aber ich würde zur Strafe diese Wlasta dann selbst in einen Adam verwandelt und ihm — Eva's Strafe zudictirt haben. — Aber das geht mich nichts an, ich bitte mir meinen Kuß aus.

Keinen Lohn vor vollbrachter Arbeit, versetzte ich, erzählen Sie mir erst, was Sie von diesem Felsen wissen.

Nun, ich sagte Ihnen ja. Hier stand die Burg der Libussa,

nur wenig zu erzählen. Die Geſchichte ſcheint mit der alten Burg zugleich zu Grabe gegangen zu ſein, von der jetzt nichts mehr ſteht, als ein altes Kirchlein, das ſehr hinfällig iſt. Ich ſah darin nichts Bemerkenswerthes, als ein Bild, auf welchem der Herzog und Beherrſcher der Böhmen vom St. Petrus gegeißelt wird. Weshalb ihm dieſe Züchtigung zuerkannt wurde, das erfährt man aus der Unterſchrift des Bildes, welche heißt:

„Flagellatus Fridericus, Dux Bohemiae, a S. Petro ob Pagum nomine Czernowitz abalienatum.“*)

Die Jahreszahl war, wenn ich nicht irre, 1180.

Vor ſeinem Tode ſoll dieſer Fürſt ſogar, welcher ſich mit der Geiſtlichkeit nun wieder ausgeſöhnt hatte, der Kirche auf dem Wiſſehrad ein Wappen, welches dieſe Scene darſtellte, übergeben haben. Ich ſelbſt ſah das Siegel, welches dieſes Wappen führte.

Was war das für eine Zeit, wo ſich die Fürſten peitſchen ließen, es öffentlich bekundeten und doch bei ihren Völkern den Gehorſam nicht verloren! Freilich, die Geiſtlichkeit hatte, wie über ſie, ſo auch die Macht über die Völker, die den Fürſten, welche mit ihnen gute Freundſchaft hielten und ſich, wenn es einmal zum Zwiſte kam, für gnädige Strafe bedankten, nicht ungehorſam ſein durften.

Zur Zeit der ſchrecklichen Huſſiten ſollen nicht weniger als ein Dutzend Kirchen auf dem Wiſſehrad geſtanden haben, welche ſie ſämmtlich zerſtörten. O, dieſe böſen Ketzer, wohin man ſieht in Böhmen, überall weiß man nur entſetzliche Dinge von ihnen zu erzählen.

---

*) Friedrich, Herzog von Böhmen, wird vom heiligen Petrus wegen der Einziehung des Dorfes Tſchernowitz (welches wahrſcheinlich einem geiſtlichen Herrn zugehörte) gepeitſcht.

Nachdem wir uns die uralte Kirche angesehen hatten, führte mich mein Freund auf den äußersten Felsenvorsprung, welcher sich gegen die Moldau senkt. Hier steht ein Stück Mauer, welches noch ein Ueberrest von der Burg der Libussa sein soll. Noch heute nennt man diese Gemäuer das Bad der Libussa, und auf diesem Felsenzack blieb mein Freund mit einer triumphirenden Miene stehen.

Warum lächeln Sie? fragte ich.

Ich habe Sie hierher geführt, sagte er, und ich bitte mir meinen Dank aus.

Nun, ich bedanke mich.

Das genügt mir nicht, ich verlange meinen Kuß.

Ihren Kuß? Wofür?

Hier an diesen Felsenzack knüpft sich die ganze Wissenschaft von dem Mädchenkrieg, welche man in Prag aufzufinden vermag. Es ist gewiß, daß sich hier die Quelle dieser sonderbaren Geschichte findet. Hier wohnte die Wlasta, die Heldin des Mädchenkrieges, diese fürchterliche, kriegerische Amazone, welche dem ganzen Männergeschlecht das Garaus machen wollte. Wäre wahrlich nicht übel gewesen, der liebe Gott hätte dann rein noch einmal von vorn anfangen, und um diese verteufelte Wlasta einen neuen Adam schaffen müssen.

Und wenn sie den nun auch todtgeschlagen hätte? fragte ich.

Ja, das wäre so ein Ding gewesen. Ich weiß nicht, was der liebe Gott dann gemacht hätte, aber ich würde zur Strafe diese Wlasta dann selbst in einen Adam verwandelt und ihm — Eva's Strafe zudictirt haben. — Aber das geht mich nichts an, ich bitte mir meinen Kuß aus.

Keinen Lohn vor vollbrachter Arbeit, versetzte ich, erzählen Sie mir erst, was Sie von diesem Felsen wissen.

Nun, ich sagte Ihnen ja. Hier stand die Burg der Libussa,

nur wenig zu erzählen. Die Geſchichte ſcheint mit der alten Burg zugleich zu Grabe gegangen zu ſein, von der jetzt nichts mehr ſteht, als ein altes Kirchlein, das ſehr hinfällig iſt. Ich ſah darin nichts Bemerkenswerthes, als ein Bild, auf welchem der Herzog und Beherrſcher der Böhmen vom St. Petrus gegeißelt wird. Weshalb ihm dieſe Züchtigung zuerkannt wurde, das erfährt man aus der Unterſchrift des Bildes, welche heißt:

„Flagellatus Fridericus, Dux Bohemiae, a S. Petro ob Pagum nomine Czernowitz abalienatum.“ *)

Die Jahreszahl war, wenn ich nicht irre, 1180.

Vor ſeinem Tode ſoll dieſer Fürſt ſogar, welcher ſich mit der Geiſtlichkeit nun wieder ausgeſöhnt hatte, der Kirche auf dem Wiſſehrad ein Wappen, welches dieſe Scene darſtellte, übergeben haben. Ich ſelbſt ſah das Siegel, welches dieſes Wappen führte.

Was war das für eine Zeit, wo ſich die Fürſten peitſchen ließen, es öffentlich bekundeten und doch bei ihren Völkern den Gehorſam nicht verloren! Freilich, die Geiſtlichkeit hatte, wie über ſie, ſo auch die Macht über die Völker, die den Fürſten, welche mit ihnen gute Freundſchaft hielten und ſich, wenn es einmal zum Zwiſte kam, für gnädige Strafe bedankten, nicht ungehorſam ſein durften.

Zur Zeit der ſchrecklichen Huſſiten ſollen nicht weniger als ein Dutzend Kirchen auf dem Wiſſehrad geſtanden haben, welche ſie ſämmtlich zerſtörten. O, dieſe böſen Ketzer, wohin man ſieht in Böhmen, überall weiß man nur entſetzliche Dinge von ihnen zu erzählen.

---

*) Friedrich, Herzog von Böhmen, wird vom heiligen Petrus wegen der Einziehung des Dorfes Tſchernowitz (welches wahrſcheinlich einem geiſtlichen Herrn zugehörte) gepeitſcht.

Nachdem wir uns die uralte Kirche angesehen hatten, führte mich mein Freund auf den äußersten Felsenvorsprung, welcher sich gegen die Moldau senkt. Hier steht ein Stück Mauer, welches noch ein Ueberrest von der Burg der Libussa sein soll. Noch heute nennt man diese Gemäuer das Bad der Libussa, und auf diesem Felsenzack blieb mein Freund mit einer triumphirenden Miene stehen.

Warum lächeln Sie? fragte ich.

Ich habe Sie hierher geführt, sagte er, und ich bitte mir meinen Dank aus.

Nun, ich bedanke mich.

Das genügt mir nicht, ich verlange meinen Kuß.

Ihren Kuß? Wofür?

Hier an diesen Felsenzack knüpft sich die ganze Wissenschaft von dem Mädchenkrieg, welche man in Prag aufzufinden vermag. Es ist gewiß, daß sich hier die Quelle dieser sonderbaren Geschichte findet. Hier wohnte die Wlasta, die Heldin des Mädchenkrieges, diese fürchterliche, kriegerische Amazone, welche dem ganzen Männergeschlecht das Garaus machen wollte. Wäre wahrlich nicht übel gewesen, der liebe Gott hätte dann rein noch einmal von vorn anfangen, und um diese verteufelte Wlasta einen neuen Adam schaffen müssen.

Und wenn sie den nun auch todtgeschlagen hätte? fragte ich.

Ja, das wäre so ein Ding gewesen. Ich weiß nicht, was der liebe Gott dann gemacht hätte, aber ich würde zur Strafe diese Wlasta dann selbst in einen Adam verwandelt und ihm — Eva's Strafe zudictirt haben. — Aber das geht mich nichts an, ich bitte mir meinen Kuß aus.

Keinen Lohn vor vollbrachter Arbeit, versetzte ich, erzählen Sie mir erst, was Sie von diesem Felsen wissen.

Nun, ich sagte Ihnen ja. Hier stand die Burg der Libussa,

welche regierende Königin der Böhmen war. Später heirathete sie den Przemysl. Sie hatte aber eine Kammerzofe, die sehr schön und herrlich gebaut, aber auch sehr rach- und herrschsüchtig war. Als ihre Herrin starb, versuchte sie alle mögliche Zaubereien, welche sie der kräuter- und zauberkundigen Theka, einer Schwester der Libussa, abgelernt hatte, um den König Przemysl in sich verliebt zu machen und so Königin von Böhmen zu werden. Aber der König wollte sie nicht und liebte sie nicht und widerstand ihren Zaubereien. Wahrscheinlich hatte ihm Theka Gegenmittel gegeben, welche ihn gegen den Zauber der Wlasta schützten. Diese aber gerieth in heftigen Zorn über den kalten Przemysl, und schwor, sich für diese Kälte und Verhöhnung auf das Fürchterlichste zu rächen und nicht eher zu rasten, bis sie dennoch Königin von Böhmen würde. Sie flüchtete sich nach der andern Seite Prags, welche durch eine große Brücke vom Wissehrad getrennt war, und rief alle Frauen und Mädchen auf, sich unter ihrer Fahne zu versammeln und mit ihr gemeinschaftliche Sache gegen die schändlichen, treulosen und herrschsüchtigen Männer zu machen. Da waren auch Viele, die mit ihren Ehemännern und Geliebten in Uneinigkeit und Haß lebten, die begaben sich zur Wlasta, welche sie bewaffnete und zum Vertilgungskrieg gegen die Männer abrichtete. Sie baute sich eine feste Burg, von wo aus sie das Land überfiel und die Männer, welche in ihre Gewalt kamen, hinrichtete. Den Mädchen ließ sie die rechte Brust, damit sie beim Bogentragen nicht gehindert seien, den Knaben aber den Daumen der rechten Hand abschneiden, daß sie den Bogen nicht spannen konnten. Gar scheußlich waren die Gräuelthaten, welche sie an den Männern verübte. Sie schnitt ihnen Nasen und Ohren ab, stürzte sie von dem Felsen herunter, auf welchem die Mädchenburg stand, oder warf sie in einen tiefen

Brunnen. Alle Ritterburgen rings herum eroberte und zerstörte sie. Darunter befand sich auch die Burg des Ritters Modol, welcher ein Freund des Königs Przemysl war. Die Wlasta schnitt dem Modol den Kopf ab, stellte sich dann auf die Mauer der Burg und stieß in die Trompete. Damit wollte sie dem Könige auf dem Wissehrad ihren Sieg anzeigen. Als der König die kriegerische Jungfrau sah, so dastehend in ihrem silbernen Harnisch, die Fahne in der Hand, da ärgerte er sich zweifach, einmal weil er das schöne Mädchen so verachtet und nicht zur Gesponsin gemacht, das andere Mal aber, weil er sich so verhöhnen lassen mußte. Er schickte nun unter einem tapfern Hauptmanne eine große Heerschaar gegen sie ab. Die sollte die Wlasta um jeden Preis bezwingen und ihm ihren Kopf bringen. Das geschah denn auch wirklich. Die Burg wurde erstürmt und die Wlasta getödtet. Die übrigen Mädchen aber, welche sich in einer andern Burg festsetzten, wurden ebenfalls bezwungen und ihnen Allen die Köpfe heruntergehauen. So endete diese Geschichte.

Ich hoffe, fuhr mein guter Freund fort, daß Sie nun vollkommen befriedigt sind.

Das heißt mit andern Worten, versetzte ich, daß Sie nun Ihren Lohn empfangen wollen, aber ich muß Ihnen sagen, daß ich in diesem Augenblicke um Nichts in der Welt es über mich gewinnen könnte, Einen von dem Geschlechte zu küssen, welches tapfern Frauen und Mädchen die Köpfe abgeschlagen hat.

Aber mein Gott, was geht das mich an, rief mein guter Freund, bin ich denn darunter gewesen? Seien Sie versichert, daß ich nie so ungalant gewesen wäre. Ich hätte die Mädel alle zu meinen Frauen gemacht, und damit wäre die Sache abgethan gewesen.

Das würden ſie ſicher für weit ſchlimmer als das Kopfabhauen gehalten haben.

Ei, was reden Sie da, meine Liebe, der Geſchmack iſt verſchieden, und ich werde doch nicht viel häßlicher als ein Przemyſl ſein? Indeß, angenommen, ich bin in Ihren Augen weit häßlicher, ſo hoffe ich, daß Sie Ihr Verſprechen einlöſen werden. Sonſt nehme ich es mir Angeſichts der ſchönen Moldau.

Sie werden ſich zufrieden geben, ich habe Ihnen nicht verſprochen, daß Sie Ihren Lohn ſogleich erhalten ſollen. Warten Sie nur, bis der böſe Eindruck wieder verwiſcht iſt, welchen Sie durch den Schluß Ihrer Erzählung bei mir hervorgerufen.

Ich kann mich aber auch geirrt haben, fuhr der ſinnreiche Menſch fort, es iſt möglich, daß die Ritter den rebelliſchen Mädchen nicht die Köpfe abgehauen, ſondern ſie wacker geküßt und ſie dann gezwungen haben, unter der Schürze, den Kochlöffel in der Hand, Buße zu thun.

Ich warf meinem Begleiter einen ſehr böſen Blick zu, als er ſo ſprach, und es half ihm Alles nichts, er mußte ſich fügen.

In einer etwas unfreundlichen Stimmung traten wir nun den Rückweg nach unſerem Hotel an. Es war Mittag. Unſer Freund Franzoſe war ſchon dort und wartete ſehr ungeduldig auf uns. Ich ſah es ſeinen Blicken an, daß er mir irgend etwas Angenehmes mitzutheilen habe und täuſchte mich auch hierin nicht.

Ich habe es gefunden, was Sie ſuchten, rief er, und — —

Er ſah ſich um, ob wir auch von Niemandem beobachtet würden, und da er bemerkte, daß wir allein im Gaſtzimmer waren, wollte er mir ohne Umſtände einen Kuß rauben.

Ich ſtieß ihn aber zurück.

Wie, ſagte er, verweigern Sie mir die Bezahlung einer Schuld?

Wofür, mein Herr?

Ich habe zwei Plätze entdeckt — zwei Plätze, die noch aus der Zeit des Mädchenkrieges herrühren.

Das iſt nicht wahr, rief mein anderer Freund mit Heftigkeit.

Mein Herr, verſetzte der Marquis, ich bitte um etwas mehr Höflichkeit. Ich werde Ihnen zeigen, wie ſehr Sie ſich irren.

Und wenn auch, rief der Andere, ich bin Ihnen zuvorgekommen. Wir haben ſchon Alles geſehen und gehört.

Das mag ſein. Aber ich bin dennoch in meinem Rechte, ich habe meine Entdeckung auf eigene Fauſt gemacht und begehre meinen Lohn.

Meine Herren, ſagte ich, Sie haben gar keinen Grund ſich zu ereifern. Theilen Sie mir mit, Herr Marquis, welches die Stellen ſind, die Sie mir zeigen wollen. Nicht wahr, ſie befinden ſich auf dem Wiſſehrad?

Durchaus nicht.

Aber wo denn?

Haben Sie die Güte, mir zu folgen, und Sie werden ſehen, wie ſehr ich mich um Sie verdient gemacht habe.

Nun, wohlan, ſagte ich, wir wollen alle Drei dorthin aufbrechen, und wenn wir Alles geſehen, dann werde ich mich entſcheiden, wer von Ihnen, meine Herren, das Beſte aufgefunden hat.

Der Marquis machte ein ſehr vergnügtes, der andere Herr ein ſehr finſteres Geſicht, aber er ging doch mit und

schien sich im Herzen fest vorzunehmen, dem Franzosen um jeden Preis die Spitze zu bieten.

Ich gestehe, daß ich dem jungen Marquis sehr gern den Vorzug gegeben hätte.

Dennoch nahm ich mir vor, unpartheiisch zu sein.

Es ist doch närrisch, wie lustig in der Welt oft ernste Dinge beginnen, wie tragisch sich zuweilen das Komische entwickelt.

Aus zwei Küssen, oder vielmehr aus einem versprochenen Kusse entstand —

Nun, was denn? — — —

Hunderteinundzwanzigstes Kapitel.

Der Hradschin.

Kaiser Rudolph II. — Audienzen im Pferdestall. — Schöne Prageriunen und schöne Prinzessinnen. — Der heilige Nepomuk. — Unsere Männer. — Der Palast des Herzogs von Friedland. — Streitigkeiten, die ein Kuß verursacht. — Der nächtliche Besuch. — Flucht aus Prag.

Ich war neugierig, zu wissen, was das für Oerter sein würden, die unser Franzose uns zeigen wollte, aber er wollte nicht recht mit der Antwort heraus. Endlich, je näher wir dem Ziele zu kommen schienen, sagte er mir, daß wir weit, weit hinaufsteigen müßten.

Wenn Sie uns auf den Wissehrad führen wollen, sagte ich ihm noch einmal, so sparen Sie Ihre Mühe, dort hat unser Freund mir schon Alles gezeigt, was von der ganzen Geschichte noch da ist.

Bitte, so sagen Sie mir, was Sie gesehen haben? fragte der Franzose.

Nun, die Burg der Königin Libussa, oder wenigstens den Fleck, wo sie ehemals stand.

Ich aber werde Ihnen den Fleck zeigen, wo die Burg der Wlaska, das Schloß Diwin stand.

Und was weiter?

Und die Burg des Ritters Modol, auf welcher die Wlaska zuletzt gehauſt hat und getödtet worden iſt.

Ich proteſtire, rief mein anderer Freund, ich habe dieſer beiden Dinge ſchon erwähnt, Sie theilen uns durchaus nichts Neues mit.

Aber Sie haben dieſe beiden Stellen noch nicht gezeigt, wandte der Franzoſe ein.

Die beiden Herren geriethen nun in einen ſo heftigen Wortwechſel, daß ich es aufgeben mußte, dieſe beiden Punkte zu ſehen, zu denen überhaupt höchſt beſchwerliche Wege führten. Sie appellirten endlich Beide an meine Billigkeit und ſtellten mir die Entſcheidung anheim. Ich verſprach ihnen, am Abende den Spruch zu fällen, ſuchte das gute Vernehmen zwiſchen ihnen wieder herzuſtellen, und wir ſahen uns nun andere intereſſante Punkte an, woran es in der merkwürdigen Stadt nicht fehlte.

Da iſt vor Allem der Hradſchin (von Hrad, Burg), der merkwürdigſte Punkt in Prag, ja in ganz Böhmen. Wer hätte jemals etwas von Prag, von Böhmen, von den Huſſiten, vom dreißigjährigen Kriege gehört oder geleſen, ohne dieſen Namen zu kennen? Dieſe Burg iſt den Pragern das, was den Römern das Kapitol iſt.

Haben Sie unſern Hradſchin geſehen? das war die Frage, welche mir aus Jedermanns Munde entgegen tönte, als ich kaum eine Stunde in Prag war. Dieſe Leute begriffen nicht, daß mich noch etwas Anderes in ihrer Stadt mehr intereſſiren könne. Von den Männern wunderte mich das nicht, daß aber auch die Frauen große Augen machten, als ich ihnen ſagte, mich verlange vor allen Dingen, die Punkte zu ſehen, welche ſich auf den Mädchenkrieg bezogen, das kam mir in der That böhmiſch vor.

Ja, der Hradſchin iſt in der That ein herrliches Gebäude,

eine Palast-Stadt. Jahrhunderte ist daran gebaut worden und erst unter Maria Theresia kam er zur Vollendung. Früher war der Hradschin eine alte Ritterburg, wahrscheinlich der Sitz irgend eines Raubritters, der hier oben sicher genug gehaust haben mag, denn die wilden Hussiten stürmten sie vierzehn Tage, ohne sie einnehmen zu können. Hier hatte sich Rudolph II. zurückgezogen und eingeschlossen, um mit seinem Tycho Brahe in die Sterne zu gucken, worüber er Alles vergaß, was unter den Sternen passirte, und sein Kaiserthum in Gottes Namen sich selbst regieren ließ oder dem anvertraute, welcher über den Sternen thronte.

Sein Audienzsaal war — der Pferdestall. Ja, er soll sogar hier der Liebe gepflegt haben, und manche hübsche Pragerin kannte die Mysterien dieses Pferdestalles sehr genau. Außer den Sternen beguckte der Kaiser auch sehr gern die Portraits aller der hübschen Prinzessinnen seiner Zeit, aber die Prager Mädel mußten ihm halt besser gefallen haben, denn er heirathete keine von ihnen. Derweil nahm ihm sein Bruder Mathias die Krone vom Haupt, was er sehr leicht, während sein Bruder in den Himmel guckte, bewerkstelligen konnte. Mathias war der letzte Monarch, welcher auf dem Hradschin residirte. Bald verlegte er seine Residenz nach Wien, und Prag hörte auf, der wichtigste Punkt im Reiche zu sein.

Ich sah auch das Gefängniß Wenzels des Faulen, und vor Allem das Fenster, durch welches die Räthe Martinez und Slabata mit ihrem Sekretair Fabricius hinabgestürzt wurden. Und es war ein Glück, daß ich das sah, denn ich glaube, die Prager lassen keinen Fremden aus ihrer Stadt hinaus, wenn er auf die Frage: haben Sie auch das Fenster gesehen? — nicht mit Ja antwortet. Im Schloßgarten steht eine kleine Pyramide, welche dieses Ereigniß anzeigt. Sie hätten im Fal-

len: Jesus Maria! gerufen und diesem frommen Rufe ihre Rettung zu verdanken.

Freilich liegt der Kehricht aus der kaiserlichen Kanzlei nicht mehr da, um die richtige Erklärung dieses Wunders eines ungefährlichen Sturzes von 28 Ellen Tiefe anzudeuten.

Welch eine merkwürdige Vergangenheit geht in diesem Hradschin an unsern Blicken vorüber. Man glaubt hier bald in der frühesten Vorzeit der böhmischen und sogar heidnischen Herzöge, bald mitten in der Hussitenzeit, bald in der eben so furchtbaren Reactionsperiode zu leben, welche dieser folgte. —

Hat man dies Alles gesehen, was an einen so gewaltigen Wechsel der Dinge, an eine so verhängnißreiche Vergangenheit erinnert, und tritt dann aus dem Hradschin, sieht die jetzigen Prager und Böhmen, welche allerdings zumeist Deutsche sind, so ruhig, so bürgerlich, so friedlich einherwandeln, dann muß man die Zähigkeit des Menschengeschlechtes und die wunderbare Wirkung der Zeit bewundern, welche so große Dinge hervorbringt und dann wieder bis fast auf die letzten Spuren verwischt und vergessen läßt.

Das hauptsächlichste Erbtheil der Böhmen aus ihrer Vergangenheit, was sie noch heute besitzen und mit der größten Vorliebe festhalten, ist ihr nationaler Heiliger, bei dem sie segnen und fluchen, mit dem sie lieben und hassen, der heilige Nepomuk.

Hat man sich auf dem Schlosse des Hradschin recht satt gesehen, dann zieht unsere Blicke vor Allem die Kirche zu St. Veit oder der Dom an.

Diese Kirche soll hier schon an 9 Jahrhunderte stehen, und der ruinenartige Eingang läßt in uns über dieses hohe Alter eben keinen Zweifel aufkommen. In diesem Dome befindet sich neben andern merkwürdigen Reliquien das Grabmal des

heiligen Nepomuk. Es hat die Form eines großen Altars, der Heilige selbst kniet in Lebensgröße über dem Sarge, in welchem seine irdischen Ueberreste ruhen. Ein roth damastner Baldachin ruht über dem Ganzen. Dieses Grabmal ist eines der kostbarsten, welches ich je gesehen habe, denn der Werth der massiven silbernen Leuchter, Vasen und anderer Dinge, die das Grabmal umgeben, ist enorm.

Auf die Frage, welche Bewandtniß es mit diesem heiligen Nepomuk habe, erhielt ich von verschiedenen Leuten ganz verschiedene Antworten.

Am interessantesten wurde mir die Geschichte folgender Weise erzählt:

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts wurde in dem böhmischen Städtchen Nepomuk ein Knäblein geboren, bei dessen Erscheinen in der Welt sich allerlei Wunder kund thaten. Man ließ das Knäblein sorgsam erziehen und studiren, was denn so gut von Statten ging, daß Nepomuk nach vollendeten Studien eine Predigerstelle in Prag erhielt. In dieser Stellung zeichnete er sich aus, erregte die Aufmerksamkeit der Königin und ward ihr Almosenier und Beichtvater. Bald aber bemerkte der Königin Gemahl, Wenzel IV., gar große Betrübniß und Niedergeschlagenheit an seiner Gemahlin, und er war neugierig, die Ursache davon zu erfahren, denn er vermuthete, daß eine geheime Liebschaft auf seine Gemahlin diese Veränderung hervorgebracht hatte. Er hoffte, dies von ihrem Beichtvater, dem Nepomuk, zu erfahren; der aber war schweigsam wie das Grab und ließ nicht eine verrätherische Sylbe über seine Lippen gehen. Es geschah aber bald darauf, daß dem Könige ein schlecht gebratener Kapaun vorgesetzt wurde, worüber er so sehr in Zorn gerieth, daß er seinen Koch an einen Spieß stecken und lebendig braten ließ. Ueber diese Grausam-

len: Jesus Maria! gerufen und diesem frommen Rufe ihre Rettung zu verdanken.

Freilich liegt der Kehricht aus der kaiserlichen Kanzlei nicht mehr da, um die richtige Erklärung dieses Wunders eines ungefährlichen Sturzes von 28 Ellen Tiefe anzudeuten.

Welch eine merkwürdige Vergangenheit geht in diesem Hradschin an unsern Blicken vorüber. Man glaubt hier bald in der frühesten Vorzeit der böhmischen und sogar heidnischen Herzöge, bald mitten in der Hussitenzeit, bald in der eben so furchtbaren Reactionsperiode zu leben, welche dieser folgte. —

Hat man dies Alles gesehen, was an einen so gewaltigen Wechsel der Dinge, an eine so verhängnißreiche Vergangenheit erinnert, und tritt dann aus dem Hradschin, sieht die jetzigen Prager und Böhmen, welche allerdings zumeist Deutsche sind, so ruhig, so bürgerlich, so friedlich einherwandeln, dann muß man die Zähigkeit des Menschengeschlechtes und die wunderbare Wirkung der Zeit bewundern, welche so große Dinge hervorbringt und dann wieder bis fast auf die letzten Spuren verwischt und vergessen läßt.

Das hauptsächlichste Erbtheil der Böhmen aus ihrer Vergangenheit, was sie noch heute besitzen und mit der größten Vorliebe festhalten, ist ihr nationaler Heiliger, bei dem sie segnen und fluchen, mit dem sie lieben und hassen, der heilige Nepomuk.

Hat man sich auf dem Schlosse des Hradschin recht satt gesehen, dann zieht unsere Blicke vor Allem die Kirche zu St. Veit oder der Dom an.

Diese Kirche soll hier schon an 9 Jahrhunderte stehen, und der ruinenartige Eingang läßt in uns über dieses hohe Alter eben keinen Zweifel aufkommen. In diesem Dome befindet sich neben andern merkwürdigen Reliquien das Grabmal des

heiligen Nepomuk. Es hat die Form eines großen Altars, der Heilige selbst kniet in Lebensgröße über dem Sarge, in welchem seine irdischen Ueberreste ruhen. Ein roth damastner Baldachin ruht über dem Ganzen. Dieses Grabmal ist eines der kostbarsten, welches ich je gesehen habe, denn der Werth der massiven silbernen Leuchter, Vasen und anderer Dinge, die das Grabmal umgeben, ist enorm.

Auf die Frage, welche Bewandtniß es mit diesem heiligen Nepomuk habe, erhielt ich von verschiedenen Leuten ganz verschiedene Antworten.

Am interessantesten wurde mir die Geschichte folgender Weise erzählt:

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts wurde in dem böhmischen Städtchen Nepomuk ein Knäblein geboren, bei dessen Erscheinen in der Welt sich allerlei Wunder kund thaten. Man ließ das Knäblein sorgsam erziehen und studiren, was denn so gut von Statten ging, daß Nepomuk nach vollendeten Studien eine Predigerstelle in Prag erhielt. In dieser Stellung zeichnete er sich aus, erregte die Aufmerksamkeit der Königin und ward ihr Almosenier und Beichtvater. Bald aber bemerkte der Königin Gemahl, Wenzel IV., gar große Betrübniß und Niedergeschlagenheit an seiner Gemahlin, und er war neugierig, die Ursache davon zu erfahren, denn er vermuthete, daß eine geheime Liebschaft auf seine Gemahlin diese Veränderung hervorgebracht hatte. Er hoffte, dies von ihrem Beichtvater, dem Nepomuk, zu erfahren; der aber war schweigsam wie das Grab und ließ nicht eine verrätherische Sylbe über seine Lippen gehen. Es geschah aber bald darauf, daß dem Könige ein schlecht gebratener Kapaun vorgesetzt wurde, worüber er so sehr in Zorn gerieth, daß er seinen Koch an einen Spieß stecken und lebendig braten ließ. Ueber diese Grausam-

seit machte ihm Nepomuk Vorwürfe, und wurde dafür ins Gefängniß geworfen, aber bald wieder entlassen, da Wenzel noch immer von ihm etwas über seine Gemahlin zu erfahren hoffte. Doch Nepomuk blieb unbeweglich. Da ließ ihn König Wenzel an Händen und Füßen knebeln und Nachts in die Moldau werfen. Aber obwohl diese Unthat keinen Zeugen hatte, als ein Paar Getreue, die sie vollführten, so wurde sie doch am andern Morgen auf eine sehr merkwürdige Weise kundbar. Man erblickte an der Stelle, wo sein Körper versenkt wurde, flammende Lichter, das Wasser trocknete plötzlich aus und machte ihn sichtbar. Er erhielt nun ein prächtiges Grab und wurde später canonisirt und von ganz Böhmen zum Schutzpatron erhoben.

Das ist die Geschichte.

Komisch kam es mir vor, daß dieses Grab eines Heiligen von einem — kolossalen Hunde bewacht wird, welcher des Nachts in die Kirche eingelassen wird, um die Schätze daselbst zu bewachen. Die werthvolle goldene Lampe, welche über dem Grabmal des Heiligen hängt, soll schon mehrmal entwendet worden sein, und deshalb gab man ihm einen Hund zum Wächter.

Ich muß übrigens gestehen, daß ich zu diesem Heiligen, nachdem ich seine Geschichte gehört hatte, ebenfalls mit einer wahren Verehrung aufblickte. Ein Mann, der einer Dame mit einer solchen Verschwiegenheit gedient hat, verdient es wahrlich, in den Heiligenstand versetzt zu werden. Es möchten sehr wenige Männer sein, die eine solche Probe bestehen. Unsere Männer schweigen nicht nur nicht, wenn sie über gewisse Dinge befragt werden, sie plaudern sogar ungefragt. Den guten Nepomuk sollten alle Damen ohne Ausnahme zu ihrem

Schutzpatron machen. Ich habe ihm gern einen Platz in meinem Herzen eingeräumt, obwohl ich keine Schwärmerin bin.

Prag ist so reich an Palästen, wie keine andere Stadt, und was den Reiz derselben noch erhöht, ist, daß die Paläste nicht, so zu sagen, aus dem Boden herausgestampft sind, wie die Paläste in Petersburg und Berlin.

Daß ich mir vor Allen den Palast des stolzen Friedländer Wallenstein, oder wohl richtiger Waldstein, ansah, versteht sich von selbst. Ich wandelte nicht ohne Rührung in diesem heute noch unvollendeten Riesenpalast eines Mannes, dessen thatenreiches Leben auf eine so gewaltsame Weise durchschnitten worden ist. Nicht weniger als hundert Häuser haben diesem Palaste, in welchen sich der schmollende Feldherr zurückgezogen hatte, Platz machen müssen. In dem großen Prunksaale findet man seine Generale in Stein, er selbst figurirt als Apollo in einem Triumphwagen auf einem Deckengemälde.

Außer diesem Waldsteinischen Palaste verdient noch der Lobkowitzische, der Schwarzenbergische, der Lichtensteinische gesehen zu werden.

Es ist in Prag, ich möchte sagen, fast jeder Stein von Interesse. Die vielen Klöster, deren daselbst wohl ein halbes Hundert sein mögen, vor Joseph II. waren vielleicht zweimal so viele vorhanden, konnte ich nicht besehen. Ich zog es vor, die Stadt beim Beginn des Abends zu durchstreifen. Die Böhmen sind, trotz ihrer finsteren Geschichte, ein heiteres Völkchen, das für sein Leben gern tanzt, singt und musicirt. Am meisten begegnete ich hier den Melodieen Mozarts, welcher der Lieblingskomponist der Prager zu sein scheint, und der auch lange Zeit in Prag gelebt und daselbst seinen Don Juan und seinen Figaro geschrieben haben soll. Es ist, wie gesagt, kaum glaublich, daß sich so viel Leben und Lebenslust nach so schauer-

lichen Perioden in einer Stadt erhalten konnte, in welcher die Wuth des fanatischsten aller Religionskriege und das Schaffot so tiefe Wunden geschlagen haben. Selbst die Bomben des Philosophen von Sanssouci sieht man noch hier und dort in dem Gemäuer sitzen, aber er ließ es bei dieser feurigen Begrüßung bewenden, er selbst konnte nicht hineinkommen.

Nach einer recht genußreichen Wanderung kam ich mit meinen Begleitern nach unserm Hotel zurück. Nun erwartete mich noch ein sauer Stück Arbeit. Meine beiden Freunde wollten die Entscheidung, und ich sollte ihnen nun durchaus den versprochenen Kuß auszahlen. Ich ging mit ihnen nach meinem Zimmer hinauf, und konnte nach gewissenhafter Erwägung aller Umstände nicht umhin, Jedem meinen Dank für die gehabte Mühe, mir gefällig zu sein, abzustatten. Ich ließ mir denn einen Kuß von Beiden gefallen, und diese Angelegenheit wäre damit zu allgemeiner Zufriedenheit beendet gewesen, wenn nicht der junge Franzose aus einem Kusse ein halbes Dutzend gemacht hätte.

Nun wollte sein College ihm nichts vorauslassen, und ich hatte nicht Lust, aus einer freiwilligen Belohnung eine unfreiwillige Strafe für mich zu machen. Dies erbitterte meinen Freund, er schonte weder den jungen Franzosen, noch mich. Er warf mir vor, daß ich diesen mehr als ihn begünstige, er ging sogar so weit, von mir zu verlangen, daß ich den Marquis von meiner Gesellschaft ausschließen und mit ihm allein weiter reisen sollte. Diese Zumuthung wies ich mit Entrüstung zurück. Die beiden Herren geriethen heftig an einander und verließen mein Zimmer. Ich dachte wohl, daß diese Geschichte wieder mit einem Duell enden würde, aber ich that nichts, es zu hindern.

Ich war es satt, mich in dergleichen Albernheiten zu mischen,

und da es schon sehr spät war, legte ich mich zu Bette. Mitten in der Nacht entstand ein Geräusch an der Thüre meines Zimmers, es wurde ziemlich heftig gepocht, und als ich mich nach der Ursache dieses unangenehmen Geräusches erkundigte, erkannte ich die Stimme des Marquis.

Was wollen Sie? fragte ich erstaunt. Was soll das bedeuten, mein Herr?

Bitte, haben Sie die Güte, mir zu öffnen, lautete die Antwort, ich habe bei meinem Fortgehen den Schlüssel zu meinem Zimmer bei Ihnen liegen lassen.

Ich sah nach und fand, daß es seine Richtigkeit hatte.

Sie können Ihren Schlüssel erhalten, rief ich dem Marquis zu, aber ich verlange Ihr Ehrenwort, daß Sie kein anderer Grund so spät an meine Thür führt.

Ich gebe es Ihnen.

Nun öffnete ich, reichte ihm den Schlüssel hinaus und wollte meine Thüre wieder schließen, als aber mein Blick auf das Gesicht des jungen Mannes fiel, erschrak ich, und ich konnte nicht umhin, ihn in mein Zimmer zu ziehen.

Was haben Sie gehabt? fragte ich, warum sehen Sie blaß und verstört aus?

O, das ist eine schöne Geschichte! rief er.

Es muß Ihnen in der That etwas Außerordentliches zugestoßen sein, erzählen Sie.

Ich habe unsern Freund — — —

Nun? —

Erschossen! — —

Das ist eine saubere Geschichte! rief ich, aber mein Herr, wie konnten Sie so wahnsinnig sein? Wenn Sie sich durchaus duelliren wollten, so konnten Sie doch wenigstens vorsich-

ärger sein. Aber das Ganze ist eine Tollheit, es ist mehr als Tollheit, es ist Bosheit.

Auf diese heftig ausgesprochenen Vorwürfe fiel der Herr v. Villiers mir zu Füßen. Er beschwor mich hoch und theuer, mit ihm schleunigst die Stadt zu verlassen. Es sei seine Absicht gewesen, sofort allein, ohne mir ein Lebewohl zu sagen, abzureisen, aber da er sich erinnerte, bei mir den Schlüssel vergessen zu haben, war er gezwungen, diesen Entschluß umzustoßen. Er wollte mir dennoch von dem Vorfalle nichts mittheilen, da ich aber von selbst aufmerksam geworden sei, so beschwöre er mich, da ich nun einmal Mitwisserin sei, ihm zu folgen. Die Liebe zu mir habe ihn zu dem Duelle verleitet — und der Tod unseres bisherigen Reisegefährten liege außer seiner Schuld.

Was war da zu thun? Meine Lage war höchst fatal. Ich konnte, da man ja wußte, daß ich zu den fremden Herren gehörte, in die unangenehmste Lage kommen; so sehr ich auch dem Marquis zürnte, fand ich es doch gerathen, mit ihm abzureisen. Er hatte zu seiner Abreise schon Alles, bis auf das Einpacken seiner Effecten, geordnet. Das war aber bald geschehen, eben so rasch war ich fertig, und so verließen wir das schöne Prag mit den drückendsten, unangenehmsten Gefühlen.

Unter solchen Umständen hielten wir es für gerathen, uns nirgends aufzuhalten. Selbst in Wien wollten wir uns nicht verweilen und die italienische Grenze zu gewinnen suchen, indeß trat in dieser Stadt eine so lustige Entwickelung unserer Duelltragödie ein, daß wir ohne Gefahr in dieser prächtigen, gemüthlichen Kaiser-Residenz verweilen durften.

Mein kleiner Herr Marquis war ein sehr großer Schalk.

Hundertzweiundzwanzigstes Kapitel.

Wien.

Der Prater. — Türken. — Wien, Paris, Berlin. — Der Herr von Metternich. — 1813, 1820, 1830, 1848. — Neue Erinnerungen aus alter Zeit.

Als wir, ich möchte fast sagen, athemlos Wien erreicht hatten, als ich diese schöne, volkreiche, lachende Stadt sah, erklärte ich meinem Freunde ganz einfach, daß ich mich hier längere Zeit aufhalten wollte, und daß er in Gottes Namen weiter reisen sollte, wenn er fürchte, in einen schlimmen Prozeß verwickelt zu werden.

Ich werde bleiben, so lange Sie sich hier gefallen, versetzte er, es ist mir ganz gleichgültig, welche Folgen es haben kann.

Aber bedenken Sie doch, wenn Sie als Todtschläger verhaftet werden, entgegnete ich. Man wird Sie gewiß verfolgen, es kann Ihnen den Kopf kosten, denn diese Deutschen verstehen keinen Spaß und ein Duell ist bei ihnen nichts weniger als Mord.

Mag es sein, sagte der junge Mann resignirt, aber ich bleibe wo Sie bleiben.

Dieſer Heroismus gefiel mir, und ich hatte gegen ſein Bleiben nun weiter nichts einzuwenden.

Wir beeilten uns nun, vor allen Dingen mit der ſchönen Kaiſerſtadt Bekanntſchaft zu machen. Wien iſt mehr als irgend eine andere Stadt dem ſchönen Paris ähnlich. Dieſe beiden Städte haben ein gleich ehrwürdiges Alterthum, beide Städte haben ein gleich wechſelvolles Schickſal, beide Städte waren einſt nahe daran, die eine eine engliſche, die andere eine türkiſche Provinzialſtadt zu werden, beide Städte ſind jetzt die Reſidenzen europäiſcher Hauptmächte.

Ich weiß nicht, wie Wien heute ausſehen mag, da es durch das Feuer einer Revolution gegangen iſt und gewiſſermaßen mit dem Degen in der Fauſt von ſeinem rechtmäßigen Monarchen erobert worden iſt. Gewiß hat hierdurch die heitere Lebensluſt, das gemüthliche Treiben dieſer damals ſo herrlichen, glücklichen Stadt etwas verloren, aber ich glaube, der Charakter der Wiener iſt eine ſo unzerſtörbare Lebensluſt, eine ſo gemüthliche Beweglichkeit, daß ſelbſt ſo ſchmerzliche Ereigniſſe nicht im Stande geweſen ſein werden, der Kaiſerſtadt ihre alte Phyſiognomie vor 1848 zu nehmen.

Mein erſter Weg, es war gerade an einem Sonntage, daß ich Wien betrat, war nach dem Prater. Es iſt wahr, der Wiener Prater muß viel von ſeinem Leben, von ſeinen weltberühmten Reizen verloren haben, ſeitdem er an den Eiſenbahnen eine ſo bedeutende Concurrenz gefunden hat. Die Letztern haben die ſchönen Umgebungen der Stadt dieſer ſo nahe geführt und entführen allſonntäglich ſo viele vergnügungsſüchtige Wiener, welche das Fernere dem Näheren vorziehen, daß man ſich auch ohne die Klagen der Praterwirthe ſehr leicht vorſtellen kann, wie ſehr das Gedränge auf dem Prater abgenommen haben mag. Dennoch iſt dieſer Platz noch immer

interessant genug. Und wie mag es dort im Sommer sein, da ich an einem Herbsttage, es war allerdings gerade ein wunderschöner Tag, eine so große Menschenzahl aus allen Ständen, Altern und Geschlechtern bunt durcheinander gemischt dort antraf. Der Wiener Prater kam mir wie der Hydepark in London vor. Die verschiedenartigsten Nationalitäten sieht man hier durcheinander gemischt, und namentlich fielen mir die Türken auf, welche ich hier in nicht geringer Zahl umherspazieren sah. Eins von diesen Allahkindern verfolgte mich mit seinen Flammenblicken eine ziemliche Weile, was mich ungemein belustigte, meine Begleiter aber sehr zu genircn schien. Mir thaten die armen Teufel leid, wenn ich sie in den Kaffeehäusern mit melancholischer Miene so dasitzen sah. Sie mochten wohl denken, wie nahe sie daran gewesen, aus Wien ein zweites Constantinopel zu machen, und daß sie dann hier die Herren gewesen wären und diese Raja's oder Christen ihre Sklaven, und daß sie dann auch bessere und bequemere Sitze gehabt haben würden. Es ist ihnen absolut unmöglich, so rasch und überhaupt ihre nationale Sitte, mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen, gänzlich aufzugeben; unsere Divans und Stühle sind aber auf diese Sitte nicht berechnet, und die Türken sind daher gezwungen, ihr gravitätisches Sitzen aufzugeben, wenn sie nicht etwa wie die Schneider auf den breiten Tischen sitzen wollen. Sie behelfen sich indeß so gut es geht, und ich sah einige dieser Türken sitzen mit dem einen Beine untergeschlagen, das andere zur Erde streckend, das war Alles, wozu ein Wiener Stuhl sich gebrauchen ließ.

Die Wohlhabenheit der Wiener Bürger scheint sehr allgemein und sehr groß zu sein, man sieht in Wien nur muntere, runde und freundliche Gesichter, man begegnet hier weit mehr Wohlbeleibten als irgendwo. Es ist gar keine Frage, daß

das Volk in Wien ein besseres Leben hat, als das in Berlin, natürlich fließen auch die Nahrungsquellen in der kaiserlichen Residenz weit reichlicher. Abgesehen davon, daß sie der Mittelpunkt eines bei weitem größeren und reicheren Staates ist, so hat ihre Lage außerdem noch viel vor der Berlins voraus. Auch lebt der Wiener Hof in einem größern Glanze, wie denn überhaupt Oesterreich einen weit reichern Adel als Preußen besitzt. — Wie viele Großen leben nicht in Wien in einer wahrhaft fürstlichen Pracht, wodurch der Bürger doch jedesmal gewinnt.

Schon am ersten Tage hatte ich das Vergnügen, den Fürsten Metternich ganz in der Nähe zu sehen. Dieser greise Diplomat machte auf mich einen bessern Eindruck, als je ein Diplomat gemacht hat. Die Gestalt, der Anstand, das Antlitz, Alles ist an diesem Manne wahrhaft fürstlich. Der Aristokratismus, die Feinheit der Sitten ist diesem Manne angeboren, es ist durchaus nichts Angenommenes, wie es doch bei vielen Diplomaten, die, wenn sie auch keine Carriere so zu sagen von unten auf gemacht haben, doch sehr oft Anstoß erregen, sobald sie sich in der Gesellschaft gekrönter Häupter bewegen. Ich kann davon manche lustige Anekdote erzählen. Aber der Herr von Metternich, der doch nichts mehr als ein bloßer Edelmann war, als er die diplomatische Laufbahn begann, ist ein wahrer Fürst. Damals ahnte man in Wien noch nicht, daß dasselbe Volk, welches diesen Minister damals fast wie den Kaiser verehrte, einige Jahre später seine Gewalt brechen und ihn die Stadt zu verlassen zwingen würde, in der er ein Menschenalter hindurch alles vermögender Gebieter war. Solchem furchtbaren Wechsel des Geschicks sind auch die Großen dieser Erde ausgesetzt, und man erkennt daran nur zu gut, daß nur die Gewalt und die Macht wahrhaft dauerhaft und

befestigt genannt werden kann, welche durch ein moralisches Band zwischen Herrschern und Beherrschten gehalten wird.

Der Herr von Metternich aber hat gewiß seinem Staate, d. h. sowohl seinem Monarchen als dem Volke, ungeheure Dienste geleistet, und es ist beklagenswerth, daß das Volk diese Dienste und Anstrengungen so leicht vergessen konnte. Freilich hat der Fürst nicht Alles ausposaunt, was er für das Wohl seines Landes zu einer Zeit gelitten, da ohne seine Aufopferung die Erniedrigung des Volkes noch größer gewesen wäre. Man erinnere sich an die Napoleonische Zeit. Kein Diplomat hatte jemals eine schwierigere Stellung, als dieser so undankbar behandelte Fürst, welcher gerade in der unglückseligsten Zeit an die Spitze der Geschäfte berufen wurde. Der Plan zu einer Verschwägerung des Kaiserhauses mit Napoleon ging von ihm aus, und wenn auch das Hauptmotiv durch die boshaften Worte der geistreichen Lady Castlereagh: „man mußte dem Minotaurus eine österreichische Jungfrau überliefern, um ihn zu sättigen", wahr genug bezeichnet wird, so war dennoch die Politik des Fürsten klug genug berechnet und durchgeführt.

In einer Zeit, wo die Völker so geneigt sind, das zu vergessen, was ihre Großen zu bedrängten Zeiten gethan haben, ist es nicht überflüssig, an diese Vergangenheit gelegentlich zu erinnern. Herr von Metternich erschien mir immer als ein so merkwürdiger Charakter, daß ich mir sehr gern von ihm erzählen ließ und mit Interesse die Anekdoten aus seinem Leben, die ich aus sehr guter Quelle erfuhr, anhörte.

Nach Unterzeichnung des Waffenstillstands von Neumarkt hatte Napoleon bekanntlich sein Hauptquartier nach Dresden verlegt. Eine Note nach der andern wurde vom Pariser Kabinet abgesandt, welche vom Kaiser Franz die Unterzeichnung

der Präliminarien eines Friedensvertrages verlangten. Herr von Metternich begab ſich mit einem Schreiben ſeines Souveräns nach dem Hauptquartier Napoleons. Die Conferenz währte faſt einen halben Tag. Der Kaiſer ging in ſeiner militäriſchen Kleidung mit großen Schritten in ſeinem Zimmer auf und ab. Dabei waren ſeine Bewegungen lebhaft, ſeine Geberden heftig. Er ergriff ein über das andere Mal ſeinen Hut, legte ihn wieder hin, und warf ſich von Zeit zu Zeit, die Stirn mit Schweiß bedeckt, in einen großen Lehnſtuhl; man ſah, daß er ſehr verſtimmt war, und er ſagte zu Herrn von Metternich:

Ihr Kabinet will alſo aus meiner Verlegenheit Nutzen ziehen? Es handelt ſich für Sie darum, zu erfahren, ob Sie mir ohne Schwertſtreich ein Löſegeld abnehmen können, oder genöthigt ſein werden, ſich in die Reihe meiner Feinde zu ſtellen. Nun gut, laſſen Sie hören! Verhandeln wir, ich bin geneigt dazu. Was verlangen Sie?

Der Herr von Metternich theilte dem Kaiſer nun ſeinen Plan mit, der allerdings darauf abzielte, das Uebergewicht Napoleons zurückzudrängen und ein Syſtem aufzuſtellen, welches Oeſterreich, Preußen und Rußland von dem franzöſiſchen Kaiſerreiche vollkommen unabhängig machte. Das hieß mit andern Worten, das ganze coloſſale Gebäude, welches Napoleon, von ſeinem ungewöhnlichen Genie und ſeinem außerordentlichen Glücke begünſtigt, aufgebaut hatte, ſeiner Fundamente zu berauben und zum Zuſammenſturz zu nöthigen.

Jemehr von Metternich das Ziel ſeines Kabinets entwickelte, jemehr färbte ſich Napoleons marmornes Geſicht mit einem violetten Roth, endlich rief er aus:

Metternich, und ſolche Bedingungen wollen Sie mir auferlegen, ohne den Degen zu ziehen? Kann mein Schwieger-

vater einen ſolchen Plan billigen? In welche Stellung will man mich denn dem franzöſiſchen Volke gegenüber verſetzen? Metternich, wie viel hat Ihnen England gezahlt, um eine ſolche Rolle gegen mich zu übernehmen?

Hr. v. Metternich entgegnete auf die beleidigende Rede nicht ein Wort, und da Napoleon in der Lebhaftigkeit ſeiner Bewegung ſeinen Hut hatte fallen laſſen, bückte ſich der öſterreichiſche Miniſter nicht einmal, um ihn aufzuheben. Es trat eine ziemliche Weile ein tiefes Stillſchweigen ein. Darauf begann die Unterhaltung wieder in einem ruhigen, kalten Ton, und als endlich Napoleon den Herrn von Metternich verabſchiedete, nahm er ihn bei der Hand und ſagte: Uebrigens habe ich heute noch nicht mein letztes Wort geſprochen, wir können andere Bedingungen machen.

Seit dieſer Unterredung behielt der Herr von Metternich einen tiefen Groll gegen den Kaiſer, der in ſeiner Heftigkeit alle Rückſichten bei Seite geſetzt hatte, welche er der hohen Stellung des Abgeſandten ſchuldig war, und Herr von Metternich war Einer der Erſten, welcher der Regentſchaft der Kaiſerin, obgleich ſie eine Tochter ſeines Souveräns war, mit Entſchiedenheit entgegentrat, und ſie auch wirklich hintertrieb.

Die eiſerne Conſequenz, welche der Fürſt während ſeiner ganzen politiſchen Laufbahn bewährte, zeigte er auch noch bei der Reſtauration in Italien, dieſer Achylleesferſe des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. Hier beginnt das Melodrama, ſagt einer unſerer geiſtreichſten Männer, in das man die Perſon des Fürſten Metternich gehüllt hat, das rührende Tableau von den unerbittlichen Gefängniſſen und Bleidächern Venedigs. Das öſterreichiſche Kabinet iſt vorſichtig, aber es hat nichts Grauſames und Unterdrückendes; und wer jemals mit Herrn von Metternich geſprochen hat, muß ſich fragen, ob eine ſo ruhige, ſo be-

sonnene Intelligenz jemals ohne Grund einen Akt der Barbarei begehen könne?

Herr von Metternich hatte eben Italien bereist, als das blutige Attentat eines Studenten gegen Kotzebue begangen wurde. Mit der Gunst seines Monarchen überhäuft, mit dem Fürstentitel und reichen Schenkungen, welche sein Vermögen verdreifachten, mit den Orden fast aller europäischen Staaten belohnt, war er ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und Achtung. Der Zustand der Gährung in Deutschland war seinem Scharfblicke nicht entgangen, und Er allein war es, auf dessen Anregung der Congreß zu Carlsbad zu Stande kam. Allerdings wurden in diesem Congresse mißtrauische und heftige Maßregeln gegen die deutschen Schulen beschlossen, die politische Polizei wurde durch strengere Gesetze gekräftigt, nichts wurde in diesem Kampfe der Regierungen gegen die Revolutionsideen vernachlässigt oder übersehen, aber nach großen Staatsbewegungen besteht alle Sorge der Regierungen darin, daß sie die Bewegungen wieder zurückdämmen; sie sind dazu durch die Mittelklassen und die öffentliche Meinung gezwungen, welche vor neuen Revolutionen Furcht hat, und — sie haben Recht.

Im Jahre des Congresses zu Carlsbad, 1820, bedrohte die Propaganda die Kronen mit einer socialen Revolution. Im Süden drohte der Aufstand Spaniens und die Cortes, die Proclamation eines noch freisinnigeren Regierungswesens als selbst das englische, in Neapel wurde ebenfalls die Constitution proclamirt; von hier aus ließ sich das Geschrei der Freiheit bis hinauf nach Piemont hören und der König verlor den Thron.

In Paris waren die Emeuten an der Tagesordnung, man konnte sagen, dieses Jahr 1820 war die erste Ausgabe jenes

großen Julierreignisses, das 10 Jahre später ganz Europa erschütterte.

Oesterreich war besonders durch diese Revolutionen bedroht. Neapel und Piemont begrenzen die österreichischen Besitzungen in Italien; die Völker hatten gezeigt, was sie wollten, und die Fürsten erwachten. Es wurde in Troppau und Laibach ein Congreß gehalten, und Herr von Metternich war es wieder, welcher mit einer solchen Entschiedenheit, mit einer so festen Ueberzeugung Unterdrückungsmaßregeln gegen den revolutionären Geist vorschlug, daß alle die Maßnahmen, welche nun von den vereinten Regierungen getroffen wurden, als sein Werk zu betrachten sind.

Auf diese Weise zogen die Völker gegen die Cabinette den Kürzeren. Neapel wurde nach wenigen Märschen erobert und Piemont von den Oestreichern besetzt. Da nun die Niederhaltung der auflodernden Revolution einmal im Schwunge war, befestigte sich das System, das in dem Gedanken einer Aufhebung aller politischen Freiheit seinen Vereinigungspunkt hatte. Die Cabinette erklärten den Regierungen offen den Krieg, welche ihre Verfassungen in der Zeit der allgemeinen Begeisterung nach revolutionären Grundsätzen eingeführt hatten. Der Congreß von Verona, bei welchem Herr von Metternich abermals die Hauptrolle spielte, traf die entschiedensten Bestimmungen. Frankreich wurde beauftragt, die spanischen Cortes zu unterdrücken, so wie Oesterreich den Willen der Allianz gegen Neapel und Piemont ausgeführt hatte. Die Cabinette gewannen überall die Oberhand und die Revolution war nun zwar materiell erstickt, aber leider lebte sie in der Verirrung der Ideen fort.

Da erhielten sie in dem Jahre 1830 ihren Ausdruck, aber Herr von Metternich hütete sich wohl in die Irrthümer d—

Hundertdreiundzwanzigstes Kapitel.

Ein Kaiser und eine Kaiserin.

Joseph II. — Seine Antworten auf stolze Reden. — Zwei Grafen und drei Gräfinnen. — Maria Theresia. — Keuschheitsexamissionen. — Der auferstandene Todte.

Ward ich damals in Wien so lobhaft und so oft an den Herrn von Metternich und sein System erinnert, so traurichte aber auch gar nicht selten die Erinnerung an einen — revolutionären Kaiser auf. Ich meine Joseph II. — Das Volk führt diesen Monarchen sehr viel im Munde, und so verhaßt er bei den Jesuiten war, ich habe manche nicht sehr schmeichelhafte Aeußerung über ihn gehört, so beliebt scheint er bei den anderen Klassen der Bevölkerung gewesen zu sein. Man sagte mir, daß er es war, welcher zuerst den Prater und den herrlichen Augarten dem Publikum geöffnet hat. Der Adel soll diese Oeffentlichkeit mit naserümpfenden Augen angesehen haben. Kaiser Joseph gesagt haben: „Wollt ich immer unter meines Gleichen sein, so müßte ich in der Kapuzinergruft bleiben.“ Daselbst werden nämlich die Mitglieder des Regentenhauses begraben. Als ihm einmal eine Dame auf seine Frage, wie viel Kinder sie habe, antwortete; zwei Grafen und drei Grä-

sinnen; entgegnete er: „Ich hatte auch einst ein Mädchen.“ Joseph II. war gewiß ein nicht minder ausgezeichneter Regent, als sein Zeitgenosse, Friedrich der Große, aber es fehlte ihm dieses Königs Glück und — Alter. Er hat nicht lange genug gelebt, um dauernd festzuhalten, was er begründet.

Seine Mutter, Maria Theresia, lebt auch noch in gutem Angedenken. Sie war zwar auch nur ein Weib — aber sie war dennoch Oesterreichs größter Regent. Haben selbst doch die Ungarn, die damals allerdings noch eine ganz andere Rolle spielten, da sie das Kaiserreich retten wollten, als 1848, da sie es an den Rand des Verderbens führten, haben doch selbst diese Ungarn damals gesagt: Wir wollen für unsern König sterben. Und sie meinten die Kaiserin so gut wie ihren Sohn.

Maria Theresia verdient schon als Mutter der unglücklichen Maria Antoinette, welche in ihrer Jugendschöne das gekrönte, geheiligte Haupt auf das Schaffot legen mußte, und ein wahres Märtyrerende hatte, die Theilnahme aller Frauen und der Welt. Die unglückliche Tochter hatte am Hofe ihrer Mutter sicher nicht gelernt, eine Französin zu sein, und sie war deshalb in dieser Stellung, in welche sie das Schicksal versetzte, nicht am Platz. Aber wer vermag seinem Fatum zu entgehen? Die eben so unglückliche Maria Stuart verließ nach dem Tode ihres Gemahls, des Königs von Frankreich, unangetastet dieses Land — um in England ihr schönes Haupt auf den Block zu legen.

So hat eine Königin leider selbst das Beispiel gegeben, daß ein königliches, gesalbtes Haupt nicht zu gut für das Henkerbeil ist. Was soll man da von dem Volke sagen? Die Königin Elisabeth hat ihrer sonst so glänzenden Geschichte durch diese Hinrichtung einen häßlichen Fleck — und was die Hauptsache ist — den Völkern ein böses Beispiel ge-

Man muß es gestehen, daß sich keine regierende Königin so rein auf dem Thron erhalten hat, wie Maria Theresia. Eine Schwäche, aber eine recht naive Schwäche war es, daß sie sich berufen glaubte, die Keuschheit ihres Volkes zu überwachen. Aber darin handelte sie als Weib doch groß, daß sie eine Verordnung erließ, welche die Beamten und Offiziere von jeder Beförderung ausschloß, welche einen Liebeshandel eingegangen waren, wo sie an keine Heirath dachten. Es ist dadurch gewiß manches Unglück verhütet, manches Mädchen weniger betrogen worden, sie that mit dieser Verordnung das, was alle übrigen weiblichen Regenten zu thun unterlassen hatten. Sie dachte auch auf dem Thron an ihr Geschlecht, und wollte es mit der ganzen Macht, die ihr das Scepter verlieh, gegen den Leichtsinn der Männer in Schutz nehmen.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet, sind die Keuschheitscommissionen, welche sie einsetzte, und ich möchte sagen, fast das Gegentheil von der Jungfernsteuer waren, welche ein preußischer König einsetzte, und welche gewissermaßen die Keuschheit besteuerte, keineswegs so lächerlich und absurd. Ob das wahr ist, was man mir erzählte, daß die Kaiserin bei der Geburt ihres Enkels, des nachherigen Kaisers Franz, nach dem Theater, das sie seit dem Tode ihres Gemahls nicht betreten hatte, geeilt und gerufen haben soll: „Der Leopold hat'n Buob'n!"? — Es wäre ein herrlicher Zug.

Jedenfalls wird unser Geschlecht nicht ohne innere Befriedigung und Erhebung auf diese Regentin sehen, welche es abermals beweist, wie sehr man uns Unrecht thut, wenn man uns die Befähigung abspricht, herrschen und regieren zu können. Nein, wir Frauen sind nicht da, nur beherrscht zu werden, es liegt nicht in unserer Bestimmung, nur den Männern die Langeweile zu vertreiben, der süße Honig zu sein, welchen

sie in ihren Wermuth träufeln. Mag auch diese Bestimmung eine schöne sein, wenn wir sie aus eigenem Antriebe wählen, die Männer haben nicht die Bestimmung, für uns nur die Bienen zu sein, die aus unserem Kelche den Saft für ihren Honig nehmen, und hinterher — die armen Blumen mit ihren Stacheln verwunden.

Man muß, wenn man Wien genießen will, ein paar gesunde Augen mitbringen, die Ohren sind weniger nothwendig, denn man muß mehr sehen als hören. Man bedarf der Augen, um die stumme Sprache zu verstehen, welche die Dinge hier reden, und auch um die Wiener zu verstehen, bedarf man mehr der Augen. Ich habe nicht leicht ein Völkchen gesehen, welches mehr mit den Augen spräche, als diese gemüthlichen Residenzler. Es liegt etwas ganz Eigenthümliches in ihrer Augensprache, und ich glaube, die meisten Romane — und es mögen deren in Wien an jedem Tage und in jeder Nacht nicht wenige gespielt werden — werden mit den Augen angeknüpft, mit den Augen fortgesponnen und auch so geschlossen. Das weibliche Geschlecht, welches in Wien mit Wahrheit das schöne genannt wird, thut sich ganz besonders mit der Augensprache hervor, und es liegt so viel darin: weder Frechheit noch Koketterie, aber eine Menge angenehmer Dinge. Und dazu die schöne Gestalt, die hübsche, leichte und doch delicate Kleidung. Weniger hübsch sind die Herren, und das Militair gefiel mir nicht so gut wie das preußische, seine Haltung ist weniger elegant, und ich sah hier überhaupt bei Weitem nicht so viele Uniformen wie in Berlin. Dafür schienen mir aber die österreichischen Offiziere kräftiger zu sein und sich im Ganzen mit den Bürgern freundlicher zu stellen.

Bald hätte mein Herr Marquis mit einem dieser Offiziere ein Duell gehabt. Wir waren nämlich in einer Restauration,

wo wir ein sehr gutes, ächt wienerisches Frühstück zu uns nahmen. Wir tranken guten Ungarwein, welcher eben so feurig wie das Volk ist, unter welchem er wächst. Einige Offiziere, welche nicht weit von unserem Tische saßen, ließen sich die Kapaunen und den Wein ebenfalls trefflich schmecken, denn die wiener Rindbacken scheinen mir die beste Construction von der Welt zu haben. Die Herren ermangelten nicht, während ihre Sprachorgane von denen des Gaumens in Banden gehalten und beherrscht wurden, mit ihren Augen eine Unterhaltung mit mir anzuknüpfen. Es ist nicht meine Art, die meinigen verschämt niederzuschlagen, sie blitzen wenn sie Feuer fangen, und meinem Marquis sagte die Unverschämtheit, wie er es nannte, namentlich des einen der Offiziere nicht besonders zu. Schon wollte er aufstehen, um Händel zu beginnen, ich hielt ihn aber zurück und sagte ihm, daß Jederman seine Augen habe, um sie auf Gegenstände zu richten, welche ihm gefielen, und daß er, wenn er sich nicht sofort beruhige, kein Gegenstand mehr für die meinen sein würde. Diese Worte wirkten und besänftigten ihn. Wir verzehrten unser Frühstück und wollten eben aufbrechen, als ein Herr ins Zimmer trat, bei dessen Anblick ich einer Ohnmacht nahe war.

Um Himmelswillen was ist Ihnen? fragte der Marquis, welcher den Eintretenden noch nicht bemerkt hatte.

Folgt uns der Schatten eines Getödteten, fragte ich, aber was ist das?

Der Schatten eines Getödteten?

Sehen Sie denn den Herrn dort nicht, den sie erschossen haben?

Dieser Herr trat jetzt mit freundlicher Miene auf mich zu, und mir die Hand reichend sagte er:

Habe Sie halt doch schnell genug eingeholt.

Der Herr Marquis lachte laut auf.

Mein Herr, ſagte ich ſehr böſe, Sie haben mich belogen und mir unnütze Sorgen verurſacht, ich finde ein ſolches Verfahren ganz unverantwortlich.

Der Herr Marquis lachte noch immer fort.

Was ſoll das heißen? fragte der wieder Lebendiggewordene.

Haben Sie kein Duell mit dem Marquis gehabt? fragte ich.

Ach ja, das war ein komiſches Duell.

So bitte ich mir dieſe ſaubere Geſchichte aufzuklären.

Kommen Sie nur, ſagte der Marquis, laſſen Sie uns dies Lokal verlaſſen, Sie ſollen Alles erfahren.

Wir brachen auf und der Marquis klärte mir dann die Geſchichte von dem unglücklichen Duell folgendermaßen auf:

Als die beiden Herren mich an jenem Abend in Prag verlaſſen hatten, beabſichtigten ſie allerdings, trotz der Nacht, ſich zu duelliren. Mein Berliner Freund holte aus ſeinem Zimmer zwei Piſtolen, und ſie gingen einen paſſenden Ort zu ſuchen. Unterwegs wurden ſie aber überfallen und zwar von zwei — Nymphen, von denen mein Berliner Freund die Eine ſo ſchön fand, daß er ſeine Piſtolen vergaß und ſie begleitete. Der Herr Marquis fand die Andere nicht ſchön genug, um ihr ſeine Nacht zu opfern und zog es vor, nach ſeinem Hotel zurückzugehen. — Unterwegs kam er aber mit einem betrunkenen Menſchen in Streit, welcher mit deſſen Arretirung endete. Daher kam es, daß er ſo derangirt ausſah. Der Einfall ein Duell vorzugeben und mich gewiſſermaßen ſeinem Nebenbuhler zu entführen, kam ihm plötzlich, als ich mich über ſein Ausſehen verwunderte und theilnehmend nach der Urſache fragte.

Nachdem ich dies gehört, konnte ich dem Marquis nicht mehr zürnen, der andere Herr ſchien wohl einzuſehen, daß es ihn lächerlich machen würde, nach ſeiner Prager Affaire mit

einer Straßennymphe noch ferner den Eiferſüchtigen zu ſpielen und von mir Küſſe zu verlangen. Er ſuchte, ſo gut es eben anging, aus der Rolle eines Liebhabers zu der eines Freundes überzugehen, und überließ dem Marquis die erſtere allein, und nach einigen Tagen befreite er uns ganz von ſeiner Geſellſchaft, da er ſeinen Entſchluß änderte, und ſtatt nach Italien zu reiſen es vorzog Conſtantinopel zu beſuchen.

Ich glaube wohl, daß er ſich in Conſtantinopel beſſer gefallen haben mag, als in irgend einer andern europäiſchen Stadt. Vielleicht iſt er auch aus einer großen Vorliebe zu dem türkiſchen Serrailleben zur mohamedaniſchen Religion übergetreten.

Hundertvierundzwanzigstes Kapitel.

Wiener Theater.

Das Burgtheater. — Das Theater an der Wien. — Carl. — Raimund. — Theaterscenen. —

Wien hat bei Weitem mehr Theater als Berlin, es mögen dort wohl deren fünf sein, aber nur das Hoftheater ist vorzüglich und überhaupt das erste Theater in Deutschland. Die andern Theater, welche sich in den Vorstädten befinden, befassen sich fast nur mit dem Lustspiel niederer Gattung und mit Localpossen, eines auch besonders mit der Oper. Es leben übrigens in Wien die bedeutendsten dramatischen Künstler Deutschlands, denn man zieht die außerordentlichen Talente hierher, ohne Rücksicht auf die pecuniären Opfer. Das Hoftheater ist besonders mit großartigen Mitteln ausgestattet, und sie scheinen hier besser verwandt zu werden als irgendwo. Man giebt sie für die Kunst und das Publikum, nicht für den besondern, oft so launenhaften Geschmack der Direction aus. Die Theater der Vorstädte sehen aber weniger auf die Kunst, als auf ihre Kasse, und die Wiener sind zufrieden wenn sie — nur lachen können, und für diese Lachmuskeln wird eben auch reichlich gesorgt. Es giebt hier eine Menge Leute die eine ganz eigen-

thümliche Carriere beim Theater gemacht haben. Unter diesen steht der Director des Theaters an der Wien, der Herr Carl oben an, der seiner Zeit sehr bekannt war, und es vortrefflich verstand, die Wiener anzuziehen und dafür stets volle Casse einzuziehen und einen für einen Theaterdirector ungewöhnlichen Reichthum zu erwerben.

Dieser Mann mag jetzt in Deutschland und Wien vielleicht gänzlich verschollen sein, vielleicht schon längst nicht mehr den Lebendigen angehörigen, aber sein Lebenslauf ist merkwürdig genug und ich will hier eine kleine Skizze seines Lebens mittheilen.

Carl war der Sohn eines Wiener Banquiers und zwar eines Edelmanns, des Baron von Bernbaum. Er trat zuerst in den Militairdienst, wie fast alle junge Adeligen in Deutschland, nahm aber bald seinen Abschied, legte seinen Familiennamen ab, und ging auf's Theater. In München trat er zuerst auf. Er soll aber nichts weniger als gefallen haben. Er spielte im Fache der Liebhaber und hatte von allen Erfordernissen dieser Rollen, kein einziges. Er stieß mit der Zunge an, seine Gesichsbildung war marquirt und unschön, und dabei hatte er eine mißtönende Stimme. Aber bald wurde er auf eine andere Bahn gedrängt, in welcher er besser an seinem Platze war. Es sollte nämlich ein neues Wiener Lustspiel gegeben werden. Aber der Theater Director sah sich vergebens nach dem Schauspieler um, welcher die Titelrolle übernehmen konnte, denn sie war im Wiener Dialect geschrieben. Da fiel er auf Carl, trug ihm die Rolle an, und dieser war zwar im Anfange sehr stutzig, da er den Carl Moor und den Don Carlos mit einem alten lächerlichen Gecken vertauschen sollte, nahm aber doch die Rolle an. Carl machte in dieser Rolle solches Glück, daß man eigene Stücke für ihn schuf, um

ihn in ähnlichen Rollen dem Publikum vorzuführen. Nun schritt man dazu, ein eignes Theater für dieses Genre von Possen und Lustspielen zu gründen. Carl wurde Director und leitete seine Bühne mit ungeheurem Glück, so daß er in kurzer Zeit so weit war, sich ein Haus kaufen und Pferde und Wagen nebst vielen Bedienten halten zu können.

Damit nicht zufrieden baute er noch ein zweites Theater, zu welchem Unternehmen er sogar bedeutende Vorschüsse aus der Schatulle des Königs erhielt. Als aber der König starb und die Theilnahme für seine Unternehmungen bei dessen Nachfolger nicht im gleichen Maße vorhanden war, kam er auf einen höchst originellen Einfall, dem Staate, dessen Ungunst er nicht tragen wollte, den Rücken zu kehren.

Er schiffte sich nämlich mit seiner ganzen Truppe auf einem Floße ein, schwamm die Donau hinab nach der Kaiserstadt hin, und gab an einem dortigen Theater mehrere Wochen hindurch Gastrollen.

Sein Debüt gefiel, unter ungeheurem Jubel der lustigen Wiener Bevölkerung fuhr er nach geendetem Gastspiel auf seinem Floße wieder ab, jedoch nur um in München seine Angelegenheiten zu ordnen und recht bald nach dem heitern Wien wieder zurückzukehren.

Als dies geschehen war, übernahm er die Direction des Theaters an der Wien, sein Glück blieb ihm treu, und so ward er bald fast alleiniger Eigenthümer des schönen Theatergebäudes und anderer bedeutender Besitzungen. Ja, eine ganze Straße, die nach ihm Carlstraße heißt, soll von ihm bebaut sein.

Man findet aber nicht viel Leute, die ein solches Glück gemacht haben, und es macht sich in Wien wie in ganz Deutschland noch immer der Spruch geltend, den ich so oft von Künstlern vernommen habe: Die Kunst geht betteln. Carl

war nie als ein Künstler anerkannt worden, es war ihm nur darum zu thun, reich zu werden, deshalb war ihm die Kunst nur ein Mittel zum Zweck. Im Ganzen soll er eben nicht viel gethan haben, das Theater zu heben, vielmehr soll sein Einfluß viel dazu beigetragen haben, die dramatische Kunst in Wien in Verfall zu bringen und den Geschmack des Publikums zu verschlechtern.

Auch von dem Schauspieler Raimund hörte ich sehr viel in Wien, und er schien noch immer der Lieblingsdichter, wie ehemals der Lieblingsschauspieler der lachlustigen Wiener zu sein. Ich hörte seine Geschichte von einem Wiener, und es war mir kaum begreiflich, wie dieser Mann, welcher mit dem verstorbenen Schauspieler in durchaus keiner Verwandtschaft stand, bei dieser Erzählung fast Thränen vergießen konnte. Er klärte mir aber dieses Räthsel mit den Worten auf:

Als der gute Raimund noch lebte, da brauchte ich nur Morgens den Theaterzettel anzusehen, um den ganzen Tag über getröstet und vergnügt zu sein. Ich vergaß all' mein Leid — worin dieses bestand, sagte mir der Wiener nicht — all' meinen Kummer, und sagte mir: Du wirst Abends den göttlichen Raimund sehen und Dich in Vergessenheit tauchen, und ein paar Stunden das Glück genießen nichts zu thun, als zu lachen und Dir den Bauch zu halten. Dieser Raimund war eine Art Berauschung für mich, und es wird mir, nachdem er gestorben, nichts übrig bleiben — als es ihm nachzumachen.

Gerade das Gespräch mit diesem Manne bewog mich, ein Raimundsches Stück zu sehen, das einen Tag später gegeben wurde. Ich fand es nicht ohne Reiz, aber daß solche Stücke hier gern gesehen wurden, charakterisirte mir doch die Wiener, die, ich möchte sagen, fast halbe Türken sind und das Phantastische lieben. Es ist sonderbar genug, daß eine so auffal-

lende Verschiedenheit zwischen einem und demselben Volke herrschen kann. Der Franzose z. B. ist überall Franzose, mag man den von Paris oder den Franzosen einer Provinzialstadt nehmen, höchstens, daß er sich in der Art, sich zu benehmen und zu bewegen, etwas unterscheidet, eben so ist der Italiener immer und überall Italiener, und dasselbe gilt von den andern Nationen, aber der Deutsche in Berlin und der Deutsche in Wien scheint durchaus nicht ein und derselben Nationalität anzugehören, so verschieden ist der Charakter, Leben, Sitte und Anschauungsweise in diesen beiden Städten. In Wien schien mir indessen Alles mehr stabil zu sein, wie denn auch der Wiener selbst ruhig und gemessen ist und so zu sagen seine Rechnung mit der Zukunft abgeschlossen zu haben scheint. 's giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien, hörte ich oft sagen, Wien scheint den Leuten den höchsten Gipfel menschlicher Größe erreicht zu haben, glänzender, glücklicher, glauben sie, könnte ihre kaiserliche Residenz nicht mehr werden. Berlin ist aber noch immer im Werden, die Berliner gestehn sich ein, daß sie den Gipfel weltstädtischer Größe noch nicht erklimmt haben, und sie sind daher weit entfernt, sich in der behaglichen, gemüthlichen und selbstzufriedenen Ruhe einzuwiegen, die nur Erworbenes erhalten und genießen will. Daher glaube ich auch, daß Berlin noch eine große Zukunft haben wird, Wien aber wird von seiner großen Vergangenheit zehren, bis es vielleicht einmal aufhören wird — das alte Wien zu sein. Ob aber dann das neue Wien sich mit Berlin wird messen können, das scheint mir eine große Frage zu sein.

Hundertfünfundzwanzigstes Kapitel.

Ein Stückchen Macchiavellismus.

Die Politik des österreichischen Kaiserstaates. — Wallenstein und Gustav Adolph. — Der Herzog von Lauenburg. — Napoleon's Sohn. — Marie Louise. — Die Politik und die Frauen. — Antwort eines Diplomaten.

Ich erinnere mich, daß am Hofe seiner Majestät des Königs von Baiern im Jahre 1846 ein Buch ungemein viel Sensation erregte, welches über die Politik des österreichischen Kaiserthums sehr wenig schmeichelhafte Aufschlüsse brachte. Dies Buch war in England erschienen, von einem Polen niedergeschrieben und war ein wahres Pamphlet. Besonders schlecht kommen die Deutschen darin weg.

Als ich später von diesem Buche hörte, war ich um so begieriger, es kennen zu lernen, da ich in so vielen Städten des österreichischen Kaiserthums mich aufgehalten hatte und die österreichische Regierung mir stets als ein Muster guter Regierung vorgeschwebt hatte.

Ich fand überall die Unterthanen zufrieden mit ihren Zuständen, ich fand sie wohlhabend und heiter, ich fand den Despotismus Metternichs milde und aufgeklärt und den zu regierenden Völkern vollkommen angemessen.

Ich fand Künste und Wissenschaften überall befördert und beschützt, ich fand die Strafen selbst väterlich milde angewandt, ich fand endlich Land und Volk so regiert, wie man unter damaligen Umständen und bei der merkwürdigen Beschaffenheit des Staates nur nach allerhöchster Weisheit zu regieren vermochte.

Es schien mir wohl natürlich und menschlich, daß es einzelne Unzufriedene gab, aber das Land überhaupt konnte sich glücklich preisen, so regiert zu werden, und ich glaube, es wurde auch anerkannt.

Mit dieser Ueberzeugung empörte ich mich gegen Sätze, die nur der größte Frevel in die Welt schleudern, die größte Befangenheit für glaubwürdig halten konnte.

Ich will Einiges davon mittheilen, der Leser mag seine Gedankenstriche, Ausrufungszeichen und Fragezeichen selbst hinzusetzen.

Die Fürsten Europa's, ohne Ausnahme, machen Wallfahrten nach Wien, um sich in das Heiligthum ihrer Erlösung einführen, in die Geheimnisse der monarchischen und absoluten Regierung einweihen und sich bewegen zu lassen, eine Akte zu unterzeichnen, welche, wie die Kaiser behaupten, für das Bestehen aller Monarchen nützlich und nothwendig ist, die aber nur das Haus Habsburg in Ungarn, Böhmen, Polen und Italien schützt und sicher stellt.

In Gemäßheit eines organischen Statuts der Familie Habsburg sind alle Erzherzöge verbunden, ein Handwerk zu erlernen. Franz I. war ein Siegellackmacher und der Kaiser Ferdinand I. ist ein Drechsler.

Dieses Statut hat den Zweck, einen positiven speculirenden Geist in der Familie zu erhalten.

Der Kaiser ist das Haupt seiner Familie, er ist verbunden,

alle legitimen Mitglieder derſelben zu erhalten, andrerſeits aber können dieſe keine legitime Heirath ohne Zuſtimmung ihres Oberhauptes eingehen.

Ehebündniſſe, welche von den Erzherzögen oder Erzherzoginnen ohne dieſe Einwilligung geſchloſſen werden, heißen morganatiſche und die Kinder aus dieſen Ehen bekommen den Titel Baron oder Baroneſſe.

Der Erzherzog Johann ſchloß eine morganatiſche Ehe mit der Tochter eines Poſtmeiſters, die ihn mit zwei kleinen Baronen beſchenkte.

Dieſer Erzherzog hat ſich nicht der Gunſt ſeiner Familie in einem beſondern Grade zu erfreuen.

Der Kaiſer Ferdinand I. ſoll bis zu ſeinem achtzehnten oder zwanzigſten Jahre einen gewiſſen Grad von Geiſt und Unabhängigkeit des Charakters gezeigt haben. Es ward von ihm prophezeiht, daß er, wenn er auf den Thron käme, nicht dem unveränderlichen Syſtem ſeines Vaters, Franz I., folgen würde, ſo daß ſowohl ſein Vater als auch Metternich ihm nicht geneigt waren, und vielmehr wünſchten, daß Franz Carl, der zweite Sohn, der alle ſyſtematiſchen Eigenſchaften ſeines Vaters geerbt hatte, dieſem auf dem Throne nachfolgen möchte.

Als der Erzherzog Ferdinand eines Tages in Geſellſchaft ſeines Vaters, Metternichs und anderer Cavaliere auf der Jagd war, wäre er beinahe durch einen Schuß getödtet worden. Der Meuchelmörder aber ward niemals entdeckt.

Ein anderes Mal feuerte ein öſterreichiſcher Offizier aus einer Entfernung von nur wenigen Schritten ein Piſtol auf ihn ab, fehlte ihn aber ebenfalls.

Dieſer Mann ward allerdings ergriffen, aber man fand, daß er einen Anfall von Wahnſinn gehabt habe.

Zähe Beſtändigkeit bei guten und böſen Schickſalen, gründ-

liche Menschenkenntniß, die Ueberzeugung von menschlichen Schwächen und Vergehungen, die Weisheit, alle Religionen als wesentliche Triebfedern der innern und äußern Politik zu würdigen, der gänzliche Mangel an Großmuth, an höheren Gefühlen der Sympathie und des Mitleidens mit der menschlichen Natur und an jeder Liebe zu eitlem Ruhm, die Enthaltung von jeder Rache, welche die Grenze der umsichtigen Maßregeln dieses kalten Egoismus, welche man Politik nennt, überschreiten könnte — die List, ein uneingeschränktes Vertrauen auf die Treue der Unterthanen und auf ihr eigenes göttliches Recht zu heucheln, wodurch sie jenes allgemeine, stets wachsame Mißtrauen verhüllen, welches aus der innern Ueberzeugung hervorgeht, daß sie nur durch das Recht der Gewalt regieren, das sind die erblichen Eigenschaften der Dynastie der Kaiser im Allgemeinen und zugleich die unterscheidenden Kennzeichen ihres Regierungssystems.

Die einzige Leidenschaft, die sie kennen, und welche alle andern absorbirt und ersetzt, ist die Liebe zum Gold, oder vielmehr der habsüchtige, unersättliche Durst nach demselben, welches sie als ihren Gott und als das einzige Ziel und Zweck ihrer Regierung und Eroberung betrachten.

Die knauserigste, bis auf den höchsten Grad schmutzigen Geizes getriebene Sparsamkeit ist nur die Folge dieser Vorliebe.

Die Kaiser bewahren in eigner Person den Schlüssel zu ihren Schätzen, sie allein kennen die Gesammtsumme der in ihren Kellern versteckten Millionen.

Das Geheimniß, in welches die Triebfedern der Politik der Kaiser gehüllt sind, bildet einen großen Theil ihrer Macht, und nur durch die politische Geschicklichkeit, welche sie bei Handhabung ihrer Angelegenheiten entwickeln, haben sie sich

auf ihren hohen Standpunkt erhoben und auf demselben erhalten. —

Alle Eroberungen, welche andere Völker und ihre Monarchen gemacht haben, verdankten diese der Tapferkeit ihrer Armeen und haben sie mit Blut und Geld erkauft. Die Kaiser verdanken ihre Erwerbungen nur Heirathen, Unterhandlungen und größtentheils ihren Treuloſigkeiten.

Preußen z. B. überragt den Kaiſerſtaat ſo viel an Moral, als dieſer Staat Preußen an Hülfsquellen und Länderfläche.

In ihren Expeditionen und im offenen Kampfe, wo Strategie und Taktik nöthig waren, ſind die Kaiſer ſelten glücklich geweſen.

Sie haben ſelten Siege mit den Waffen gewonnen, ſondern immer dadurch geſiegt, daß ſie verborgene Einflüſſe mit ins Spiel zogen und durch ſchlaue, unterirdiſche Strategie gewöhnlich über ihren Gegner triumphirten.

Sie ſind niemals verzweifelt, wie ſchlecht auch ihre Stellung geweſen ſein mag. Mehr als einmal hat ihre Monarchie während der letzten zwei Jahrhunderte auf dem Punkte geſtanden, durch den Verluſt unglücklicher Schlachten zu zerfallen und in den Staub zu ſtürzen, und mehr als einmal ſind ſie auf dem krummen Pfade, wo Liſt mehr gilt als Stärke, endlich doch noch ſiegreich hervorgegangen.

König Heinrich IV. von Frankreich hatte die Abſicht, den Krieg gegen Oeſtreich zu eröffnen und ward am Vorabend des beabſichtigten Feldzuges von einer Hand getroffen, die eine geheimnißvolle Macht gegen ihn bewaffnet hatte. Oeſtreich ward durch einen Dolchſtoß gerettet, das Volk hatte Verdacht gegen den Kaiſer und die Jeſuiten.

Nach der Julirevolution und während der revolutionären Bewegung in Italien faßte Kaiſer Franz I. Verdacht gegen

ſeinen Enkel, den Herzog von Reichſtadt, und dieſer Enkel ſtarb ſofort. In Wien ging das Gerücht, er ſei vergiftet worden.

Der proteſtantiſche Bund drohte den Ruin der öſterreichiſchen Monarchie. Der berühmte öſtreichiſche General Wallenſtein, Herzog von Friedland, warb auf ſeine eignen Koſten eine Armee von 80,000 Mann an und rettete den Thron, der aber, ſobald er den Feind los war, ſich ſehr undankbar erwies.

Als aber Guſtav Adolph die Feindſeligkeiten wieder aufnahm, bat der Kaiſer den General Wallenſtein, das Kommando wieder zu übernehmen und ging ſo demüthigende Bedingungen ein, daß der General ſo wichtig wie der Kaiſer wurde.

So kam es denn ſo, daß dieſer Kaiſer Sieg und Niederlage für gleich gefährlich halten mußte.

Unter dieſen Umſtänden deſertirte Franz Albert, Herzog von Lauenburg und öſtreichiſcher General, von der kaiſerlichen Armee und ging in das feindliche Lager Guſtav Adolphs, wo er Dienſte nahm.

Durch die Verſtellung und Schmeichelei, welche dem deutſchen Adel ſo eigenthümlich ſind, wußte Lauenburg das Herz des Helden zu gewinnen und ward ſein intimer Günſtling.

In der Schlacht bei Lützen verirrten ſich Guſtav Adolph und ſein Günſtling, der Herzog von Lauenburg, und fielen einigen in einem Hinterhalte liegenden Oeſtreichern in die Hände, welche den König mit Säbelhieben und Musketenſchüſſen maſſakrirten, ſeinen Begleiter aber mit heiler Haut davon ließen. Der Herzog von Lauenburg, welcher nach jener Schlacht ſich ohne Zeitverluſt nach Wien begab, erhielt von ſeinem Kaiſer zur Belohnung den Oberbefehl über die ſchleſiſche Armee.

Nachdem der ſchwediſche Held gefallen war, kam Wallenſtein an die Reihe.

Der Kaiser Ferdinand, als ihm die Nachricht von seinem Tode hinterbracht wurde, brach den Vorschriften Machiavell's getreu in Thränen aus, um seine Unschuld zu beweisen, ließ in den Kirchen von Wien Messen lesen und belohnte hinterher die Mörder, welchen er Gnadenketten, Kammerherrnschlüssel, Diplome, Würden und Rittergüter verlieh.

Eine Thatsache aber, welche die Aufmerksamkeit der ganzen Welt verdient, und nur wenigen Forschern aufgefallen ist, ist der vorhergesehene und berechnete Zusammenhang der Ereignisse der Jahre 1814—1815, als der natürlichen Wirkungen der im Jahre 1810 zu Stande gekommenen Thatsachen.

Die Freundschaft deutscher Fürsten ist für Frankreich und dessen Fürsten stets gefährlicher und unheilvoller erfunden worden, als ihre Feindschaft.

Nach tausend verlorenen Gefechten wechselte der besiegte und gedemüthigte Kaiser seine Politik.

Aus dem unversöhnlichsten Feinde Napoleon's, der er auch wirklich war, ward er plötzlich, dem Anscheine nach, dessen zuverlässigster Freund und nächster Verwandter.

Man müßte nicht die mindesten Kenntnisse von der menschlichen Natur haben, wenn man annehmen wollte, ein besiegter Feind könne so schnell der aufrichtige Freund seines Besiegers werden.

Es war Selbsttäuschung, zu glauben, daß die Habsburger nicht die Mittel suchten, ihre Demüthigung zu rächen.

Unmittelbar nach dieser Heirath hörte man von Deutschen den Sturz Napoleon's und den Ruin Frankreichs verkünden, so völlig waren sie überzeugt, daß diese Heirath nur eine Schlinge von Seiten ihres Kaisers sei.

Nachdem die österreichische Monarchie zu ihrem alten Glanze wieder gelangt war und die Erzherzogin Marie Louise ihre Rolle

ausgespielt hatte, kehrte sie nach Wien zurück, um von der heiligen Allianz das Herzogthum Parma als Belohnung für ihre edelmüthige Anhänglichkeit zu empfangen. Um zu beweisen, daß ihre Verheirathung mit Napoleon eine bloße diplomatische Angelegenheit gewesen sei, schickte sie ihm, als er sich auf der Insel Elba befand, eine Scheidungsacte.

Im Allgemeinen ist die österreichische Politik geduldig und leidenschaftlos.

Sie macht nie einen Versuch, die Humanität oder uneigennützige Freundschaft, oder die Ehre und Würde der Nation zu vertheidigen.

Die Kaiser fechten nur, um ihre Schätze zu vermehren oder zu bewahren, und selbst dann handeln sie auch ostensible oder direkter Weise selten allein.

Sie besitzen die Gabe, andere feurigere oder eitlere Monarchen und Völker durch Hinweisung auf ihre Ohnmacht und vor Allem auf ihre erheuchelte Demuth zu bewegen, für sie in die Schranken zu treten, während sie sich öffentlich bloß einmischen, um die Beute zu theilen oder ausschließlich Besitz davon zu nehmen.

Es giebt wenig Schriftsteller, welche bei Vergleichung der österreichischen Regierung mit der türkischen oder russischen, in Bezug auf Humanität und Freiheit, der ersteren nicht den Vorzug geben würden, dies ist jedoch ein grober Irrthum. —

Die Czaren stellen, indem sie sich persönlich in die Angelegenheiten mischen und Entscheidungen in ihrem Namen geben, ihre Leidenschaften und Schwächen blos und compromittiren durch ihre Gewaltthätigkeit den Nimbus ihrer Unfehlbarkeit und Heiligkeit, zuweilen zeigen sie aber doch Mitleid und belohnen stets ausgezeichnete Militärdienste und Anhänglichkeit an ihre Person auf die freigebigste Weise. In Oesterreich im

Gegentheile ist der Despotismus dynastisch und gesetzlich, der Name des Kaisers wird bei keiner Entscheidung ausgesprochen; Alles geschieht im Namen des Gesetzes, der Kaiser selbst versteckt sich hinter seinen Befehl. Die entsetzlichsten Grausamkeiten werden im Namen des Gesetzes begangen. Der Kaiser zeigt niemals Milde, weil nicht er, sondern das Gesetz verurtheilt.

In Rußland lehrt man, daß der Czar das Recht hat, zu thun, was ihm beliebt, in Oestreich wird das Volk gelehrt und überredet, daß der Kaiser blos thun kann, was das Gesetz befiehlt.

Das ist das Urtheil, was in dem merkwürdigen Buche über den Kaiserstaat gefällt wird, es sollen aber noch ganz andere Dinge darin stehen, die uns die Regierung dieses Staates so darstellen, wie nur eine Regierung zur Zeit der größten Barbarei sein kann. So unmoralischer Mittel eine Regierung fähig zu halten, von der ich selbst, da wo sie am besten gekannt ist und am genauesten beurtheilt werden kann, nur das Beste hörte, gränzt an das Absurde, und die österreichische Regierung hatte durch das verächtliche Stillschweigen, welches sie diesen abgeschmackten Beschuldigungen gegenüber beobachtete, zur Genüge gezeigt, daß sie solche nicht zu fürchten braucht.

Ich erinnere mich des Urtheils eines hochgestellten und einflußreichen Diplomaten des Kaiserstaates, welcher nicht etwa ein Deutscher, sondern von böhmischer Herkunft war. Als ich ihm sogar einige Stellen, welche die Regierung der außerdeutschen Bevölkerung gegenüber der niedrigsten Motive bezüchtigte, vorhielt, sagte er mit seinem Lächeln:

Es hat schon oft ein Schriftsteller mehr Lügen und falsche Ansichten drucken lassen, als ein ganzes Jahrhundert geglaubt hat. Weil die Macht, eben weil sie die Macht ist, Alles ver-

mag, ist es leicht von ihr gesagt, daß sie Böses thut. Die Völker aber wissen wohl, daß sich mehr böse Dinge erdichten als ausführen lassen. Solche Entstellungen der Motive und der Thatsachen muß man unbeachtet lassen, um zu zeigen, wie wenig sie uns angehen.

Sehr wahr, versetzte ich, die Politik ist wie die Frauen. Je liebenswürdiger, sicherer und offner sie sind, je mehr Sünden schiebt man ihnen in die Schuhe, und je weniger Böses man an ihnen zu entdecken vermag, je schlimmer werden sie dargestellt. Der Leumund und die Geschwätzigkeit wollen stets ihre Opfer haben, und wen könnten sie dazu ausersehen, wenn nicht die, von denen sie wissen, daß sie auf dergleichen — schweigen werden.

Wie aber, wenn die Zeitgenossen so Geschichte schreiben und mit solcher Befangenheit die Politik der Gegenwart ohne Widerlegung schildern, was soll dann aus dem berühmten Satze werden:

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!?

Hundertſechsundzwanzigſtes Kapitel.

Der Paſcha von drei Roßſchweifen.

Eine junge Frau und ein alter Mann. — Der Vater als Wächter der ehelichen Treue ſeiner Tochter. — Die Maskerade. — Paſcha und Domino. — Die Verſchwörung. — Die betrogenen Alten. — Gutes Ende eines böſen Spiels. — Verluſt und Gewinn. — Ein Freund ſtatt eines Liebhabers. — Abſchied von Wien.

Ich machte kurz vor meiner Abreiſe in Wien die Bekanntſchaft einer Dame, welche noch ſehr jung und ungemein ſchön war. Sie war eine geborne Wienerin und von guter Herkunft. Aber ihr Vater war leidenſchaftlich dem Spiele ergeben und hatte ſein ganzes Vermögen dieſer Leidenſchaft geopfert. Die Mutter war aus Gram über dieſen Verluſt, welcher ſie in die armſeligſte Lage verſetzte, geſtorben. So ſtand denn die einzige Tochter, ohne irgend einen Anhalt, von allen Hilfsquellen entblößt, in der Welt, aber ſie hatte vom lieben Gott ein Gnadengeſchenk erhalten, welches ſie wenigſtens theilweiſe mit ihrem Geſchick wieder auszuſöhnen vermochte — eine ungewöhnliche Schönheit. Ihr ſpeculativer Vater, welcher zwar ſein Vermögen, aber mit dieſem keineswegs ſeine unglückſelige Leidenſchaft verloren hatte, wollte aus dieſer Schönheit ſeines einzigen Kindes ſeinen Nutzen ziehen, und ſeinen unausgeſetzten

Bemühungen gelang es auch, das arme Mädchen an einen Graukopf zu verkaufen, welcher Handel ihn nicht nur aller Sorgen für die Zukunft seiner Tochter enthob, sondern ihm noch ein Erkleckliches für seine eigene Person einbrachte. Diesem Mädchenverkauf ward allerdings der Name Ehe gegeben; die Unglückliche ward nach der vorgeschriebenen Ceremonie dem Graukopf angetraut, und er führte als siebenzigjähriger Greis das siebenzehnjährige Mädchen vom Traualtar in die Brautkammer, nannte sie seine Frau, seine Gattin, und glaubte nun das Recht, sie allein und ausschließlich zu besitzen, vor Gott und Menschen erworben zu haben.

Ich lernte das arme Mädchen oder vielmehr die arme Frau bald nach dieser unnatürlichen Verbindung kennen.

Diese Bekanntschaft entstand in Folge einer jener vielen Zufälligkeiten, die das Geschick anzuordnen scheint, um verwandte Seelen zu einander zu führen, damit sie sich durch gegenseitige Tröstung und Liebe vor Verzweiflung retten.

Die junge Frau weinte bitterlich, als sie mir ihr unglückliches Geschick mittheilte.

Aber warum haben Sie sich nicht gesträubt, fragte ich, den Alten zu heirathen?

Mein Gott, das habe ich ja genug gethan. Ich habe meinem Vater wohl zehnmal versichert, daß ich den Alten nicht heirathen würde.

Sie hätten lieber fliehen sollen, wandte ich ein.

Das läßt sich leichter sagen, als ausführen; woher sollte ich die Mittel nehmen?

O, es hätte sich schon ein Ritter gefunden; giebt es denn in Wien keine jungen Leute, die so hübsche Mädchen gern entführen? Aber freilich ist solchen Entführern auch nicht immer zu trauen, man kommt von der Charybdis in die Scylla.

Ach, ich hatte durchaus keinen Bekannten.

Keinen Bekannten? Keinen Freund, dem Sie sich anvertrauen konnten? Nun, ich begreife, Sie haben gewiß nicht längst die Pension verlassen?

Ich war niemals in der Pension, aber mein Vater hielt mich immer eingeschlossen, er sagte: er würde mich erst freilassen, wenn ich Frau wäre.

Und aus Ueberdruß dieser Gefangenschaft haben Sie sich endlich einer andern gefügt?

Nein, nicht gerade deshalb, aber mein Vater sagte mir, wenn ich ihm nicht gehorche, wollte er mich und sich zugleich um's Leben bringen, er habe auf diese Verheirathung seine und meine Zukunft, sein ganzes Lebensglück gebaut.

Arme Frau! — Sie sind das Opfer eines hartherzigen Vaters. Aber trösten Sie sich, Ihr alter Graukopf wird hoffentlich bald sterben.

Ach nein, er wird viel länger leben als ich.

Aber Sie haben doch wenigstens die Mittel, mein Kind, sich einigermaßen für das Ihrer Jugend zugefügte Unrecht zu entschädigen.

Wie soll ich das anfangen? Der Alte ist so eifersüchtig, daß er mich fast keinen Augenblick ohne Bewachung läßt.

Aber Sie werden auch die Mittel haben, diesen Wächter zu blenden, indem Sie ihn bestechen.

Nein, es ist Alles vergebens, ich bin rettungslos verloren und meine Lage wird mir mit jedem Tage, mit jeder Stunde unerträglicher.

Sie sind zu zaghaft, meine Liebe, Sie sind schön und reich, und mit diesen beiden Schlüsseln sollten Sie sich nicht die Thüren Ihres Kerkers öffnen können? Es sollte Ihnen nicht möglich sein, einen närrischen, blödsinnigen Alten zu betrügen?

Ach, der Alte ist durchaus nicht blödsinnig.

Er ist ganz gewiß blödsinnig, da er sich eine so junge Frau genommen hat. Er mußte es voraus wissen, daß Sie ihn betrügen würden.

O, davor hat er sich gesichert.

Gehen Sie niemals allein aus?

Niemals.

Nicht einmal nach dem Bade?

Ich habe das Bad in meinem Hause.

Nun, aber doch wenigstens nach der Kirche?

Auch dahin darf ich nicht allein gehen.

Wer begleitet Sie denn?

Mein Mann oder mein Vater.

Ihr Vater?

O, der bewacht mich gut. Bei dem geringsten Argwohn, hat ihm mein Mann erklärt, zu dem ich ihm Veranlassung geben würde, bei der allerkleinsten Untreue wollte er mich verstoßen, und in diesem Falle wird mein Vater der Rente verlustig, welche ihm mein Mann alljährlich auszahlt. Kann er nun einen bessern Wächter meiner Treue als meinen Vater haben? Mich zu bewachen und von jeder Untreue abzuhalten ist meines Vaters einziges Geschäft, dafür erhält er seine Rente, und er kann nun wieder spielen, wie zuvor.

Das ist abscheulich — aber es muß Ihnen geholfen werden.

Sie sehen, daß ich mit keinem Herrn sprechen darf. Sobald sich mir ein junger oder ein alter Mann nähert, tritt mein Vater hinzu und nimmt für mich das Wort.

Aber Sie werden doch das nicht dulden und nicht schweigen.

Mein Vater sagt: verzeihen Sie, diese Dame ist meine Tochter, und sie hat das Unglück blödsinnig zu sein. Ich er-

röthe und ſchweige vor Zorn und Scham, während mich Diejenigen, welche mich angeredet haben, mit einem mitleidsvollen Blicke verlaſſen. —

Das iſt zu arg, alle meine Empfindungen empören ſich gegen dieſen unnatürlichen Vater, aber Sie müſſen ihm durchaus zeigen, welche Rechte Sie als Frau und als Weib beanſpruchen dürfen, Sie müſſen ſich von dieſer Sclaverei emancipiren.

Ach, Sie müſſen den Blick meines Vaters ſehen, wenn ich nur die geringſte Miene, ihm zu widerſprechen, mache. Ich weiß, daß er zum Aeußerſten entſchloſſen iſt, ſeine Augen brauchen mir nicht erſt zu ſagen: Du unterwirfſt Dich unbedingt, oder ich tödte mich und Dich.

Nun, meine Liebe, die Wahl zwiſchen dieſen beiden Dingen würde mir nicht ſchwer werden, ich glaube Ihr Leben iſt ſo düſter, daß es der Tod nur lichter, wenigſtens nicht finſterer machen kann. Und wenn Sie ſich zum Aeußerſten entſchließen, iſt immer noch eine Möglichkeit vorhanden, daß das Glück, welches ſo oft dem Muthigen hilft, auch Ihnen einen Ausweg zeigt.

Wie aber ſoll ich das anfangen, meine Theure?

Beſuchen Sie keine Maskerade?

Ich habe noch nie eine beſucht, und ich glaube nicht, daß man es mir geſtatten wird, einem ſo gefährlichen Vergnügen beizuwohnen.

Das mag ſein, aber Ende dieſer Woche wird eine glänzende Maskerade im Theater ſtattfinden; erklären Sie Ihrem Gemahl entſchieden, daß Sie dieſe Maskerade mitmachen wollen.

Wenn es mir erlaubt wird, eine Maskerade zu beſuchen, wird es ſicher nur unter der einzigen Bedingung geſchehen,

daß mich mein Vater begleite, und dann habe ich wieder nichts gewonnen.

Sie werden dabei sehr viel gewinnen.

Glauben Sie das nicht, ich kenne den Alten und meinen Vater besser.

Das mag sein, aber Sie werden dennoch zum Ziele kommen, wenn Sie nur auf meinen Plan eingehen wollen.

Lassen Sie hören.

Wir haben Beide so ziemlich, ich möchte fast sagen, sehr genau einen und denselben Wuchs.

Ich glaube.

Lassen Sie sehen, stellen Sie sich hierher, ganz recht, auch unsere Größe ist genau dieselbe, ebenso ähnlich ist unsere Haltung, nur ist die meine etwas zuversichtlicher, aber das thut nichts zur Sache, — es paßt Alles vortrefflich, und wenn Sie nicht gar zu unentschlossen sein werden, muß unser Plan gelingen.

Ich begreife Sie noch nicht.

Nun — ich will Sie entführen.

Sie wollen mich entführen?

Gefällt Ihnen der Plan nicht? Ziehen Sie es vor, die Gefangene eines geldgierigen Vaters und die Sklavin eines boshaften Graukopfs zu sein?

Aber, mein Gott, wohin wollen Sie mich führen?

Ich reise nach Italien, Sie begleiten mich.

Aber ich habe kein Vermögen, wovon wollen wir leben?

Man ist nie arm, wenn man schön ist. Es werden sich schon genug junge Leute finden, die sich in Sie verlieben, und Sie heirathen, wer Ihnen gefällt. Wenn dies übrigens auch nicht sogleich geschieht, ich habe Mittel genug, Sie zu erhalten.

Und mein Vater?

Wie? Haben Sie etwa mit einem Menſchen Mitleid, der einen ſo nichtswürdigen Mißbrauch mit den geheiligten Rechten treibt, welche ihm die Natur verliehen?

Es iſt doch immer mein Vater, ich möchte nicht die Veranlaſſung ſeines Todes ſein.

Drohen und ausführen ſind zwei verſchiedene Dinge, ich bin überzeugt, daß Ihr Vater nicht daran denken wird, ſich das Leben zu nehmen, ein Mann ſeiner Art findet immer die Mittel, ſeine Leidenſchaft zu befriedigen.

Und wie wollen Sie es anfangen — — —

Sie zu entführen? — Mein Plan iſt höchſt einfach, und deshalb iſt er gut und leicht ausführbar: wir verſtändigen uns jetzt über die Kleidung, die Sie tragen werden, und alles Uebrige macht ſich dann von ſelbſt. Sie haben nur eine Sache dabei zu thun, der Maske zu folgen, welche Sie entführen, und welche einen türkiſchen Paſcha vorſtellen wird.

Einen türkiſchen Paſcha?

Dieſe Verkleidung wird mein Freund, der junge Marquis von Villier, annehmen, ihm folgen Sie, Sie können ſich ihm furchtlos anvertrauen. Er wird Sie nach meiner Wohnung führen und Sie ſollen daſelbſt nicht lange auf mich warten dürfen.

Das iſt ſehr abenteuerlich — es iſt ein junger Marquis dabei — —

Schreckt Sie das etwa zurück? — Iſt ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren fürchterlicher, als ein eiferſüchtiger Alter von ſiebenzig?

Ich will mir die Sache überlegen.

Gut, überlegen Sie es ſich, meine Liebe, und theilen Sie mir Ihren Entſchluß mit, wählen Sie zugleich das Coſtüm, damit ich, im Falle Sie auf meinen Plan eingehen wollen, die

nöthigen Vorbereitungen rechtzeitig treffen kann. Sein Sie aus Liebe zu Ihrem seelenlosen Vater nicht gar zu grausam gegen sich selbst, glauben Sie aber mit der Zeit Ihre Lage verbessern oder sich in solche besser hinein leben zu können, nun, so tragen Sie Ihr Kreuz mit Geduld, es kömmt Alles auf die eigene Kraft und den eigenen Willen an.

Mit diesen Worten verließ ich die hübsche, unglückliche Frau, welche wahrlich der Kindheit näher als der Ehe stand. Unsere nächste Zusammenkunft war auf den andern Tag festgesetzt. Wir wohnten nämlich in einem und demselben Hause und hatten einen gemeinschaftlichen Garten, in welchem wir uns ziemlich ungenirt sprechen konnten. Es war ja Winter, und der Alte schien keine große Lust zu haben, seiner Frau in den Garten zu folgen, da er ja oben aus dem Fenster ein wachsames Auge auf sie haben konnte. Daß sie mit andern Frauen sprach, schien man ihr nicht wehren zu wollen. Welche Einfalt! — Wie oft sind die Frauen für die Tugend und die Treue der Frauen gefährlicher, als die Männer, und wenn es gilt eine junge Frau gegen die unnatürliche Tyrannei eines Graukopfs und eines Vaters zugleich zu schützen, wird sich nicht jede Frau aus diesem Schutze, dessen die Bedrückte so bedürftig ist, eine heilige Pflicht machen?

Am andern Tage zur bestimmten Zeit traf ich mit meiner armen jungen Freundin wieder zusammen, ich sah es ihr an, daß sie geweint hatte, und sie theilte mir mit, daß ihr Mann sie nicht auf die Maskerade gehen lassen wolle, sie habe aber fest erklärt, sie würde dennoch gehen. Sie sei noch jung und habe ein Recht dazu, die Welt, welche auch für sie da sei, zu genießen. Sie habe einen Mann, nicht aber einen Gefängnißwärter geheirathet, sie sei in die Ehe, aber nicht in einen Käfig getreten. Sie würde also gehen, und wenn man sie von jedem

Vergnügen zurückzuhalten suche, dann werde sie zeigen, daß sie kein willenloses Kind, sondern eine Frau sei.

Ich freute mich eben so sehr über diese Erklärung, als ihr Mann, wie sie mir sagte, davon betroffen wurde. Sie zweifelte nun nicht, daß derselbe sich mit ihrem Vater besprechen würde, und sie versprach mir, am andern Tage das Resultat, welches diese Unterredung ohne Zweifel herbeiführen mußte, mitzutheilen.

Dieses Resultat war zwar ein halber Sieg, der aber doch unserm Plan sehr störend entgegenwirkte. Man gestattete der jungen Frau, die Maskerade zu besuchen, aber ihr Vater sollte sie begleiten und — das Kostüm für sie wählen.

Das wäre nun so weit recht gut gewesen, wenn wir nur gewußt hätten, welches er wählen würde, aber der Abscheuliche wollte nichts davon verlauten lassen, und wir konnten darauf gefaßt sein, daß er bis zum letzten Augenblicke sie in Ungewißheit lassen würde.

Man mußte also von Neuem Opposition machen, und meine junge Freundin hatte nun auch Muth genug gefunden, auf der begonnenen Bahn fortzufahren.

Sie erklärte also ihrem Cerberus geradezu, daß sie über das zu wählende Kostüm allein entscheiden würde. Wir waren darin überein gekommen, ein veilchenblaues Atlaskleid anzuziehen, über welches wir einen Domino von weißem Atlas ziehen wollten, auch alles Uebrige an unserer Kleidung wollten wir ganz übereinstimmend wählen. Ich übernahm es, die Anzüge in Ordnung zu bringen, die Masken zu bestellen und ihr die für sie bestimmte Kleidung zuzusenden.

Nach dieser Verabredung kamen wir noch einmal zusammen. Die junge Frau hatte ihren Willen durchgesetzt. Den Betheuerungen ihres Vaters, er würde diese Auflehnung gegen

seinen Willen nicht dulden, setzte sie die bestimmte Erklärung entgegen, sich um seinen Widerspruch nicht kümmern zu wollen, und er gab endlich nach.

Durch diesen vollständigen Sieg ermuthigt, faßte sie ein Herz zu ferneren Schritten. Sie sagte mir: Meine Liebe, ich will es versuchen, bevor ich meinen Mann verlasse und meinen Vater unglücklich mache, ob ich ihn nicht bestimmen kann, mir freie Hand zu lassen. Ich werde, um seine Lage nicht zu verschlimmern, meinem Manne gegenüber die Alte bleiben, aber von meinem Vater verlange ich Nachsicht, er soll meinen Freuden nicht hindernd in den Weg treten, er soll mir nicht ferner den Weg versperren.

Ich fand diesen Vorsatz zu vernünftig, zu edel, um ihm Widerstand entgegen zu setzen. Wir studirten uns nun einen kleinen Roman ein. Mein Freund, der Marquis, welchem ich die Geschichte meiner jungen Freundin mitgetheilt hatte, nahm lebhaften Antheil an ihr, und erklärte sich zu jeder Handlung bereit, die ihr nützen und ihr Schicksal erleichtern konnte. Er wählte eine Charaktermaske und zwar die eines Pascha's. — Unser Roman versprach recht interessant zu werden und wir konnten kaum den Tag der Maskerade erwarten.

Endlich waren wir so weit.

Der verhängnißvolle Augenblick war da. Ich hatte eine andere Kleidung an als meine Freundin, jedoch hatte ich Kleid, Domino und Maske, welches mich zur Doppelgängerin meiner Freundin machen sollte, für den entscheidenden Moment in Reserve.

Bald sah ich in dem bunten Maskengewühle meine junge Freundin, auch ihren Vater erkannte ich, er blieb ihr beständig zur Seite und wandte kein Auge von seiner im Saale herumflatternden Tochter ab.

Nun näherte sich ihr der Pascha. Mit türkischer Gravität begrüßte er sie, erfaßte ihren Arm und führte sie im Gespräch fort, der Alte folgte ihnen Schritt für Schritt. Ich folgte ebenfalls in einiger Entfernung dieser Gruppe.

Nachdem sich die beiden jungen Leute ein Weilchen unterhalten hatten, steckte der Pascha meiner Freundin eine Blume zu, an deren Stengel ein beschriebenes Blättchen befestigt war, und entfernte sich.

Gleich darauf trat ihr Vater zu ihr und verlangte die Blume zu sehen. Sie löste das Blättchen ab, und gab ihm die Blume. Er verlangte aber auch das Blättchen. Sie hatte den Inhalt, welchen sie schon kannte zum Scheine gelesen, und übergab nun dem Vater nach einigem Sträuben das Verlangte.

Das Zettelchen enthielt die Worte:

Um elf Uhr, meine Schöne, finden Sie Ihren Pascha an dem Haupteingange des Saales. Er hofft nicht vergebens zu warten.

Der Alte zerriß zornig das Blättchen, führte seine Tochter in ein Nebenzimmer und blieb dort eine gute Viertelstunde mit ihr.

Als sie wieder im großen Saale erschien, näherte sich ihr der Pascha wieder, flatterte abermals mit der jungen Frau eine Weile im Saale herum und verließ sie dann.

Ich folgte ihm.

Nun, wie geht es der Armen? fragte ich.

Sie hat einen heftigen Auftritt mit dem Alten gehabt, er wollte sie zwingen sofort die Maskerade zu verlassen. Sie weigerte sich aber entschieden. Er stieß die fürchterlichsten Drohungen aus, und sie gab ihm dagegen die Erklärung, welche sie mit Ihnen verabredet hat. Er wurde sehr betroffen. Jedenfalls hat ihre energische Opposition eine gute Wirkung

gehabt. Der Alte hat zwar seiner Tochter noch nicht nachgegeben und sie mit seinen gewöhnlichen Drohungen verlassen. Aber er scheint jetzt mit sich zu Rathe zu gehen und zu überlegen. Der Alte ist ein Schlaukopf, der sich vor Übereilung wohl zu hüten weiß. Wenigstens hat er die eine Drohung, mit mir anzubinden, sobald ich mich seiner Tochter wieder nähern würde, noch nicht ausgeführt. Wir müssen die Entwickelung abwarten, ich werde aber seine Geduld auf eine harte Probe setzen. Wenn ich Sie jetzt verlasse, dann führe ich die junge Frau, welche mir sehr gut gefällt, in ein abgelegenes Zimmer. Sie wird sich demaskiren, ich muß durchaus ihr Gesicht sehen.

Sie! Sie! sagte ich mit dem Finger drohend, Sie scheinen den Roman um jeden Preis ausspielen zu wollen. Ich hoffe, daß Sie Ihrer Rolle nicht untreu und über unsern Plan nicht hinausgehen werden.

Zittern Sie für mich? fragte der Marquis mit schelmischem Lächeln.

O nein, ich bin weit entfernt, auf Sie eifersüchtig zu sein, es soll mir im Gegentheil sehr lieb sein, wenn Sie die Arme ein wenig zu trösten vermögen.

Sie sind sehr uneigennützig.

Ich gönne dem Unglück seine Freuden.

Ein Beweis wie wenig gut Sie mir sind.

Ich hasse die Tyrannei der Männer, wenn es ihre Unterdrückung gilt, bin ich jeglichen Opfers fähig.

Nach diesem Zwiegespräch trennten wir uns wieder. Mein Freund trat in den Saal zurück, ich folgte ihm.

Bald darauf hatte er die junge Frau wieder gefunden und wollte sich mit ihr entfernen.

Der Alte trat jetzt sehr entschlossen zu ihm heran.

Ich näherte mich der Gruppe und konnte ihren Wortwechsel hören.

Mein Herr, sagte der Alte, ich dulde kein Charmiren mit meiner Tochter.

Das wird wohl von dem Wunsche und dem Willen dieser Dame abhängen, versetzte mein Freund.

Ich hoffe, daß Sie den Willen ihres Vaters respectiren werden, entgegnete der Alte.

Ihre Tochter ist verheirathet und sie hat hier von Niemandem Befehle anzunehmen.

Ich aber verbiete meiner Tochter, mit Ihnen ferner zu reden.

Es kommt ganz auf Ihre Tochter an, ob sie sich diesem Befehle fügen will.

Nein, mein Herr, ich werde mich diesem Befehle nicht fügen, versetzte die junge Frau mit bestimmter Stimme.

So kommen Sie.

Du bleibst hier! rief der Alte und faßte den Arm seiner Tochter. Ziehst Du es etwa vor, hier Skandal zu machen?

Wie Sie wollen, versetzte seine Tochter, ich bin hierhergekommen, um mich zu amüsiren, nicht um eine stumme Zuschauerin zu machen.

Kommen Sie, sagte der Pascha, und führte die junge Frau fort.

Der Alte ließ sie gehen, aber er warf einen sehr häßlichen Blick auf den Pascha.

Ich verfolgte ihn genau mit meinen Augen. Er ging eine Weile nachdenkend im Saale herum, auf diese Energie seiner Tochter schien er doch nicht gefaßt gewesen zu sein, gleichwohl mußte er es für besser gefunden haben, es lieber mit seinem alten Schwiegersohne, als mit seiner Tochter zu halten. Konnte

er wissen, ob nicht der eifersüchtige Alte noch einen heimlichen Wächter bestellt hatte? Er ging endlich entschlossen durch die Zimmerreihe. Ich folgte ihm wieder. Er öffnete das Kabinet, in welches sich der Pascha und seine Tochter zurückgezogen hatten. Sie war demaskirt, die Beiden saßen wie ein verliebtes Pärchen. Der Alte sagte kein Wort und verschwand. Er hatte den Ballsaal verlassen.

Nun war es Zeit.

Wir waren, von dem Alten befreit, nun alle Drei bei einander.

Ich habe nun Alles versucht, sagte die junge Frau, mein Vater will von seiner Handlungsweise nicht ablassen, er hat es mir entschieden erklärt und sein Benehmen beweist es, daß er meinen Widerstand um jeden Preis brechen wird.

Sie haben nun keine Wahl mehr, versetzte ich, wir müssen jetzt anfangen, wo wir hätten enden sollen. Wahrscheinlich ruft Ihr Vater Ihren Alten herbei, und Ihrem Manne gegenüber können Sie Ihren Widerstand nicht fortsetzen. Wenigstens wird man Alles aufbieten, Sie von hier fortzubringen.

Entschließen wir uns rasch, sagte der Pascha, welcher von der jungen Frau ganz entzückt zu sein schien. Wir verlassen den Saal, Sie fahren mit mir nach meiner Wohnung.

Die Entfernung meines Vaters, wandte die junge Frau ein, deren Sache jetzt gänzlich verändert und die alle Zaghaftigkeit bei Seite gesetzt zu haben schien, vereinfacht unsern Plan. Ich möchte doch selbst gern die Entwickelung mit ansehen. Lassen Sie uns unsere Kleider mit einander tauschen, dann kann ich ungefährdet hier bleiben.

Aber wie leicht ist es möglich, sagte ich, daß Ihr Vater mich bemerkt und beobachtet hat, und dann ist eine Entdeckung nicht unwahrscheinlich.

Dann verlaſſen wir jetzt zuſammen den Saal, und der Knoten iſt gelöſt.

Ich ſah meinen Freund fragend an, der ganz nachdenklich daſtand.

Dem widerſetze ich mich, ſagte er endlich, überlaſſen Sie es mir, meine Damen, den Roman auszuſpielen. Ich bleibe jedenfalls hier. Sie aber, meine Damen, werde ich nach meiner Wohnung führen, woſelbſt Sie meine Zurückkunft erwarten können.

Bleiben Sie, ſo bleiben wir auch, ſagte ich, ich habe ebenfalls meine Rolle noch nicht zu Ende geſpielt und ich hoffe, daß dieſes nicht ohne Vortheil für Sie geſchehen wird.

Nun denn laſſen wir es dabei bewenden, ſagte die junge Frau, wir tauſchen mit unſern Kleidern. Mein Vater war viel zu ſehr mit mir und dem Herrn Marquis beſchäftigt, als daß er noch ein Auge für andere Perſonen haben konnte.

Sie haben recht, laſſen Sie uns keine Zeit verlieren.

Wir gingen nun in ein Ankleidezimmer, und die Metamorphoſe war bald geſchehen. Ich ſah mit einer recht behaglichen Spannung der Entwickelung dieſer Intrigue entgegen.

Es währte nicht allzulange, als der Vater der jungen Frau mit zwei andern maskirten Perſonen in den Saal trat.

Ich glaubte in dem Einen den Alten zu erkennen, wenigſtens deutete ſeine Haltung und ſein Gang auf ein hohes Alter. Der andere konnte irgend ein verkappter Poliziſt ſein, denn in Oeſterreich miſcht ſich die Polizei ſelbſt in die Familienverhältniſſe, wenn ihre Hülfe begehrt wird.

Wir drei Verſchworenen flatterten, jeder auf ſeine eigene Fauſt, im Saale herum.

Wir waren alſo drei gegen drei.

Ich könnte auch ſagen, wir waren unſerer nur drei gegen einen einzigen, und zwar einen der mächtigſten Staaten, wir

hatten es zugleich mit ſeinen übermächtigen Geſetzen zu thun, welche dem Vater und dem Gatten ſo viele und große, der Frau und dem Kinde ſo geringe dürftige und ohnmächtige Rechte geben.

Wer von uns wird aus dieſem Kampfe ſiegreich hervorgehen? dachte ich bei mir.

Nur ein wenig Geduld. Es muß ſich bald zeigen.

Die drei Herren ſuchten und fanden bald, was ſie ſuchten.

Der Paſcha und ich, wir begegneten uns und gingen Arm in Arm im Saale umher.

Bald darauf trat der Vater der jungen Frau zu uns heran und ſagte mit energiſcher Stimme:

Wenn Du Dich nicht vor aller Welt blamiren willſt, ſo folge mir ſofort. Ich habe Deinen Mann herbeigerufen und ihn bis jetzt noch zurückgehalten, mit Strenge gegen Dich aufzutreten. Siehe, dort ſteht er, Du wirſt ihn ſchon erkennen. Und Sie, mein Herr, ſetzte er, zu dem Marquis gewandt, hinzu, ich hoffe, daß Sie es nicht weiter treiben und meine Tochter vor einem beſchämenden Eclat, bei dem auch Ihre Ehre dulden würde, bewahren werden.

Ich ſagte kein Wort; ich hatte wohl Urſache dazu.

Mein Herr, ſagte der Paſcha mit der gemüthlichſten Ruhe, Sie können ſich nur ſelbſt blamiren, wenn Sie Ihr ſo höchſt unzartes Benehmen fortſetzen. Ich bin, wie Sie ſehen, ein Türke, aber ein wirklicher Türke, und zwar ein Paſcha von drei Roßſchweifen, mein Coſtüm iſt kein erborgtes. Es wird mir daher nicht ſchaden, wenn ich den hübſchen Frauen hold bin, es iſt Brauch in meinem Vaterlande, deren mehrere zu gleicher Zeit zu haben. Alſo laſſen Sie uns in Ruhe, ich werde Ihnen aber nicht böſe ſein, wenn Sie mir Ihre Tochter, in welche ich wahrhaft verliebt bin, zur Frau geben wollen.

Das iſt zu arg! rief der Alte.

Und warum iſt das zu arg, mein Herr? Iſt es nicht geſcheuter, einen jungen als einen alten Mann zum Schwiegerſohne zu haben? Wollen Sie denn durchaus das Unglück Ihrer Tochter? So laſſen Sie ihr doch wenigſtens einigen Erſatz für das Elend, in welches Sie das arme Kind verſetzt haben. —

Mein Herr, für dieſe Frechheit werden Sie mir Rede ſtehen, ſchnaubte der Alte, und Du folge mir endlich. Meine Geduld iſt zu Ende.

Er ergriff heftig meinen Arm, den ich ihm aber wieder entzog.

Gut, ſagte der Alte, Du willſt es, ſo mag es ſein.

Er entfernte ſich, und wir verließen eiligſt den Saal und zogen uns in eins der entfernteſten Gemächer zurück.

Wir bemerkten wohl, daß uns drei Herren folgten, und benutzten die kurze Zeit uns tüchtig auszulachen.

Dann nahmen wir endlich auf dem Sopha Platz und ſaßen ganz vertraulich nebeneinander.

Die Herren traten zu uns in's Zimmer, welches ſie hinter ſich vorſichtig zuſchloſſen.

Jetzt trat der Herr Ehemann in die Scene und hielt eine Anrede an mich. Es war mir unmöglich auf die Länge auszuhalten, ich erfaßte die Hand meines Freundes und wollte ihn fortführen. Aber augenblicklich donnerte mir ein dreifaches Veto entgegen und ſechs Arme packten mich zu gleicher Zeit.

Das heißt doch den Spaß zu weit treiben, rief ich endlich mit verſtellter Entrüſtung und ließ meine Maske, wie zufällig, von meinem Geſichte abgleiten.

Man denke sich die Bestürzung und Ueberraschung der beiden Alten, als sie eine fremde Physiognomie sahen.

Lachend entfernten wir uns und ließen die Verdutzten in ihrer Verlegenheit wie die Narren stehen.

Im Saale trennten wir uns augenblicklich wieder. Ich flatterte lustig und heiter wie ein Schmetterling umher, hütete mich aber wohl, mit meiner jungen Freundin zu sprechen, welche alle Schüchternheit abgelegt hatte und sich mit den Masken ganz gut zu amüsiren schien.

Bald sah ich die Alten wieder, welche im Saale herumkrochen, um ihre entflohene Gefangene aufzufinden; ich hatte noch einige Male das Vergnügen, von den Alten erfaßt zu werden, welche noch immer an eine Doppelgängerin glaubten.

Ich ergötzte mich jedesmal an seiner Verlegenheit.

Endlich schlug die Stunde der Demaskirung.

Auf diesen Augenblick schienen die Alten inbrünstig zu warten.

Aber wir fanden es inzwischen für gerathen, diese Zeit nicht abzuwarten, und ich fuhr mit meiner Freundin nach des Marquis Wohnung. Er selbst blieb im Ballsaale zurück. —

Wie diese possirliche Geschichte nun endete? —

Sie endete über alle Erwartung gut.

Als die Alten vergebens nach meiner Freundin suchten, schienen sie zu glauben, daß sie bereits nach Hause gefahren sei.

Der alte Ehemann fand es ebenfalls für gerathen, nach Hause zurückzukehren, doch hatte er dem Schwiegervater zuvor die bittersten Vorwürfe gemacht, und dabei Einiges von Entziehung der Rente fallen lassen.

Der Vater blieb zurück, denn es konnte ja auch möglich sein, daß sich seine Tochter wieder einfinden würde.

Jedenfalls, setzte er voraus, hat sie die Gelegenheit dieses fatalen Maskenballes nur zu gut benutzt, ihrem Manne untreu zu werden, und ich bin verloren.

In dieser zerknirschten und traurigen Stimmung fühlte er plötzlich eine Hand, die sich auf seine Schultern legte.

Er wandte sich um und erkannte nicht ohne Verlegenheit den Pascha von drei Roßschweifen.

Mein Herr, sagte er, ich habe eine sehr wichtige Angelegenheit mit Ihnen zu besprechen. Haben Sie die Güte mir in ein andres Zimmer zu folgen.

Erstaunt folgte ihm der Alte.

Mein Herr, fuhr der Pascha fort, als er sich mit dem Alten allein befand, Sie haben eine sehr schöne Tochter, aber leider einen sehr häßlichen Schwiegersohn. Ich bin zwar kein Pascha, aber Marquis, und ich glaube nicht zweifeln zu dürfen, daß mein Vermögen, über welches ich völlig unabhängig verfüge, dem ihres Schwiegersohns wenigstens gleichkommt. Auf jeden Fall besitze ich genug, Ihnen unbedingt die Mittel zu gewähren, deren Sie zu einem standesgemäßen, sorgenlosen Leben bedürfen. Ich mache, wie gesagt, die Gewährung einer Rente von keiner Bedingung abhängig, Sie brauchen sich durchaus nicht dem schwierigen Geschäfte zu unterziehen, eine junge, liebenswürdige und lebenslustige Dame zu bewachen, diesem Berufe würde ich ganz allein, ohne allen Nachtheil für Sie, obliegen. Uebrigens glaube ich, daß Ihre Tochter für mich die Gesinnung hegt, welche jede Disharmonie zwischen uns unmöglich machen wird, und ich bin so glücklich, noch jung genug zu sein, den Lebensanforderungen einer jungen Frau genügen zu können. Also kurz zur Sache: Wollen Sie mir Ihre Tochter geben?

Meine Tochter —? ſtammelte der Alte, welcher nicht wußte, was er zu dieſer Eröffnung ſagen ſollte.

Doch mein Freund beeilte ſich, ihm das Räthſel aufzuklären, und der Vater, welcher eine Eheſcheidung mit dem Alten für leicht hielt, gab am Ende mit Freuden zu einem Vorſchlage ſeine Einwilligung, welcher ſeine Lage ſo ſehr verbeſſerte.

Nachdem ſie nun über die Ausführung dieſes Planes das Nähere verabredet hatten, trennten ſich die beiden Männer im beſten Einvernehmen, Jeder für ſein Theil mit der Entwickelung des Romans vollkommen zufrieden.

Wir erwarteten indeſſen mit Spannung den Herrn Paſcha.

Liebe Lola, ſagte der Marquis, als er zu uns eintrat, mit einer feierlichen Stimme, die ich an ihm gar nicht gewohnt war, Sie haben es ſich ſelbſt und Ihrer Großmuth beizumeſſen, daß Sie heute um einen Liebhaber ärmer geworden ſind.

Ich werde mich leicht tröſten können, verſetzte ich, denn ich habe Sie niemals als ſolchen betrachtet. Ich hielt Sie für einen Freund, und der werden Sie mir hoffentlich auch bleiben.

Bis an's Ende aller Tage, verſetzte der junge Mann mit herzlichem Händedruck.

Nun aber die Erklärung! bat ich.

Der Marquis erzählte die Unterredung mit dem Vater meiner Freundin, welche verlegen die Augen niederſchlug. Sie war wirklich reizend. Das Pärchen ſank ſich in die Arme und küßte ſich herzlich ſatt.

Nun aber müſſen wir aufbrechen, ſagte er endlich, wir müſſen uns trennen, um uns bald auf ewig wieder zu vereinen. Ich habe Ihrem Vater verſprochen, Sie ihm ſofort zuzuführen. In dieſem Fall ſind Sie vor üblem Leumund geſichert. Man wird ſagen, Sie haben es bei Ihrem Manne, der Sie durch

grenzenlose Eifersucht tyranniſirt, nicht länger aushalten können, und Sie werden bei Ihrem Vater ſo lange bleiben, bis die Scheidung erfolgt iſt, und dann —

Und dann heirathen Sie, und mich laſſen Sie indeſſen in Gottes Namen allein nach Italien und Spanien reiſen, wandte ich ein.

Das iſt gar nicht nöthig, meine Freundin, ſagte der Marquis, bleiben Sie in Wien, bis die Sache abgemacht iſt, dann begleiten wir Sie.

Deshalb, ſagte ich, beunruhigen Sie ſich nicht, es wird mir an Begleitern nicht fehlen, wenn ich deren ſuche. Sie wiſſen ja ſelbſt, wie viele ſich mir ſchon angeboten haben. Aber ich werde allein reiſen, und mal wieder die ganze Lola ſein, frei und ungebunden. —

Ich hielt Wort und verließ bald nach dieſem kleinen Roman das ſchöne Wien.

Aber ich nahm das ſchöne Bewußtſein mit auf den Weg, das Glück einer jungen Frau befördert, ein armes Weib von doppelter Tyrannei befreit zu haben.

Ja wahrlich, wenn wir Frauen uns nur ſtets uneigennützig die Hand zur Hülfe reichen wollten, wir würden dadurch mächtig werden und ſehr viel Unglück verhindern, ſehr viel Glück hervorrufen können, aber ich wiederhole:

Wir Frauen üben gegenſeitig an uns ſelbſt die größte Tyrannei aus.

Hundertsiebenundzwanzigstes Kapitel.

Venedig.

Italiens Geschick. — Italiens Zukunft. — In Venedig. — Der St. Markusplatz. — Der Dogenpalast. — Die Seufzerbrücke. — Die Bleigefängnisse. — Die Oestreicher. — Das Arsenal. — Die Marterwerkzeuge. — Trophäen aus Constantinopel. — Byron's Haus. — In der Gondel. —

Meine Reise von Wien bis nach dem classischen Italien war voll Abwechselung und angenehmer Erlebnisse. Ich bin mit Männern zusammen gekommen, welche in der Geschichte unserer Tage eine Rolle spielen, ich habe die Städte gesehen, die ehrwürdig sind durch ihre geschichtlichen Erinnerungen, durch ihre Kunstschätze, die sie bergen, durch das Schicksal, von welchem sie in früherer Zeit und in der Gegenwart betroffen worden sind. Ich habe Rom, Venedig, Neapel und Mailand gesehen, ich habe mich in allen diesen Städten längere Zeit aufgehalten, und ich könnte einige Bände füllen mit den Anschauungen, die ich daselbst gewonnen, den Erfahrungen, welche ich daselbst gemacht, den Empfindungen, welche diese Städte und ihr Geschick in mir erweckt haben. Ich habe in Rom den Papst, der damals noch vergöttert wurde, und den Clerus kennen gelernt, ich habe das Kapitol gesehen, diesen ewigen

Thron der Weltherrschaft in der ewigen Stadt, ich habe in dem großen, steinernen Buche gelesen, welches die Weltgeschichte umfaßt, die ganze Weltgeschichte mit ihren schrecklichen Verirrungen, ihren blutigen Kämpfen, ihren erhabenen Ideen, ihren großen Geistern und kleinen Menschen. — Ich habe das Land kennen gelernt, welches gleichsam das verzogene Kind der Natur ist, welches von ihren Gaben die herrlichsten und kostbarsten erhalten hat, das Land, in welchem die Bewohner die Bedürfnisse ohne Anstrengung erhalten, das Land, welches Ansprüche darauf hat, ein wirkliches Paradies zu sein, und welches dennoch ist getaucht in Blut, heimgesucht von dem grausamsten Elend, welches nicht aufgehört hat, der Tummelplatz der Leidenschaften zu sein, in welchem keine anderen Stimmen hörbar waren, als das Donnern der Kartätschen, das Klirren der Ketten, das Anathema derjenigen, welche den Segen und den Fluch zu ihren Waffen machen.

Wenn man von einem solchen Lande erzählen will, wird man von dem tragischen Geschicke desselben übermannt, seine entsetzliche Geschichte schwebt uns wie ein Gespenst, wie ein drohender Schatten unaufhörlich vor Augen, man wagt es nicht, von Ruinen, Blut und Hochgericht umgeben, an seine profanen Erlebnisse zu denken, ja man erschrickt, wenn man an die schönen, glühend dunklen Augen der lebenslustigen Italienerinnen und Italiener denkt, welche neben und über Vulkanen schlafen, welche scherzen zwischen den zerstümmelten Meisterwerken des Alterthums, zwischen den gigantischen Trümmern einer gigantischen Vorzeit und den neuerbauten Citadellen und den Galgen der Gegenwart, auf der Lava und neben den Wogen einer revolutionären Gährung, — aber die Italiener nun sind eben Italiener, sie sind es gewohnt zu leben und zu sterben

auf Vulkanen, auf Trümmern, auf untergegangenen Städten und Welten. —

Freilich sah 1844 die Gegenwart Italiens noch nicht so trübe wie heute aus, die Bewegungen der Napoleonischen Zeit mit ihren schlimmen Nachwehen schienen ziemlich verschmerzt zu sein, aber dennoch war die Stimmung des Landes im Ganzen eine sehr düstere, freilich mehr in den obern Schichten der Gesellschaft. Ich kann hier nur wiederholen, was der große Amerikaner von diesem unglücklichen Lande gesagt hat: die Natur scheint Italien zu einem für sich bestehenden Ganzen bestimmt zu haben, es sollte ein einziges Land und Reich, kein zerstückeltes, zerrissenes sein. Seine Bevölkerung redet dieselbe Sprache, seine Grenzen umgiebt das Meer, und durch ein Bollwerk hoher Gebirge ist es von dem übrigen Europa abgeschieden, seine so beträchtliche Ausdehnung, seine alte Geschichte, seine abgeschlossene Lage, sein durchaus verschiedenes Interesse, Alles scheint auf das große Ziel einer einigen Verschmelzung seiner gewaltsam getrennten Landestheile abzuzwecken. Dieses soll auch der Plan Napoleons gewesen sein. Anstatt aber ein engverbundenes, für sich bestehendes und selbstständiges Reich zu sein, ist das Land in mehr als ein halbes Dutzend Staaten zerstückelt. Eins der größten und vielleicht das einzige Hinderniß der Vereinigung sämmtlicher italienischen Staaten in ein einziges Reich liegt in dem erblich fortgepflanzten Haß und Mißtrauen der Einwohner der einzelnen Länder gegeneinander.

Die Gesetze und Gewohnheiten der einzelnen italienischen Staaten haben so viele kleine und kleinliche Abweichungen von einander, daß die Wünsche der Patrioten hauptsächlich auf eine föderative Republik hindeuten, wie etwa die Schweiz. Früher oder später wird Italien unvermeidlich ein einzelner

Staat werden. Dies ist eine Folge, die aus den bestehenden Verhältnissen unabewendbar hervorgehen muß, obschon die Mittel wodurch dies bewirkt werden könnte, bis jetzt noch Wenigen einleuchten möchten. Als eine für sich bestehende Nation müßte Italien, welches 18 — 20 Millionen Bewohner zählt, über das mittelländische und das adriatische Meer herrschen, aber eben dieses Umstandes wegen möchte die Eifersucht Frankreichs und Englands der Vereinigung der italienischen Staaten weit mehr Hindernisse in den Weg legen, als die östreichische Uebermacht. Wenn daher auch eine föderative Republik zu Stande käme, so würde Englands und Frankreichs Tendenz darauf gerichtet sein, die einzelnen conföderirten Staaten mit einander zu entzweien und hieraus ergiebt sich schon, daß eine föderative Republik nicht das geeignete Mittel zur dauernden Consolidation Italiens sein dürfe.

Doch ich will es versuchen, einen Blick von den traurigen politischen Zuständen der Gegenwart abzukehren, und ein Paar Blätter aus dem merkwürdigen Geschichtsbuche aufschlagen. Es ist möglich, daß, wenn ich mich so vieler todter Dinge erinnere, die einst lebten und blühten, auch an mich selbst wieder gedenke, die jetzt noch lebt und liebt — aber dereinst, gleich diesen schönen vergangenen todten Dingen, ebenfalls der Vergangenheit angehören wird.

Nun, das Sterben ist an sich kein trostloser Gedanke; beerben uns doch Menschen, die gleich uns aus Fleisch und Blut bestehen, die leben, schaffen und wieder sterben, bis wir Alle, Alle in den Schooß unsers Herrn Vater Adam zurückgekehrt sein werden — und was dann unser Herr Vater mit uns und sich selbst beginnen wird?

Ja, da liegt's — muß ich mit dem großen Britten sagen.

Ich spreche zuerst von Venedig, dieser alten Dogenstadt,

dieſer dereinſtigen Beherrſcherin des Meeres, welche jetzt von Radetzky beherrſcht wird.

Ich hatte mir Venedig immer als eine Stadt ohne Straßen gedacht und war nicht wenig überraſcht, deren eine ziemliche Anzahl zu finden. Ich ſah den berühmten St. Markusplatz, welcher von großartigen Paläſten umgeben iſt, die alle ein höchſt pittoreskes Ausſehen haben. Es kam mir, als ich ſie ſo von dem Mondſchein, deſſen Wirkung mir niemals ſo zauberhaft vorgekommen iſt, beleuchtet ſah, wie verſteinerte Geiſter vor. Es ſind nur wenige von dieſen Paläſten, die nicht ſchon ein Jahrtauſend hier Wache halten. Und nun die uralte St. Markuskirche, welche dieſen Paläſten gegenüber ſteht. Es wurde mir bei ihrem Anblick ganz komiſch zu Muthe! — Der alte Dogenpalaſt kam mir wie ein Märchen aus Tauſend und Eine Nacht vor, all die ſchönen und entſetzlichen Bilder, welche ſich an dieſen Palaſt knüpfen, tauchten in meiner Erinnerung auf.

Von der Seite des Dogenpalaſtes, welche nach dem Meere ſieht, kam ich nach dem berühmten oder berüchtigten „Broglio" — berühmt und berüchtigt zugleich iſt faſt alles Merkwürdige in Venedig — einem Bogengang, durch welchen ehemals nur der hohe Adel gehen durfte. Das war doch eine ächt republikaniſche Auszeichnung. Durch dieſen Broglio gelangt man zu einer Brücke, die über einen Kanal führt. Dieſe Brücke, oder vielmehr dieſer bedeckte Gang verbindet den Palaſt mit den Gefängniſſen jenſeits des Kanals. Es iſt die berüchtigte — Seufzerbrücke. Wer kann ſie, ohne zu ſeufzen und der armen Schlachtopfer, welche darüber zum Tode ſchreiten mußten, zu gedenken, anſehen! — Von der Seufzerbrücke ſieht man nach den unter dem Waſſer ausgemauerten Gefängniſſen, welche ſich an der Seite des Waſſerthores befinden, nach einem Blick in

die finstere Tiefe richtet man das Auge gern wieder zu dem schönen Himmel Venedigs empor — aber ach — da sieht man die furchtbaren Bleidächer und wendet sich mit Grausen von diesem Platze weg.

Demungeachtet ertönte vom St. Markusplatze die schönste Musik. — Ich horchte auf. Es war keine italienische, es war deutsche Militärmusik. Es wurde mir sonderbar um's Herz. Eine klagende, elegische Musik würde in diesem Venedig besser am Platze sein. Aber was kümmern den Deutschen Venedigs Trümmer? Was kümmert ihn das Bruchstück vergangener Herrlichkeit? Was kümmert ihn Italien? Er gebietet in der alten Lagunenstadt, und während die schwarzen Gondeln wie Särge durch die Kanäle gleiten, während die Stadt ringsum von Todesstille umgeben ist, ertönt auf dem St. Markusplatz die rauschende Militärmusik der Oestreicher, welcher das Volk in bunten Gruppen zuhorcht, still, ohne Regung der Freude oder des Schmerzes.

Venedig ist in der That still und todt, nur auf dem St. Markusplatz ist Leben, hier sieht man Fremde aller Nationen, Türken, Engländer, Franzosen, Deutsche die herrliche Abendluft Venedigs genießen. Darunter erblickt man viele sinnige Physiognomien, denn wer in dieser Stadt lebt, wird von den gewichtigen Gedanken, welche sie erweckt, unwillkührlich hingerissen.

Es lag nicht in meiner Absicht, länger als einige Tage in Venedig zu verweilen, aber ein Zufall ließ mich meinen Entschluß ändern. Als mir nämlich im Gasthofe das Fremdenbuch vorgelegt wurde, bemerkte ich einen mir sehr bekannten Namen darin. Der Herr, welchem dieser Name angehörte, hatte bereits das Hotel verlassen und ein Haus auf dem St. Markusplatze bezogen. Ich sandte ihm meine Adresse und am

andern Tage besuchte er mich. Es war ein junger Russe. Er redete mir so lange zu, bis ich ihm das Versprechen gab, noch einige Tage in Venedig zu bleiben und dann in seiner Gesellschaft die Reise fortzusetzen. Dafür versprach er mir, mir das Leben in Venedig so angenehm als möglich zu machen.

Obwohl mein guter Freund sein Versprechen hielt, wurde mir dennoch die Zeit in der Dogenstadt sehr lang. Ich sah mir noch alle Merkwürdigkeiten an, namentlich das Innere des Dogenpalastes, welches seinem Aeußern entspricht. Dieser Palast birgt viele Kunstschätze, worunter sich auch einige Meisterstücke von Titian befinden. Man kann überhaupt keinen Schritt in Venedig thun, ohne an seine alte Größe erinnert zu werden. Nirgend, Rom ausgenommen, drängt sich die Vergangenheit so gewaltsam unserer Phantasie auf. Hier sind Trophäen aus Constantinopel, welche uns plötzlich daran erinnern, daß diese Stadt noch vor einigen Jahrhunderten eine christliche gewesen. Ist es nicht merkwürdig, daß man, nachdem man solche ungeheuren Anstrengungen gemacht, das asiatische Jerusalem den Türken zu entreißen, welches niemals christlich war, obgleich diese Stadt das Grab des Stifters des Christenthums birgt, eine europäische Stadt, wie Constantinopel, in die Hände der Türken fallen ließ und daß sich nicht ganz Europa wappnete, diese herrliche Stadt wieder zu gewinnen? Freilich dankte man damals Gott, daß die Türken Europa in Ruhe ließen und war sehr zufrieden, daß man einen polnischen Helden fand, welcher verhinderte, daß sogar Wien türkisch wurde.

Im Arsenal von Venedig hängen auch noch einige Fetzen der ehemaligen Größe der Lagunenstadt, alte verblichene Fahnen, die sie unter ihren alten Heldendogen erbeutet hat, man sieht aber auch noch die schrecklichen Folterwerkzeuge, die ehemals hier sehr fleißig in Anwendung gebracht wurden, denn

wo gab es eine ſchlimmere Inquiſition, als hier? Nur, nachdem man dieſe Werkzeuge geſehen hat, vermag man ſich mit dem Gedanken des gegenwärtigen Verfalls dieſer Stadt zu verſöhnen, und man ärgert ſich weniger, daß jetzt der öſtreichiſche Adler da ſeine Fittige entfaltet, wo ehemals der Löwe ſeinen Schweif hob und ſeine Mähnen ſchüttelte.

Das Haus, in welchem der ausſchweifende und geniale Byron wohnte, vergaß ich auch nicht zu ſehen. Unſer Cicerone — ich ſah alle dieſe Dinge mit meinem ruſſiſchen Freunde — erzählte uns eine Menge erbaulicher Anekdoten von ſeinen Liebesabenteuern, deren er hier unzählige gehabt haben ſoll. Aber dieſe Ciceronis wiſſen aus Allem Etwas zu machen. Dieſe Leute ſind namentlich durch die vielen hierherkommenden Engländer verwöhnt, die gar nicht müde werden, ſich von ihrem großen Byron tauſend Dinge erzählen zu laſſen, von denen neunhundertneunundneunzig erlogen ſind. Aber man befriedigt doch ihre Neugierde, und die Venetianer ſprechen ſo gerne von der Vergangenheit — es iſt Alles, was ſie haben. —

Mein Ruſſe hatte die Leidenſchaft, die Abende auf der Gondel herumzufahren. Ich leiſtete ihm jedoch nur ſelten Geſellſchaft und zog es vor, meine Zeit auf dem St. Markusplatz zu verbringen. Man fährt übrigens in dieſen Gondeln, wie in einem Wagen. Denn ſie haben Zelte, und wenn man die Vorhänge derſelben ſchließt, ſitzt man wie in ſeinem Boudoir. Gar manch verliebtes Pärchen ſchaukelt auf dieſe Weiſe, jedem neugierigen Blicke entzogen, auf den Kanälen herum. Die Liebesintriguen werden durch dieſe ſchwimmenden Boudoirs außerordentlich begünſtigt.

Nach einem 14tägigen Aufenthalt verließen wir endlich Venedig. Mein Freund Ruſſe wurde der Gondeln doch endlich überdrüſſig. Er ſehnte ſich wieder danach in einem Wa-

gen auf dem Fußboden herumzujagen und das Geräuſch der Räder zu hören. Es muß allerdings beſonders einem Petersburger ſeltſam vorkommen, in einer großen Stadt nicht eine Equipage und kein Pferd zu ſehen. —

Die Equipagen der Venetianer ſind die Gondeln, mit welchen die Reichen eben ſolchen Luxus treiben, wie er anderswo mit den Equipagen getrieben wird. So läſtig auch das Straßengeräuſch in den großen Städten werden kann, ſo wird doch auch in Venedig die Stille läſtig, welche dadurch hervorgebracht wird, daß man niemals einen Wagen rollen hört, und ich und mein Begleiter freuten uns wirklich recht ſehr, als wir einmal wieder in einem Wagen ſaßen und das ſo lang entbehrte Geräuſch wieder vernahmen.

So lebe denn wohl, du gefeſſelter venetianiſcher Löwe, du haſt einmal wieder den Kampf mit dem Adler gewagt, aber dir waren die Mähnen während deiner Gefangenſchaft nicht gewachſen, deine Kraft iſt wahrſcheinlich auf immer dahin. So ſehr du dich auch krümmen magſt unter den Krallen des Adlers, du biſt beſiegt!

Hundertachtundzwanzigstes Kapitel.

Loretto.

Die Santa Causa. — Merkwürdige Geschichte derselben. — Der Schatz der heiligen Jungfrau. — Ihre Toilette. — Sonst und Jetzt. — Ankunft in Rom. —

Kurz vor Ferrara sahen wir zum letzten Male den östreichischen Adler und ein östreichisches Zollhaus, die Stadt Ferrara gehört zum Kirchenstaat. So waren wir denn jetzt im Lande des heiligen Vaters.

Ferrara ist eine der größten Städte Italiens, aber sie ist öde und menschenleer. Das Schloß der ehemaligen Herzöge von Este sieht düster und unheimlich aus, wie ein Gefängniß. Hier wurde einst Tasso gefangen gehalten. Wir hielten uns in Ferrara nicht lange auf, denn der Aufenthalt in dieser Stadt gewährt nichts Angenehmes; es ist peinlich, in einer großen Stadt zu sein, in welcher im buchstäblichen Sinne des Wortes die Straßen mit Gras bewachsen sind.

Bedeutend kleiner als Ferrara ist die Stadt Loretto, aber dieses Städtchen sieht bei Weitem freundlicher aus und ist auch belebter. Früher soll der Menschenstrom hierher noch viel bedeutender gewesen sein, aber die Menschen waren ehe-

mals auch weit gläubiger und religiöser als jetzt. Seitdem die Welt so ganz und gar von der Ketzerei angesteckt ist, wird nichts Heiliges mehr recht geachtet, selbst die Santa Casa hat ihre Anziehungskraft verloren. So klagte nämlich unser Cicerone, welcher uns nach der Santa Casa oder dem heiligen Hause führte. Diese Santa Casa ist nichts anderes, als das Haus — Josephs. Dieses Haus, hat nur Ein Fenster, durch welches der Engel hereingekommen sein soll, die Geburt Christi zu verkünden. Es ist aus Backsteinen gebaut und von sehr ärmlichem, dürftigem Aussehen, aber kostbar ist die Umhüllung, in welche man das Häuschen hineingesetzt hat. Der marmorne Fußboden in und außerhalb des heiligen Hauses ist schon bedeutend abgenutzt. Die Pilgrimme pflegen nämlich auf den Knieen an den marmornen Wänden außerhalb und im Innern auf dem Fußboden herum zu kriechen, von diesem Rutschen haben die Wände eine Höhlung bekommen, die am besten bekundet, wie ungeheuer der Zudrang hier ehemals gewesen sein muß.

Da das Haus sich ganz in seiner ursprünglichen Einrichtung, die es zur Zeit Josephs hatte, befindet, so enthält es noch verschiedene Dinge, die sehr heilig gehalten werden. Das Muttergottesbild, welches aus Cedernholz vom Libanon geschnitzt sein soll, ist durch ein silbernes Gitterwerk von den übrigen Gegenständen abgesondert.

Diese Mutter Gottes, welcher die Kirche von Loretto gewidmet ist, hat viel Aehnlichkeit mit den Marienbildern, welche ich in Petersburg und Moskau sah. Ich glaubte zuerst, die donische Mutter Gottes zu sehen. Sie hat ein sehr gebräuntes Gesicht und sah einem barbarischen Götzenbilde bei Weitem ähnlicher, als dem Ideale, welches wir uns von der Christusmutter zu machen pflegen. —

Ich bin überzeugt, daß nicht wenige profane Menſchenkinder und namentlich Frauen die Chriſtusmutter von Loretto beneidet haben, denn wohl keine Prinzeſſin, keine Königin beſitzt eine prachtvollere Toilette, welche in einem großen Schrein bewahrt wird. Ihre Kleider beſtehen aus den koſtbarſten Stoffen und ſind mit Gold und Juwelen reich beſetzt. Ebenſo werthvoll iſt ihr Schmuck, welcher aus den ſchönſten und prachtvollſten Perlen und Armbändern beſteht. Aber hiermit iſt der Reichthum der heiligen Mutter nicht zu Ende. Sie beſitzt noch eine Menge niedlicher und werthvoller Gegenſtände, und erhält deren noch immer mehr. Denn Souveräne und reiche Privatperſonen beeifern ſich ihren Schatz zu vermehren.

Auch ſteht der heiligen Jungfrau eine ganze Spezereikammer zur Verfügung, welche wie eine Bibliothek eingerichtet iſt, mit dem Unterſchiede, daß die Repoſituren ſtatt der Bücher Büchſen enthalten, an denen ſich Stellen aus der heiligen Schrift und herrliche Zeichnungen von Raphael befinden. Jeden Sonntag und an den hohen Feſttagen wird die Jungfrau umgekleidet und geputzt, was mit großer Feierlichkeit geſchieht. Ganz Loretto iſt dann in der Kirche verſammelt, welche ſehr geräumig iſt und außer dem heiligen Hauſe, welches gerade in der Mitte der Kirche ſteht, wohl noch an zwanzig Kapellen enthält.

So reich übrigens der Schatz der Santa Caſa gegenwärtig iſt, ſoll er ehemals dennoch bei Weitem größer und koſtbarer geweſen ſein. Die Franzoſen, denen ſo viel in die Schuhe geſchoben wird, ſollen auch dieſen Schatz fortgebracht haben. Es iſt aber anzunehmen, daß andere Hände dabei thätig geweſen ſind, denn man wird den Schatz wohl nicht bis zu ihrer Ankunft da liegen gelaſſen haben. Unſer Cicerone wurde ſehr traurig, als er uns mit kläglicher Stimme von

dieſer ehemaligen Herrlichkeit der Santa Caſa erzählte. Ja, ſagte er, unſere Frau zu Loretto beſaß ehemals größere Schätze, als alle europäiſchen Könige und Königinnen. Sie konnte wohl dreimal täglich ihre Prachtgewänder wechſeln, und ihre Renten betrugen mehr als 40,000 Kronen jährlich. Er zeigte uns auch das Verzeichniß von den Schätzen, welche die heilige Jungfrau ehemals beſaß.

In der Kapelle hingen eine Menge ſilberner und goldener Lampen, welche zum Theil funfzig, achtzig und über hundert Pfund Gewicht hatten. Zur Rechten des Marienbildes ſtand ein aus maſſivem Golde gegoſſener Engel, welcher der Maria ein Herz überreichte. Die Gemahlin des Königs Jacob II. von England hatte ihn der Maria verehrt, um ſich von ihr einen Prinzen zu erbitten, den ſie dann auch wirklich erhalten hat. Auf der anderen Seite befand ſich ein ſilberner Engel. Ein ähnlicher ſilberner Engel, welcher nicht weniger als dreihundert Pfund wog, ſtand ihr gegenüber. Er hielt ein goldenes Kind von vierundzwanzig Pfund Gewicht auf ſeinen Armen.

Alle dieſe Schätze und noch unzählige andere von ungeheurem Werthe ſind jetzt verſchwunden. Wo ſie jetzt ſein mögen? — Den Franzoſen hat man ſicher nichts in die Hände fallen laſſen. Die italieniſche Geiſtlichkeit wußte ihre Schätze zu hüten. Und man konnte es ja wiſſen, daß die Franzoſen, ſobald ſie den italieniſchen Boden betraten, auch hierher kommen würden. —

Die Geſchichte von der Transportirung der Santa Caſa vom heiligen Lande nach Loretto klingt ſehr wunderbar, und es mag Jeder mit ſich ſelbſt abmachen, ob ſie glaubwürdig ſei oder nicht. Bei Gott iſt nichts unmöglich, das iſt wahr, und wer einmal an Wunder glaubt, kann auch an dieſes Wunder glauben.

Die wunderbare Geschichte ist in verschiedenen Sprachen an den Mauern der Kirche zu lesen, auch erhält man die Erzählung derselben für einen sehr geringen Preis. Dieser zufolge ist die Santa Casa wirklich das Haus, in welchem die heilige Jungfrau geboren worden ist. Es war in einer Straße zu Nazareth und wurde im Jahre 1291 von Engeln nach Trosato getragen, später kam es nach Necanati, wo sich die Bäume bei Annäherung des heiligen Hauses ehrfurchtsvoll gebückt haben sollen.

Aber die Räuber jener Gegend bedrohten die zahlreichen, frommen, zum heiligen Hause wallfahrenden Pilgrimme mit den größten Gefahren. Der Ort, an welchen es jetzt versetzt wurde, war eben nicht glücklicher gewählt, und es wurde abermals durch die Lüfte entführt und nach seinem jetzigen Platz hingetragen.

Es fehlt nicht an mannigfachen Beweisen für die Glaubwürdigkeit dieser Erzählung, und diese Beweise sind in der That sehr überzeugend — wenn sie bewiesen werden können. — In Nazareth soll nämlich das Haus wirklich plötzlich verschwunden und nur das Fundament desselben zurückgeblieben sein. Die einzelnen Bruchstücke am Fundamente passen genau in die des Hauses. Auch das Baumaterial, das Raumverhältniß soll genau dasselbe sein, u. s. w.

Wir ließen uns dies Alles gesagt sein und glaubten daran, was uns glaubwürdig schien, d. h. — Nichts.

Nachdem wir eine Nacht in Loretto zugebracht hatten, machten wir uns wieder auf und setzten unsere Reise nach der ewigen Stadt fast ohne Aufenthalt fort. Die Städte, welche wir passirten, Vicenta, Macerata, Tolentino, Spoleto, Terni und Narei boten nichts besonders Bemerkungswerthes dar. Freilich läßt sich von jeder dieser Städte etwas erzählen, denn

es giebt ja in Italien faſt keinen Flecken, an welchen ſich nicht irgend ein hiſtoriſches Intereſſe knüpfte.

Aber auf das höchſte erregt und bewegt wurde ich, als ich endlich die alte, für die Welt ſo verhängnißvolle Siebenhügelſtadt vor mir ſah. Je näher wir dieſer Stadt kamen, je mehr häuften ſich die alten, hiſtoriſchen Monumente, die vor ihr her ausgeſtreut ſind. Ich wurde von dieſer Unzahl großartiger Gegenſtände überwältigt, und ein heiliger Schauer durchrieſelte mich, als ich durch die Porta del Popolo in die claſſiſchſte Stadt des Erdbodens einfuhr.

Welch ein Contraſt der Vergangenheit und der Gegenwart, des Lebens und der Ruinen, der Zerſtörung und des Schaffens, der Einöde und des Paradieſes, der Campagne und Rom!

Hundertneunundzwanzigſtes Kapitel.

Rom.

Der Faſching. — Theater. — Maskerade. — Confettigeſchütz. — Mocheletti. — Der Corſo. — Das Wettrennen. — Nach dem Faſching. — Feierliche Ceremonien.

Wenn man, wie ich in Rom, gerade während der Faſchingszeit ankömmt, dann vergißt man einen Augenblick, daß man in einer Stadt iſt, die eigentlich nur der Schatten desjenigen Rom iſt, welches vor 2000 Jahren die Weltherrſcherinn war. Man vergißt es, daß man ſich in einer Stadt bewegt, die auf dem Trümmern und zwiſchen den Trümmern und dem Schutte einer andern ſteht, man vergißt es, daß man ſich unter einem Volke bewegt, welches der Erinnerung und ſeiner großen Vergangenheit gehört, welches zwar der Erbe, aber nicht der Nachkömmling jenes Volkes iſt, welches den Erdball erzittern machte, und zu deſſen Untergange die größte aller Völkerrevolutionen, die Völkerwanderung eintreten mußte.

Man verliert ſonach einen Augenblick den Sinn für das geweſene Rom, das es doch hauptſächlich iſt, was wir in Rom ſuchen, und lebt ganz und gar mit der Gegenwart und in der Gegenwart. Man wirft ſich in das belebte tolle Gewühl, und die große Glocke, welche den Anfang des Faſchings ver-

kündet, wirkt auf uns so elektrisch, als vernähme man die Posaune zur Auferstehung. In der That scheint das ernste düstere Rom bei diesem Klange wie aus langem Schlummer zu erwachen, es rüttelt sich aus seinen Träumereien auf und wird einmal wieder Rom, wenn auch nicht das alte, so doch immer das einzige, ewige Rom.

Plötzlich läßt die geistliche Strenge nach, mit welcher der Papst regiert, die Vergnügungen kommen auf die Tagesordnung, die Schauspielhäuser öffnen sich, die Ballette, die Opern finden statt, die Masken durchschwärmen die Straßen und die Ballsäle.

Alle öffentlichen Maskeraden werden nur in den Theatern gehalten, und es gewährt kein kleines Vergnügen, sich unter diesen Masken zu bewegen. Man sieht Charactermasken aller Art, aber der Domino für die ernsthaften Leute, welche nur beobachten wollen, und der Arlecchino für die Leute, die gern lachen und Andere lachen machen wollen, sind ziemlich vorherrschend, vor Allem aber sind die drolligen Einfälle und Launen belustigend, welchen sich die Italiener und die lebenslustigen Fremden in dieser Zeit privilegirter Ausgelassenheit mit ganzer Seele hingeben. Die verschiedenen Scenerien auf den Straßen übertreffen alle Einbildung und Vorstellung, welche man sich vom römischen Carneval, ohne ihn gesehen zu haben, machen kann. Glaubt man doch manchmal nur zu träumen, selbst wenn man mitten darin ist. Da sieht man die hohen Herrschaften maskirt in ihren Karossen herumfahren. Die darin sitzen, sind maskirt, die Bedienten sind maskirt, der Kutscher auf dem Bocke ist maskirt, nicht selten sind sogar die Pferde maskirt. Nur zu dieser Zeit erkennt man, welche Laune, welcher Geist in diesen sonst so trüben, ernsten Italienern sprudelt. — Dieses tolle Gewühle wird noch besonders durch die

Sitte beluſtigend, ſich gegenſeitig zu ſchießen mit — Confetti. Früher ſchoß man ſich mit Erbſen, jedenfalls iſt die gegenwärtige Sitte vorzuziehen. Beſonders bunt ſieht es auf dem Corſo aus, wo ſich alles Leben concentrirt, die Fenſter ſind daſelbſt dicht beſetzt von Zuſchauerinnen, man ſieht die herrlichſten Frauengeſtalten, welche Bekannten die zierlichſten Kußhändchen zuwerfen, ja ſich nicht ſelten gegenſeitig mit Confettiwürfen begrüßen.

Die ſogenannten Pferderennen unterbrechen dieſe Luſtbarkeit. Die Pferde werden dann ohne Reiter durch das dichte Volksgewühl, welches dann plötzlich eine Gaſſe macht, getrieben. Aber es werden ihnen lederne Riemen am Rückengeſchirr unter dem Gurt und dem Schwanzriemen feſtgeſchnallt. Dieſe Riemen ſind mit kurzen Eiſenſtacheln verſehen, welche die Sporen erſetzen, denn ſie ſtacheln die Pferde genugſam an, wenn ſie ſolche während des Laufs berühren.

Es ſind gewöhnlich nur hohe und fürſtliche Perſonen, welche dieſes Wettrennen veranſtalten. Sie laſſen ihre Pferde zu dieſem Zweck beſonders abrichten und gebrauchen ſie nur an dieſen Tagen. Ehemals beſtand der Preis für das gewinnende Pferd in einem Stück Brocat, von zwanzig bis dreißig Ducaten an Werth, welches die Juden liefern mußten. Man trug es dann auf einer Stange unter Trompetenſchall durch den Corſo, und der Gewinner gab es ſeinen Stallbedienten preis. Ich entſinne mich in dieſem Augenblicke nicht, wie es jetzt damit gehalten wird, ich glaube daß der Preis einfach in einer gewiſſen mäßigen Geldſumme ausgezahlt wird.

Beſonders ergötzlich iſt das Schauſpiel, mit welchem der Faſching beſchließt.

Sobald nämlich die Sonne untergegangen iſt, ſo nimmt Jedermann ein Windlicht oder wohl auch zwei, welche aus

Wachskerzen oder Pechfackeln bestehen. Die Belustigung, welche Mocoletti genannt wird, besteht nun darin, daß Jeder danach trachtet, seinem Nebenmanne oder dem ihm Begegnenden sein Licht auszublasen, während er seine eigene Kerze oder Fackel vor dem Auslöschen zu hüten sucht. Hieraus entstehen die drolligsten Neckereien, die oft sehr weit getrieben werden. Ich sah gewöhnliche Masken auf den Wagen fürstlicher Personen hinaufspringen und ihnen die Fackeln auslöschen, welche man wieder rasch anzuzünden suchte, denn brennend müssen die Lichter stets erhalten werden, das ist Ehrensache für Jedermann. Selbst von Balkonen herab führen die Schönen ihre Attentate gegen die vorüberhuschenden Fackeln- und Kerzenträger aus. Man gießt Wasser, Wein und andere Substanzen über die Flammen aus und trachtet sie auf diese Weise auszulöschen. Die Fußgänger bewaffnen sich mit Lichtknechten, die an langen Stöcken befestigt sind und welche sie mit eben solcher Kunstfertigkeit zu schwingen verstehen, wie der Beduine seine Schlinge, der Wallfischfänger seine Harpune. Nicht selten sah ich junge Leute triumphirend dieses Manöver ausführen, während ihren Fackeln von andern Fußgängern, die hinter ihnen gingen, dasselbe Schicksal bereitet wurde. Oft werden die Leute von zwei Seiten zugleich angegriffen, doch geschieht gegen die Fronte nur ein Scheinangriff, um der Flamme von der andern Seite desto sicherer beizukommen, kurz es werden unzählige Neckereien mit diesem unschuldigen Spiele verbunden, welches zwar kindisch erscheint, aber doch, wenn man ihm eine Weile zuschaut, etwas recht Gemüthliches hat, dem Unterhaltung und Interesse nicht abzusprechen ist. Auf den rauschenden, lärmenden Carneval folgt die Fastenzeit. Wie durch einen Zauberschlag scheint die eben noch so belebte wogende Stadt sich in den Schlaf zu senken. Dann folgen den Schnurren und

Possen, die bis jetzt ihren tollen Spuk getrieben haben, die geistvollen, grundlosen Ceremonien, die uns erst jetzt daran erinnern daß wir uns in einem Kirchenstaate, im Mittelpunkte der christlichen, freilich jetzt nur der christkatholischen Welt befinden.

Der Palmsonntag wird besonders feierlich begangen. Der Papst theilt in der sixtinischen Kapelle die Palmen aus. — Die Kardinäle sitzen zur Rechten des Altars, die Diaconi zur Linken und die sogenannten Schleppenträger sitzen zu ihren Füßen. Sobald die Ceremonie beginnt, vertauschen die Kardinäle ihre langen, violetten Röcke und ihre kurzen Hermelinmäntel mit ihren reichen Meßgewändern, ihre Köpfe bedecken sie mit Mützen, welche aus silbernem Rohr bestehen. Der Papst reicht ihnen nun die Palmen dar, welche sie später ihren Schleppenträgern geben. Befinden sich Fremde von Distinction gegenwärtig, so erhalten diese Oelzweige, an welche ausgetrocknete Palmenblätter kreuzweise gebunden sind und welche man Crocetti nennt. Diese Fremden müssen dabei ihren Hut und Degen ablegen, auf halbem Wege eine Verbeugung machen, auf eine niedere Stufe des Thrones knieen und den auf einer höhere Stufe stehenden rechten Fuß oder Pantoffel des Papstes küssen. Dann empfangen sie den Oelzweig. Mit diesen Palmen und Oelzweigen geht nun die ganze Versammlung in dem großen Saale des päpstlichen Palastes in Prozession herum und kehrt dann wieder in die Kapelle zurück, woselbst die Kardinäle ihre Meßgewänder ablegen und ihre erste Kleidung wieder anziehen. So wohnen sie der Messe bei. Während der Messe räuchert ein Geistlicher vor Decan der Kardinäle dreimal, die andern zweimal. Ist die Messe zu Ende, so umarmen sich die Kardinäle und geben sich den Friedenskuß.

Noch feierlicher geht es am großen Donnerstage zu. Auf

diesem Tage hält der Papst oder der Kardinalbecanus das Hochamt in der Peterskirche ab. Sämmtliche Kardinäle sind dabei anwesend und sitzen wie bei der Austheilung der Palmen. Die Prinzen stehen zu beiden Seiten des Thrones. Nach abgehaltener Messe geht die ganze Prozession in die paulinische Kapelle des Vatikans, wo vom Kardinaldecan das heilige Sacrament ausgestellt wird. Hierauf begiebt sich der Papst nach dem Balkon über dem Eingang der Peterskirche und ertheilt öffentlich vor dem versammelten Volke der ganzen katholischen Christenheit den Segen, zugleich fallen alle Anwesenden auf die Kniee, die Kanonen werden gelöst, die Truppen defiliren mit klingendem Spiel vor dem Papste und geben eine Salve, und zu gleicher Zeit ertönt das Glockengeläut von sämmtlichen Thürmen der Stadt.

Man kann sich keinen Begriff von der Feierlichkeit dieser Scene machen, und es haben mir selbst Protestanten, die sich zu den Freigeistern zählen, eingestanden, daß sie von dem Eindruck, welchen sie auf ihr Gemüth hervorgebracht hat, ganz übermannt worden sind.

Ehemals, da die katholische Religion noch die Herrschaft über alle Gemüther und Seelen hatte, muß diese Scene noch ergreifender gewesen sein. Denn ein Kardinal las die Bulle Coena Domini ab, zerriß sie dann und warf sie nebst den ausgelöschten Kerzen auf die Straße hinab, zugleich that der Papst alle Ketzer in den Bann. Das Verlesen der Bulle ist aber seit dem Jahre 1770 abgeschafft worden.

Hat der Papst den allgemeinen Segen ertheilt, dann wäscht er selbst oder der Kardinaldecan zwölf armen, gewöhnlich fremden Priestern, welche nach Rom gepilgert sind, im Saale des Vaticans die Füße. Ein Jeder erhält zu dieser Ceremonie ein Priestergewand, ein Chorhemde und eine goldene und silberne

Münze. Dann werden sie gespeist und die Kardinäle tragen ihnen das Essen auf. Was sie nicht verzehren, nehmen sie mit weg. Hierauf setzen sich die Kardinäle selbst an die Tafel und nehmen ein Desert von Zuckerwerk und eingemachten Früchten ein. —

Es versteht sich von selbst, daß sich am Charfreitag die Feierlichkeiten noch mehr steigern. Wie am Tage zuvor wird in der sixtinischen Kapelle ein Hochamt gehalten, und die Kardinäle speisen hierauf wieder öffentlich. Sie sitzen der Reihe nach an der Wand, wie die Mönche in den Speisesesälen der Klöster zu sitzen pflegen. Nach Tisch wird das Miserere gesungen. Dann begeben sich die Kardinäle nach der Peterskirche und knieen in einem Zirkel nieder. Einer der Domherren hält ihnen dann drei Reliquien, die Lanze, das Schweißtuch und ein Stück vom Kreuze Christi vor und ertheilt ihnen den Segen. Früher folgten dann die Prozessionen von bußfertigen Sündern, welche aber, so viel ich weiß, jetzt nicht mehr stattfinden.

Von fünf Uhr Nachmittags bis Abends sitzt der Kardinalpönitentiarius auf einem fünf Stufen erhöheten hölzernen Throne, welcher jedoch, um vor dem Zudrange des Volkes geschützt zu sein, mit einem Geländer umgeben ist. Dies heißt das Tribunal der Pönitenz. Der Kardinal hört auf seinem Thron nämlich Beichte und berührt während der Zeit der Beichte Jeden mit einem langen Stecken. Durch diese Berührung erlangen die Beichtenden auf hundert Tage Indulgenz.

Am ersten Ostertage ertheilt der Papst abermals vom Balcon der Peterskirche herab seinen Segen. Er trägt die päpstliche Krone und sitzt auf einem Throne. Nach Verlesung einiger Gebete erhebt sich der Papst und ertheilt unter dem Donner der Kanonen seinen Segen. Ein Kardinal wirft Indulgenzzettel unter das Volk, und dann begiebt sich der Papst

nach seinem Palaste zurück, woselbst den angesehenen Fremden ein Frühstück gegeben wird. Am Abend dieses Tages ist der Corso von den glänzendsten Equipagen belebt, die ganze Stadt ist dann gewissermaßen in Galla.

Was das Malerische dieser feierlichen Tage noch besonders hebt, das ist der Zufluß von den vielen Pilgrimmen, welche sich zu dieser Zeit in Rom einfinden. Die Straßen und Kirchen sind stets von ihnen angefüllt. — Die meisten von ihnen tragen einen Kittel, kurzen Mantel und Hut von schwarzer Wachsleinwand. Ueber den Schultern hängt ihnen ein kleiner Almosenkasten und ein Krug. In der Hand haben sie einen langen Stab.

Es ist aber auch wahrlich eine mühselige Reise werth, an diesen Tagen Rom und namentlich die Peterskirche zu sehen. Die hundert silbernen Kerzen, welche sonst beständig bei dem Grabe des Apostels Petrus brennen, sind zwar an diesen Tagen ausgelöscht, dafür aber wird vor dem Baldachin des Altars ein Kreuz von zwanzig Fuß Höhe emporgerichtet und mit mehreren hundert Lampen erleuchtet. — Der Anblick der Kirche ist dann wahrhaft majestätisch.

Ueberhaupt übertrifft die Illumination des Doms Alles, was ich bisher der Art gesehen habe. Der große, ungeheure Dom war ganz und gar von Lampen erleuchtet. — Diese Lampen waren so angebracht, daß alle Hauptzüge desselben, so wie der Façade, der Kirche und der Collonaden hervortraten. Bewundernswerth aber ist die Schnelligkeit, mit welcher diese Unzahl von Lampen angezündet wurden. Es schien die Sache eines Moments zu sein, Flamme reihte sich im Nu an Flamme, und wie durch Zauberschlag tritt das riesige Gebäude aus seiner

Finsterniß hervor und schreint von einem Lichtmeer umwogt zu werden.

Eben so prachtvoll sind die Feuerwerke auf der Engelsburg, man glaubt wirklich an diesem Tage in einem Feenreiche zu leben, und es erschien mir gar nicht auffällig, daß ich an diesem Tage selbst Religionsspötter und Freigeister mit Achtung von den Ceremonien der katholischen Kirche sprechen hörte, welche sich in solcher Majestät den Augen der Gläubigen darstelle.

So viel ist gewiß, dieser Tag hat schon manchen Freigeist bekehrt, manchen Spötter verstummen, manchen Protestanten beschämt gemacht.

Wenn ich es unterlasse, noch andere Dinge von Rom zu berichten, so geschieht es aus dem Grund, — weil ich mehr im neuen, als im alten Rom gelebt habe. Wenn es mich auch nicht wenig interessirte, wo der beredte Cicero gewohnt, wo der Felsen war, von welchem man die Staatsverbrecher hinabgestürzt, wo ein Nero und ein Caligula gehaust, wo, mit einem Wort, die Spuren der verfallenen Größe des Römerreichs sich noch heute vorfinden, so interessirte mich doch das Leben zwischen und auf den Ruinen nicht weniger, als das todte Nachsinnen unter den Ruinen. Ich wollte in Rom leben und genießen und ich habe in keiner Stadt so viel interessante Abenteuer erlebt, als in der classischen Roma. Aber ich übergehe sie, denn ich kann nur mit dem tiefsten Schmerz und Bedauern an eine Zeit denken, in welcher ich so viele glückliche Menschen kennen lernte, die heute, nach kaum sechs Jahren, entweder zu den Todten oder zu den Unglücklichen oder — zu den Betrogenen gehören. Ich habe aber auch einige Mitglieder der Familie kennen gelernt, auf welcher noch jetzt der Glanz eines großen Namens ruht, welche, zum zweiten Male

berufen scheint, Frankreich von dem Abgrunde der nimmer rastenden Revolution zu retten — ich meine die Familie Bonaparte. In Bezug auf die Mitglieder dieser berühmten Familie, welche einst die erste Rolle in der Welt spielte und noch jetzt durch ihre Verschwägerungen den ersten Familien Europa's angehört, kann ich dem vollkommen beistimmen, was der große Amerikaner, der so eben seine Augen geschlossen, bei verschiedenen Gelegenheiten gesagt und geschrieben hat.

Sehr viele Mitglieder der bonapartischen Familie leben in Italien, namentlich in Rom und Florenz. Der Graf von Saint Leu ist einer der schönsten Männer seines Alters, doch liegt das Einnehmende seines Aeußern mehr noch in der Liebenswürdigkeit, die sich in seinen Zügen ausdrückt, als in diesen Zügen selbst, wie wohl es ihnen nicht an edeln und regelmäßigen Umrissen fehlt. Ich erinnere mich kaum eines mehr Vertrauen und Zuneigung einflößenden Angesichts, und so ruhig und würdevoll sein Benehmen ist, so herzlich und anspruchslos ist er im Umgange. Fast sollte man ihn für größer als seinen Bruder Napoleon halten, doch er ist kaum von mittler Größe und sein körperliches Ansehen ist dabei gedrungen und eckig.

Der Graf von Survilliers ist klein von Wuchs und hat Anlage zur Fettleibigkeit, dabei ist er zwar ein recht hübscher Mann von vorzüglich einnehmenden Zügen, doch ist er keineswegs so liebenswürdig wie sein Bruder. Der Prinz von Canino nämlich, Lucian, ist größer als sein Bruder, dabei von schmächtigem Wuchs und hat eine entschieden italienische Physiognomie, welche Schlauheit, Raschheit und Lebhaftigkeit auszeichnet. Der Prinz von Montfort, nämlich Jerome, ist kurz und schmächtig gebaut und ähnelt seinem Bruder Lucian mehr als alle übrigen. Er soll am meisten im Ausdruck seiner Gesichts-

züge seinem Bruder Napoleon ähnlich sein; meines Dafürhaltens aber, wenn ich nach Brustbildern und andern Nachbildungen urtheilen darf, hat Louis noch am Meisten von den edeln Umrissen des kaiserlichen Antlitzes. So weit ich die einzelnen Familien-Mitglieder kennen lernte, kann ich sie sämmtlich nicht anders als für talentvolle und wohlunterrichtete Männer halten. Der Graf von Saint Leu macht in Florenz ein stattliches Haus, er besitzt eine schöne Villa und sein Palast in der Stadt ist ganz seinem jetzigen Range und seinen früheren Verhältnissen angemessen. Seine Umgebung nannte ihn sogar: Ew. Majestät, und noch immer ist in seinem Verkehr mit anderen einiger Ueberrest von königlicher Etiquette nicht ganz zu verkennen.

Der Exkönig Joseph nahm den Titel eines Grafen von Survielliers an, nach einem kleinen Dörfchen auf dem Gute Monfontaine, welches vormals sein Eigenthum war. Louis nannte sich ebenfalls nach einem früher besessenen Landgute Graf von Saint Leu. Seine Gattin Hortensia ward Herzogin von Saint Leu genannt, während er selbst den Titel eines Grafen beibehielt. Lucian ist durch den Papst zum Prinzen von Canino gemacht worden, und auf dieselbe Weise erhielt sein ältester Sohn Carl den Titel eines Prinzen von Musignano. Jerôme wurde von seinem Schwager, dem Könige von Baiern, zum Prinzen von Montfort erhoben. Joseph hat keinen Sohn, aber zwei Töchter, nämlich die Fürstin von Musignano und die Prinzessin Charlotte, die Wittwe ihres Vetters Napoleon, des ältesten Sohnes von Louis. Lucian hat mehrere Kinder von verschiedenen Frauen. Jerôme hat ebenfalls mehrere Kinder, eins von Mrs. Patterson und die übrigen von der Prinzessin von Würtemberg. Die ganze Familie ist durch vorzügliche Gaben ausgezeichnet.

Die Mutter Napoleons, oder, wie ſie genannt wurde, Madame Mère, war eine ſchmächtige und magere alte Dame und außer ihren herrlichen ſchwarzen Augen hatte ſie nur wenige Ueberreſte ehemaliger Schönheit. Sie mag vielleicht mannigfache, weibliche Talente beſeſſen haben, in ihrem Umgange war ſie ungemein einfach. Sie hatte in ihren beſondern und außerordentlichen Lebensverhältniſſen viel Energie und Thatkraft bezeigt, doch mag das ihr zugewandte Lob vielfach übertrieben worden ſein. Sie beſaß ein Bruſtbild ihres Mannes, welches durchaus bonapartiſche Züge hat, aber kein einziger ihrer Söhne war ihr wirklich ähnlich. In jedem andern Verhältniſſe wäre ſie vorzüglich geeignet geweſen, eine achtungswerthe Dame vom Lande vorzuſtellen, — wie etwa eine Frau, die ſo ſpät in die große Welt eintritt, daß ſie ſich nicht mehr in die Gebräuche und in das Benehmen zu finden vermag. Ihr Franzöſiſch war ein italieniſches, und ihr Italieniſch nichts weniger als gut. Sie war ſtill, einfach, anſpruchslos — eine ſchlichte Frau.

Charakteriſtiſch iſt die Anekdote, welche man mir von dem Prinzen Napoleon Bonaparte, dem älteſten Sohne des Grafen von Saint Leu erzählte.

Als Ludwig nemlich dem holländiſchen Königsthron entſagte geſchah dies zu Gunſten dieſes Prinzen, welcher demnach die wenigen Tage, welche die Abreiſe ſeines Vaters und die Einverleibung Hollands mit Frankreich wegnahm, Titularkönig war. Obgleich er nur noch ein kleiner Knabe war, ſo wurde er doch genöthigt mehre Glückwunſchsreden zu ſeiner Thronbeſteigung anzuhören, das Einzige, wodurch ſich ſeine kurze Regierung auszeichnete. So wurde er auch eines Morgens aufgefordert, eine Deputation zu empfangen, als er im Begriff war, ſich über einiges Zuckerwerk herzumachen, auf welches er ſehr begierig war und welches ihm vortrefflich gut

schmeckte. Während nun der Redner der Deputation Vieles von den Tugenden des vom Schauplatz abgetretenen Königs sprach, wirkte der Gedanke an seine Entbehrung, d. h. an die Entbehrung des Zuckerwerks, an dessen gänzlicher Verzehrung der Prinz durch die Deputation behindert wurde, so mächtig auf diesen ein, daß er in Thränen ausbrach. Sämmtliche Höflinge überboten sich nun in Ausrufungen des Entzückens über das vortreffliche Gemüth des Prinzen, während dieser nichts anderes erwartete, als einen Verweis wegen seines kindischen Benehmens.

Wie oft mögen diese Höflinge den Fürsten und Prinzen etwas zu lachen geben, wie oft mögen solche Maskeraden gespielt werden! —

Hundertdreißigstes Kapitel.

Neapel.

Capua. — Ankunft in Neapel. — Der Golf. — Neapels Geschichte. — Straßen- und Volksleben. — Die Lazzaroni.

Nach einem Aufenthalt von vier Wochen verließ ich Rom, um mich nach Neapel zu begeben. Ich kam bei den berüchtigten pontinischen Sümpfen vorbei und machte einen kleinen Abweg, um das berüchtigte Capua kennen zu lernen. Das alte Capua ist es aber nicht mehr, denn es ist gänzlich zerstört worden, das neue Capua liegt am Volturno, zehn Meilen von der See, in nur geringer Entfernung von dem alten. — Das heutige Capua zählt ungefähr fünftausend Einwohner. Die Gegend um die Stadt gehört zu den fruchtbarsten und schönsten Länderstrecken Italiens, und es ist demnach erklärlich, daß dieses Capua divus, wie es die Römer nannten, Hannibal'n Helden verweichlichte und ihn selbst, den grimmigen Hasser Roms, in seine üppige Umarmung zog, wodurch Rom gerettet wurde.

Hannibal zog die Einwohner durch das Versprechen, ihre Stadt zur Hauptstadt Italiens zu machen, auf seine Seite, die Römer rächten sich aber, machten fast alle Einwohner zu Sklaven und ließen die Hälfte der Stadt hinrichten. Einsetzen

der König der Vandalen, verwüstete später die Stadt dergestalt, daß von ihr nichts als der Name übrig blieb, welchen die neue Stadt, die aus den Trümmern der alten entstand, behielt. Die Stadt selbst gewährt übrigens jetzt einen sehr traurigen Anblick. Sie sieht sehr armselig aus, hat holprige, krumme Gassen und unansehnliche Häuser — kurz, dieses alte, verrufene, üppige und wollüstige Capua — sieht jetzt wie eine ergraute Kokette aus, nichts erinnert mehr an den Freudentaumel, den man in ihren Mauern genoß.

Neapel ist sicher eine der merkwürdigsten Städte Italiens. Es giebt nicht leicht eine Stadt, welche so wechselreiche Schicksale durchlebt hat, und ich will ihre Geschichte in Kürze mittheilen, da Neapel jetzt wieder die Augen der ganzen Welt auf sich zieht.

Neapel galt schon zu den Zeiten der Römer für einen der reizendsten Plätze, und die reichen Römer wählten die Küste dieser Stadt zu ihren Sommervergnügungen. Hannibal versuchte vergebens diese Stadt zu bezwingen, die Einwohner leisteten den Römern Beistand und wurden bis unter den Kaisern als deren Bundesgenossen geachtet, dann aber in eine römische Kolonie verwandelt. Die Stadt behielt ihre griechische Sprache, Sitten und Gebräuche.

Genserich zerstörte die Gegend um Neapel, die Stadt aber blieb verschont. Endlich aber mußte sie sich doch den Gothen unterwerfen. Belisar wollte sie einnehmen, die Einwohner aber wehrten sich hartnäckig, bis sie mit stürmender Hand erobert und beinahe ruinirt ward. Sie erholte sich bald, mußte aber von Attila eine neue Belagerung ausstehen, diesem nahm sie der General Narses weg, und sie blieb eine geraume Zeit unter dem Schutz der orientalischen Kaiser, hatte aber eigene Herzöge und genoß einen ziemlichen Grad der Unabhängigkeit. Im neunten Jahrhundert verheerten die Sarazenen die ganze Ge-

gend, verschonten aber Neapel, weil die Herzöge einen Bund mit ihnen gemacht hatten.

In den folgenden Zeiten waren im Neapolitanischen zwischen den Städten und den kleinen Regenten beständige Unruhen, bis einige derselben die vom heiligen Lande zurückkehrenden Normannen zu Hülfe riefen, denen das Land so wohl gefiel, daß sie zwar die Sarazenen und Lombarden hinausjagten, aber sich selbst darin festsetzten und ein eigenes Reich errichteten. Die normännischen Grafen griffen immer weiter um sich, bis Papst Urban II. den Grafen Roger II. nebst seinen Nachkommen zu gebornen Legaten von Sicilien ernannte. Roger bemächtigte sich nach und nach aller Theile, welche jetzt das Königreich beider Sicilien ausmachen, nahm 1130 den königlichen Titel an und empfing vom Papste die Belehnung. Nach Wilhelms III. Tode war Constantia, Kaiser Heinrichs VI. Gemahlin, die rechtmäßige Erbin dieser Reiche, welche sie ihrem Sohne, dem Kaiser Friedrich II., testamentarisch vermachte. Nach dessen Sohn, Kaiser Conrads IV. Tode bemächtigte sich des letztern natürlicher Sohn, Manfred, des Reichs, allein die Päpste, welche dem schwäbischen Hause nicht wohl wollten, lockten den Grafen Carl von Anjou nach Neapel und boten ihm die Krone an. Manfred blieb in einer Schlacht und der junge Conradin, ein Sohn Conrads IV., welchen die Neapolitaner als rechtmäßigen Erben zu Hülfe riefen, ward gefangen, und der Graf Carl ließ ihm auf offnen Markte den Kopf abschlagen.

Carl nahm darauf sein Reich vom Papste zum Lehen, und seit der Zeit bezahlten die Könige alljährlich am Petrustage demselben einen weißen Zelter nebst einem Beutel mit siebentausend Dukaten. Dieses Geschenk hat sich bis zur neuesten Zeit erhalten, ist aber, so viel wie ich weiß, gegenwärtig abgekommen.

Carl verließ indeß Sicilien bald wieder, denn die Ein-

wohner verschworen sich am dritten Ostertage, wenn man zur Vesper lauten würde, alle Franzosen umzubringen. Diese entsetzliche Verschwörung, die nur in der Bartholomäusnacht ihres Gleichen findet, wurde auch wirklich ausgeführt, und die Sicilianer unterwarfen sich nun dem Könige Peter von Aragonien. König Carl's Nachkommen behaupteten aber den Thron von Neapel, bis die Königin Johanna den Ludwig von Anjou, Bruder Carl's V. von Frankreich, zum Erben einsetzte. Aber Papst Urban VI. krönte den Herzog Carl von Durazzo zum Könige, welcher die Königin Johanna erstickeln ließ. Sein Sohn Ladislaus, der von seinem Vater auch das Königreich Ungarn geerbt hatte, überließ Neapel seiner Schwester Johanna II., welche das Reich dem Könige Alphonsus von Aragonien und Sicilien vermachte. Es wurden also jetzt Neapel und Aragonien wieder vereinigt. Dem letzten Könige des aragonischen Stammes nahm es Ferdinand Katholicus, König von Spanien und Ludwig VII., welcher die Rechte des Hauses Anjou gültig machen wollte, ab. Die Theilung war von kurzer Dauer, weil ersterer ein näheres Recht als Sohn Johanns II. von Aragonien zu haben behauptete und die Franzosen zum Lande hinausjagte.

Von da an blieb Neapel über hundert Jahre bei Spanien und zwar bis zum Anfange des Successionskrieges. Die Spanier ließen es durch Statthalter regieren und drückten das Volk zum Theil durch unbillige Auflagen. Einer derselben, der Herzog von Arcos, legte eine Abgabe auf die Baumfrüchte, worüber im Jahre 1647 ein großer Tumult entstand, bei welchem sich der berühmte Fischer Masaniello besonders hervorthat. Nachdem dieser achtzehn Tage mit einer unumschränkten Gewalt regiert hatte, sich durch sein heuriges und grausames Betragen bei dem Volke verhaßt gemacht und viele Leichen

von Wahnwitz gegeben hatte, ward er im Karmeliterkloster erschossen. Heinrich von Lothringen, Herzog von Gauche, machte nun den Versuch sich Neapels zu bemächtigen, er ward aber gefangen genommen und nach Spanien abgeführt.

Im Successionskriege nahm König Philipp V. von Anjou Besitz von Neapel, ward aber im Jahre 1707 durch die kaiser-Armee verjagt, und es verblieb nun im Frieden zu Baden 1714 bei dem Hause Oestreich, bis sich die Spanier im Jahre 1736 abermals beider Reiche bemächtigten. Neapel hatte von nun an eigene Regenten und sein Schicksal bis auf die kurze Periode der Muratschen Herrschaft nichts Außerordentliches mehr. Ich glaube aber, daß dieser kurze Abriß der Geschichte Neapels es zur Genüge darthut, daß nicht leicht eine Stadt blutigere Scenen und schlimmere Wechselfälle durchlebt hat, als dieses Neapel. —

Und dieses Neapel ist trotz Allem noch heute so wunderschön und prachtvoll wie ehemals, noch heute ist es ein wahres Paradies zu nennen, ja, was mich betrifft, ziehe ich den Aufenthalt in Neapel dem Leben in Rom bei Weitem vor. Die Stadt liegt in einem Golf, der sechs Meilen breit und eben so tief ist, und gleichsam durch die Insel Capri, die gegen Süden liegt, verschlossen wird. Der Golf ist in der Runde mit Landhäusern und Garten besetzt. In einiger Entfernung erhebt sich der Vesuv. Auf der einen Seite liegen Herculanum und Pompeji, auf der andern die merkwürdige Grotte von Posilippo, die Solfatara, die Grotte del Cane, mit einem Worte, die Aussicht über den Golf von Neapel hat ihres Gleichen nicht in der ganzen Welt.

Einen sehr großen Theil des Ufers von dem Meerbusen von Neapel nimmt die Stadt selbst ein. Sie erhebt sich wie ein Amphitheater prachtvoll gegen die Berge hin, und man

erblickt den herrlichsten Prospect, welcher eine Abwechselung von Palästen, Kirchen, Castellen und Gärten darstellt. Von der See her präsentirt sich dieses reizende Panorama am schönsten. Es ist daher den Neapolitanern sehr wohl zu verzeihen, daß sie für ihre feenhafte Stadt sehr eingenommen sind und das stolze Sprüchwort im Munde führen:

Vedi Napoli e poi mori.

Zur Rechten endet sich der Golf dieser Stadt mit dem misenischen Vorgebirge und zur Linken mit dem Capo di Massa, welches ehemals von einem Tempel der Minerva den Namen führte. In der Mitte dieser beiden Vorgebirge liegt die Insel Capri, welche die Aussicht in's weite Meer und zugleich die Einförmigkeit unterbricht, welche den meisten Seeprospecten eigenthümlich ist.

Gegen Mitternacht von Neapel wird die Aussicht durch den Berg oder ehemals so genannten Hügel des Virgils, Monte Vergino und durch den Berg Tisato, welche beide Berge das Amphitheater der Stadt formiren, eingeschlossen, jedoch sieht man auch einen Anfang der Terra di Lavoro, oder der schönen Ebene, welche die Alten das glückselige Campanien hießen und für das herrlichste Land der Welt hielten. Der kleine Fluß Sebeto kommt von den Hügeln bei Nola, und nachdem er einen großen Strich durch sein Wasser fruchtbar gemacht, fällt er unter der Brücke der heiligen Magdalena auf der Morgenseite von Neapel in die See.

Neapel hatte vormals so hohe Mauern, daß Hannibal deshalb nicht wagte, die Stadt zu belagern. Diese Mauern wurden von den Gothen zerstört, von Belisar wieder aufgebaut, im dreizehnten Jahrhundert abermals niedergerissen, vom Papste Innocenz IV. aber wieder hergestellt. König Carl I. von An-

jou legte theils zur Vertheidigung, theils um die Stadt beſſer im Zaum zu halten, das ſogenannte neue Caſtell an. Nun war das ehemalige Parthenopa zu einer anſehnlichen Stadt angewachſen, und blühte immer mehr empor.

Man ſollte wirklich nicht ſterben oder vielmehr ſich nicht eher zu Ruhe ſetzen, bis man Neapel geſehen hat. Man behält das Bild von dieſer Stadt für ſein ganzes Leben, und ich kann das Urtheil eines berühmten Reiſenden vom Anblick des Golf von Neapel nur beſtätigen.

Die Bucht ſcheint bei ruhigem Wetter gleichſam eingeſchlummert mit den tauſend Kähnen und andern Fahrzeugen von allen Größen auf ihrer reinen, glatten Fluth. Dieſe regungsloſe Ruhe ſtimmt wundervoll mit dem lieblichen Anblick der ganzen herrlichen Umgegend Die Berge ſcheinen in träumeriſches Nachſinnen eingewiegt, die Luft erfüllt eine ſchläfrige Pauſe, während die mannigfachen Gegenſtände umher, in den Nachgenuß hiſtoriſcher Erinnerungen verſunken, unſere Blicke mehr zu verweilen als umherzuſchweifen einladen. Dies Alles giebt ein Bild unbeweglicher Vergangenheit, ein Zurückſinken aus der thätigen Gegenwart in längſt entſchwundene Zeiten, deren wechſelnde Scenen nur wie luftige Träume über der Ruhe des Schlummers walten und in maleriſcher Verknüpfung mit den glänzenden Erſcheinungen der Gegenwart über die tiefe Bläue des ruhigen Waſſerſpiegels ſchweben.

Ich ſage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß wenigſtens hunderte von Fiſcherkähnen allein auf der glatten Waſſerfläche trieben. Eine lange Reihe derſelben erſtreckte ſich von der Nähe der Stadt bis in die Ferne in der Richtung nach Capri, und kein einziger ſchien ſich zu bewegen. Außer den eigenthümlichen Formen und der großen Mannigfaltigkeit dieſer Fahrzeuge, dieſer kaum überſehbaren Menge von Kähnen, außer dem ru-

hig erhabenen Landſchaftenwechſel und dem wunderlieblichen Anblick des Meeres, kommt noch eine Küſtengegend hinzu, dicht umſtellt mit den redenden Zeugen einer überreichen Vergangenheit, mit den zahlreichen Gäſten aus grauem Alterthum, welche die Zauber der Erinnerung mit den Annehmlichkeiten der Gegenwart verknüpfen. Dieſer bezaubernde und unbeſchreibliche Anblick, dieſe Vermiſchung ſo vieler einzelner Schönheiten zu einem einzigen harmoniſchen Gemälde, dieſe Verſchmelzung einzelner Züge und Farbenübergänge, in welche kein ſtörender Gedanke hemmend eindringt, belebt das Ganze mit dem Reiz des Idealiſchen, das mit der Wirklichkeit in ſo vielfältigen Beziehungen übereinſtimmt, wie ich noch nie etwas Aehnliches geſehen habe, noch jemals hoffen darf ſonſt irgendwo zu erblicken.

In der Stadt ſelbſt verdient vor Allem das Campo Santo Erwähnung: Dieſes Campo Santo iſt nämlich der öffentliche, das heißt der Armen-Begräbnißplatz. Es iſt dieſer für Neapel von großer Wichtigkeit. Es ſtirbt nämlich ein großer Theil der Einwohner von Neapel in den Spitälern, und ſehr viele ſterben, ohne die zu ihrer Beſtattung nöthigen Mittel zu hinterlaſſen. Man mußte ſich alſo nach einem Platze umſehen, auf welchem man ſo viele Arme und Dürftige mit den möglichſt wenigen Koſten beſtatten konnte, und dieſer Platz iſt der Campo Santo.

Wenn man die ſocialen Zuſtände des neapolitaniſchen Lebens ſehr genau charakteriſiren will, — ſo darf man nur von dieſem Campo Santo erzählen.

Er liegt außerhalb der Stadt, doch ziemlich nahe, und iſt von hohen Mauern umgeben. Eine kleine Kapelle befindet ſich am Eingange derſelben. Der große Platz iſt eine ungeheure Höhle, welche man durch Ausgrabung der Erde gebildet hat,

und dieſe Höhle iſt mit faſt vierhundert Gewölben verſehen. Dieſe Gewölbe haben oberhalb ſämmtlich eine Oeffnung, welche mit einem Stein, welcher ſie genau ſchließt, verſehen iſt. An jedem Stein befindet ſich in der Mitte ein Ring mit einem beweglichen Hebel, welcher auf Rädern läuft, und zu jeder Zeit auf und nieder gelaſſen werden kann. Hierher alſo werden die Leichname auf bedeckten Karren gebracht, und durch die Oeffnung mittelſt des beweglichen Hebels ohne Weiteres hineingeworfen, darauf wieder die Leichname mit gebrannten Kalk bedeckt, und die Oeffnung wieder geſchloſſen. Nach einem Jahre iſt von dem Leichnam nichts mehr, als einige loſe Knochen übrig. Dieſe werden in ein Beinhaus geworfen, und ſo iſt immer Platz für neue Ankömmlinge da.

Als ich den Wunſch zu erkennen gab, das Innere dieſer Höhle zu ſehen, legte der Küſter, welcher in der Kapelle des Campo Santo Wache hielt, den Hebel an den Deckel eines Gewölbes, welches eben geſchloſſen werden ſollte. Ich blickte durch die Oeffnung, zog mich aber ſchnell vor dem ſcheußlichen Anblick zurück, welcher ſich mir dargeboten hatte. Wohl ein paar Dutzend Leichname, welche größtentheils völlig unbekleidet waren, lagen hier in der größten Unordnung durch und über einander. Wahrlich, das neapolitaniſche Familienleben auf den offnen Straßen, wo die Leute beiderlei Geſchlechts, oft mehr als halbnackend, ebenfalls ſo bunt gemiſcht ſind, ſpiegelt ſich in dieſer Todtengruft ſehr getreulich ab.

Auf dem Molo von Neapel und der ganzen Strecke längs dem Waſſer, von Caſtell Nuovo an bis an die öſtliche Seite der Stadt, hauſen die glücklichen Bettler, welche in der neuen Geſchichte Neapels einmal wieder eine Rolle ſpielen, — die Lazzaroni. Das Leben und Treiben dieſer Menſchenklaſſe, deren hauptſächliches Bedürfniß Neapels blauer Himmel und

seine glühende Sonne ist, ist hinlänglich bekannt. Es ist durchaus nicht übertrieben, wenn man sagt: Zanken, Lachen, Kochen, Schäkern, Essen, Trinken, Schlafen, kurz, alle gewohnten Beschäftigungen des Lebens und des Hauses werden von ihnen unter freiem Himmel abgethan. Die Straßen sind die Häuser der Lazzaroni, und ihre ganze Arbeit besteht darin, mit dem Rücken auf dem Boden zu liegen und allenfalls die Hand einem Fremden entgegenzustrecken.

Ich habe bei vielen dieser gewissermaßen von der Natur priveligirten Faullenzer und Tagediebe die herrlichste Stimme gefunden. Ueberhaupt sind diese Leute, wenn auch ihre menschlichen Bedürfnisse bis auf ein Minimum reducirt sind, doch im Allgemeinen nicht ohne Talente. Die neapolitanischen Proletarier, durch harte Sorgen nicht gedrückt, die selbst des Schneiders und des Schusters entbehren können, ohne hierdurch sonderlich belästigt zu werden, die nicht in Verzweiflung aufschreien und Himmel und Hölle in Bewegung setzen, wenn sie der Wirth wegen rückständiger Miethe vor die Thür setzt, die nicht verlegen sind, woher sie für den Winter das Holz nehmen sollen, denen der liebe Gott dieses Alles gegeben hat und giebt, diese Proletarier sind Könige gegen die Bettler aller anderen Länder zu nennen, und man findet bei ihnen wirkliche Poesie, während man bei jenen nur das Elend findet. —

Ich lernte in Neapel einen der berühmtesten Sänger Italiens kennen, dessen Eltern Lazzaroni waren. Die Gewinnsucht hatte sie veranlaßt, ihn und seinen Bruder castriren zu lassen. Die beiden Knaben wurden dann in ein Conservatorium gegeben, um daselbst zu Sängern ausgebildet zu werden. Bei dem Einen gelang es, der jüngere Bruder aber bekam keine Stimme und hatte überhaupt kein Talent für irgend ein Instrument. Er wählte deshalb den Priesterstand. Das Merkwürdigste ist, daß

dieſe beiden Brüder den tödtlichſten Haß auf einander geworfen hatten, und der Grund dieſer Todfeindſchaft war — eine Liebſchaft.

Der Sänger, welcher mir dieſe Geſchichte mittheilte, zeigte mir auch das Mädchen, in welches ſich die beiden jungen Leute ſeiner Zeit verliebt hatten, d. h. das junge Mädchen war inzwiſchen eine alte Matrone geworden, obwohl ſie noch immer die **bella donna** genannt wurde. Der junge Sänger war längſt kein Junger mehr, wiewohl ſeine Stimme nicht gealtert hatte, und der Prieſter tröſtete ſich mit der Eheloſigkeit, welche ihm ſein Stand auferlegte, — aber der Haß war noch immer derſelbe geblieben. Beide Brüder lebten in Neapel und ſie wichen ſich gegenſeitig aus, wo ſie ſich begegneten.

Aber mein Gott, fragte ich den Sänger, wie iſt es möglich, daß ein Haß ſo lange andauern kann, der doch eigentlich gar keinen Grund hat. Weder Sie, noch Ihr Herr Bruder konnten die **bella donna** heirathen, hatten Sie da Urſache auf einander eiferſüchtig zu ſein? —

O, ſehr viel Urſache, verſetzte der Sänger bitter lächelnd.

Ich muß geſtehen, daß ich das nicht begreife.

Der Sänger ließ mich nun einen Blick in eine Empfindungswelt thun, die mir in der That noch neu war. Ich ſah ein, wie natürlich dieſe ganze Geſchichte von dem Haß zweier Brüder war, und ich lernte nebenbei auch, daß Caſtraten ſich verlieben können, und daß die platoniſche Liebe keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehört.

Der gute Sänger war mir durch ſeine bedeutenden und hohen Verbindungen ſehr nützlich, es koſtete mich wenig Mühe, ein Engagement zu erhalten, ich war kaum acht Tage in Neapel, als ich auftrat.

Von den vielen Theatern in Neapel iſt das von St. Carlo

das schönste. Es ist außerordentlich groß und hängt mit dem königlichen Palaste vermittelst einer bedeckten Gallerie zusammen. Es hat sehr breite Treppen und bequeme Gänge, so daß bei dem Ausgange kein Gedränge entsteht. Die Logen sind simpel, aber gut verziert und so groß, daß die Damen nach italienischer Art darin spielen und Besuche annehmen können. Der gar zu große Umfang macht, daß die Stimmen sich verlieren. Siebenzig Logen gehören den vornehmsten Familien in Neapel an, welche sie ohne Erlaubniß des Königs nicht aufgeben dürfen.

Die italienischen Ballets haben keinen Zusammenhang mit der Oper, sondern sind mehr pantominische Tänze. Die Italiener lieben mehr die hohen Sprünge und Kapriolen. Ich war wirklich erstaunt, als ich Italienerinnen in Neapel tanzen sah. Neapel ist auch die einzige Stadt in Italien, in welcher den Mönchen der Besuch der Oper nicht verboten ist.

Bevor ich Neapel verließ, um mich von hier nach Paris und von dort nach Madrid zu begeben, besuchte ich Neapels Umgebung und namentlich machte ich eine Wallfahrt nach den beiden Städten, in welchen man wie in einem Schattenreiche wandelt.

Die Empfindung beim Eintritt in diese unterirdischen Städte ist derjenigen gleich, welche wir bei der Einsteigung in ein Bergwerk haben. Es ist Schade, daß die ausgegrabenen Häuser ihrer Geräthe beraubt sind, der Anblick würde dann jedenfalls noch interessanter sein, und ich möchte sagen, feierlicher. — Jedenfalls hat sich die neapolitanische Regierung, welche keine Kosten spart, um die unterirdischen Schätze der beiden verschütteten Städte zu Tage zu fördern, um die Wissenschaft sehr verdient gemacht.

Ich besah die beiden Städte in Begleitung des neapolita-

nischen Sängers, welcher auch die Güte hatte, mich nach dem Museum zu führen, woselbst die ausgegrabenen Kunstschätze aufgestellt sind. Wir sahen da einen Gegenstand in den verschiedensten Gestalten, welcher kein besonderes Licht auf die Ehrbarkeit der alten Römerinnen wirft. Wenn solche Sachen auf den Toiletten der Damen lagen, dann muß die Sittenlosigkeit der Römer in der That classisch gewesen sein.

Ich konnte nicht umhin, einige Bemerkungen darüber zu machen, und der Castrat sagte bitter lächelnd:

Was wollen diese Sachen beweisen? Die Lüsternheit ist oft bei denen am größten, welche am wenigsten haben. —

Hunderteinunddreißigſtes Kapitel.

Eine Reiſe-Geſchichte.

Italieniſche table d'hôte. — Tavola rotonda. — Herr Léger. — Mißgeſchick zu Waſſer und zu Lande. — In Genua. — In Florenz. — In Rom. — Enttäuſchungen über Enttäuſchungen. — Räuberüberfall. — Nehmt ein Exempel d'ran. —

Kurz vor meiner Abreiſe von Neapel lernte ich an der table d'hôte einen Frankzoſen kennen, der die jämmerlichſte Figur machte, welche ich je an einem Reiſenden geſehen. Wir wurden mit einander bekannt, und er machte mich bald zur Vertrautin ſeiner Leiden; doch ehe ich die unglückliche Geſchichte dieſes Reiſeluſtigen mittheile, will ich Einiges über eine italieniſche table d'hôte, die von der anderer Länder ſich durch verſchiedene charakteriſtiſche Eigenheiten unterſcheidet, aufzeichnen.

Die tavola rotonda, die runde Tafel, ſo nennen die Italiener die table d'hôte, bietet dem Reiſenden das Bild einer improviſirten Familie, ſagte Piazza mit Recht, welche durch die Ungezwungenheit des Geſprächs und die Ausſchließung der Etikette, der Kriecherei, der Hunde, der Katzen, der Dichter von Profeſſion und ähnlicher geſellſchaftlicher Plagen eine große Annehmlichkeit erhält. Wer gern einen Blick in die

große laterna magica der Gesellschaft wirft, kann nicht leicht eine bessere Gelegenheit zur Beobachtung finden, als die runde Tafel, an welcher gewöhnlich die Gäste zahlreicher sind, als die aufgetischten Speisen, die nach den strengsten Regeln der Homöopathie zertheilt werden.

Jeder Postwagen, jedes Miethsfuhrwerk, das bei einem Wirthshause oder Gasthofe anhält, wo zu einem bestimmten Preise an der runden Tafel gespeist wird, führt seinen Antheil von Essern ab oder zu, von denen einige unterwegs durch die Bande der Sympathie oder Freundschaft verbunden worden sind, nicht etwa, weil sie Gelegenheit gefunden haben, sich gegenseitig kennen zu lernen, sondern weil sie in einem Wagen, mit demselben Conducteur, mit denselben Pferden gereist sind, weil sie dieselbe Langeweile und denselben Appetit fühlen.

An jeder runden Tafel, deren Anordnung in der Regel von vieler Umsicht zeugt, findet sich ein Gast oder wie man ihn sonst nennen will, den der Hôtelbesitzer unentgeldlich speist, entweder damit derselbe bei Tische die Honneurs mache, oder um Beweis seiner offiziellen Gefälligkeit und Willfährigkeit zu geben.

Dieser emeritirte Tischgenosse ist öfter mit dem Amt des Tranchirens bekleidet, wenn er auch nie anatomische Studien gemacht hat; in solchem Falle weiß er durch die Tradition, wie die Materie, so lehren die Mathematiker, in's Unendliche getheilt werden könne. Oefter ist er auch nur als Argus hingestellt, und er verfolgt mit drohenden und fiskalischen Blicken die Aufwärter, um zu erspähen, ob nicht ein Gast, der nur für eine Person bezahlt, für zwei ißt. Wenn er die Portionen mit dem muthmaßlichen Appetit des Gastes oder die Größe derselben mit dem Körperumfange des Essenden vergleicht, und er einen merkbaren Unterschied zwischen beiden entdeckt, so fordert er ihn auf eine feine Weise auf, sich zu be-

dienen, in der oft eitlen Hoffnung, demſelben einen großartigen Zug der Mäßigung zu entlocken. Man ſollte glauben, es ſei ihm der Zehnte von den Ueberbleibſeln verſprochen, die er durch dieſes Syſtem der Winke, der Drohungen und der heuchleriſchen Aufforderungen vom Untergange rettet. Für den Reiſenden giebt es zur Mittagszeit keinen gefährlicheren Feind, als dieſen Hausfreund.

In zweiter Reihe finden wir den Abonnenten, ebenfalls einen gefährlichen Tiſchgenoſſen, denn er kennt längſt die Quantität der Speiſen; er beſucht die Küche und beſchnüffelt alle Töpfe, ehe er ſich an den Tiſch ſetzt; er ſteht in freundſchaftlichen Beziehungen zum Koche und läßt ſich von dieſem alle Geheimniſſe ſeiner edlen Kunſt mittheilen. Für ihn iſt keine Illuſion mehr möglich; eben ſo unmöglich iſt es, ihn zu betrügen; er kennt das Geheimniß jeder Speiſe, die ſchwachen Stellen jeder Schüſſel. Die Küche hat für ihn ſo wenig Zauber, wie das Leben für Lord Byron; er iſt der Byron der tavola rotonda. Dieſer ehrenwerthe Mann, der an den Anblick immer neuer Geſichter gewöhnt iſt, hat die löbliche Gewohnheit, die Reiſenden mit allen Merkwürdigkeiten der Gegend bekannt zu machen: er empfiehlt ihnen, die Säulenhalle von St. Lorenzo und den Friedensbogen zu beſichtigen, er führt ſie nach der Eiſenbahn außerhalb des neuen Thores und verſpricht ihnen, daß ſie oder ihre Söhne auch einſt die Eiſenbahn von Mailand nach Venedig ſehen würden.

Unter den Reiſenden findet man gewöhnlich einen dicken Franzoſen, einen Mann zwiſchen vierzig und funfzig Jahren, Kaufmann, Fabrikant, Literat, Grundeigenthümer, der aufmerkſam die Phyſiognomie des Kellners, die Decke und die Möbeln des Saales, die Kleider der Anweſenden betrachtet,

um Materialien zu einer Geſchichte der Sitten und Gebräuche in Italien zu ſammeln.

Engländer findet man ſelten an der runden Tafel, entweder ſind ſie reich und ſpeiſen in ihren Zimmern, oder ihre Mittel ſind beſchränkt und ſie treten untereinander zuſammen: da kann man Vater, Mutter, Söhne und Töchter, alle hochgewachſen und rothwangig, mit Kamaſchen und feſt aufgedrückten Hüten durch den Speiſeſaal ziehen ſehen, um ſich in einem benachbarten Kabinette einzuſchließen. Sie thun dies theils aus angeborner Menſchenſcheu, theils, um zu ſparen, obgleich ſie ſich hierin täuſchen. In ihrem einſamen Zimmer müſſen ſie doppelt ſo viel wie an der runden Tafel bezahlen, aber das thut nichts, die Engländer ſind ſo ſehr an das Speiſen nach der Karte gewöhnt, daß ſie glauben würden, gar nicht gegeſſen zu haben, wenn ſie nicht ſo äßen. Sie kommen nach Italien theils aus Oeconomie, theils um die Künſte zu ſtudiren, die ſchöne Sonne zu genießen und um einen Bart und einen Schnurrbart zu tragen. Letzteres gilt natürlich nur von den Männern. Uebrigens ſind ſiezufrieden, wenn ſie ein Stück alten Marmors mit nach Alt-England bringen, und es liegt ihnen der Gedanke fern, etwas über ihren Aufenthalt auf der Halbinſel drucken zu laſſen. Viele engliche Reiſende ſtrömen auch nach dem Continent, um ſich für einen billigern Preis, als in Großbritannien, zu ruiniren. —

An der runden Tafel ſitzt die Freude, die Seele jeder Geſellſchaft, das wunderbare Weſen, das die Alten Momus genannt haben würden, das aber ſpätere Jahrhunderte mit dem Namen des Spaßmachers getauft haben. Er dreht Kügelchen aus Brod, verſchluckt ſie und zieht ſie wieder aus der Luftröhre hervor, er macht Büſten, Statuetten aus dieſem Stoffe, dann ſchneidet er einige Stücke Brod, legt ſie auf die innere Seite

der linken Hand, giebt derſelben einen Stoß mit der rechten und ſchleudert das Brod mit wunderbarer Geſchicklichkeit in den Mund. Wenn er dies vollführt hat, füllt er ſeinen Becher mit Waſſer, hält ihn mit der linken Hand auf dem Tiſche feſt, benetzt den Zeigefinger der rechten Hand, ſtreicht leiſe über den Rand des Glaſes hin und entlockt demſelben auf dieſe Weiſe einen kreiſchenden Ton, der alle Anweſenden mit Grauſen erfüllt. —

Die Damen bitten ihn, von dieſer Uebung abzuſtehen, aber er ſetzt ſie beharrlich fort.

Das iſt mit wenigen Abweichungen der Anblick, den eine runde Tafel darbietet. Was unter dem Tiſche vorgeht, bleibt natürlich ein tiefes Geheimniß, wenn nicht etwa ein liebeglühender und unternehmender Jüngling einem friedfertigen Tiſchgenoſſen auf die Zehen tritt, weil er mit den Füßen einer hübſchen Nachbarin in Berührung zu kommen ſuchte. Im Uebrigen führen die Liebesregungen, welche unter den Speiſedünſten der runden Tafel ſchnell erblühen, ſelten weiter als bis zum Druck der Hand oder des Kuſſes. Der eine Theil ſetzt ja in der nächſten Nacht ſeine Reiſe fort, und Gott weiß, ob man ſich vor der allgemeinen Verſammlung im Thale Joſaphat je wiederſehen wird. Die Galanterien dieſer Art gleichen einer unvollendeten Romanze, ſie führen nicht zum höchſten Entzücken, aber ſie laſſen auch keine Thränen zurück. —

An einer ſolchen tavola rotonda war es, daß ich die Bekanntſchaft mit einem Franzoſen machte, welcher ſich Léger nannte. Herr Léger, Modewaarenhändler in der Straße St. Denis, ein in ſeinem Stande geachteter Mann, war dabei auch in ſeinem Hauſe glücklich, denn ſeine junge und ziemlich hübſche Frau hatte immer den zärtlichen Blicken ſeiner Kunden und den höflichen Artigkeiten ſeines erſten Commis, des Herrn Courtois,

der seinen Namen durch sein feines Benehmen rechtfertigte, widerstanden. Herr Léger hatte in der That Alles, was Glück und Reichthum bedingen. Wenn er nicht viel Zeit hatte, so besaß er dagegen allgemeinen Menschenverstand genug, um seine Angelegenheiten geschickt zu leiten. Unglücklicherweise faßte er den Gedanken, Italien zu besuchen. Da er in seinem jugendlichen Eifer, trotz seiner Gicht, sich auf den Beinen stark genug fühlte, bis zur äußersten Spitze des Stiefels dieser Halbinsel vorzudringen, so bildete er sich ein, daß die Natur ihn zum Reisenden geschaffen habe. Er suchte sich nun diejenigen Sprachen und Wissenschaften in kürzester Frist anzueignen, welche zum Verständniß der Merkwürdigkeiten Italiens unumgänglich nöthig sind, und obgleich er es hierin nicht weit brachte, kündigte er dennoch nach einigen Monaten seiner Frau an, daß er verreisen und erst nach einem halben Jahre wiederkehren würde, und nahm von seinem Magazin freudig Abschied mit den frohen Worten: Ich gehe nach Rom.

Das Sprüchwort sagt, jeder Weg führt nach Rom. Unser Pariser wählte das Meer als die kürzeste und angenehmste Reise, er ist bisher nur auf dem süßen Wasser der Seine gefahren, und es schien ihm ein Fest, sich auf der salzigen Woge des Mittelländischen Meeres zu schaukeln. Er schiffte sich also zu Marseille ein auf einem Dampfschiffe, das „der Dante" hieß, und das für ihn eine wahre Hölle ward. Anfangs versuchte er es noch, auf dem Verdeck umherzugehen, aber da er den Matrosenschritt nicht hatte, so konnte er sich nicht lange stehend erhalten. Er legte sich nun in's Bett, und nach mehreren Gefahren lief der Dante endlich ohne Schaden in den Hafen von Genua ein.

Man trug den armen Léger aus dem Schiffe nach dem nächsten Gasthaus. Wie Antäus bekam er seine Kräfte wieder, als er die Erde berührte. —

Der Dante fuhr am andern Morgen wieder ab, und Herr Léger, der seinen Platz bis nach Neapel bezahlt hatte, ließ lieber das Geld dafür fahren, als daß er selber mitfuhr und sich wieder in den Kreis seiner Seequalen begab. Nach Besichtigung seiner Effecten durch die Mauth und nach Visirung seines Passes durch die Polizei, nothwendige Ceremonien, die ihn einen halben Tag kosteten, wollte er seine Gänge abmachen, aber es regnete wie mit Strömen, und er mußte sich einen Regenschirm kaufen, ein Stück Möbel, dessen er unter Italiens Himmel bestimmt gänzlich entbehren zu können geglaubt hatte. Bis auf die Haut durchnäßt, kehrte er am Abend in seine Wohnung zurück, von seinem Enthusiasmus für Italien schon bedeutend abgekühlt. —

Herr Léger opferte noch drei Tage dem Besuche der Paläste, Kirchen, Museen und der Bibliotheken, aber er hatte weder Geschmack, noch das nöthige Wissen, um die Schönheit der Meisterwerke der Kunst oder den Werth der Bücher und Manuscripte zu schätzen. Dennoch wollte er für einen Kenner gelten, und jede seiner Bemerkungen erweckte auf den Lippen Derjenigen, mit welchen er redete, ein boshaftes Lächeln, welches er als Zeichen des Beifalls ansah. Er unterschied keine architektonische Ordnung, keine Maler- und Bildhauerschule, er verwirrte alle Gegenstände, alle Namen, alle Data, verwechselte das Antike mit dem Modernen, das Heilige mit dem Profanen, machte den Palladio zum Vorgänger des Vitruvius, hielt eine Kleopatra für eine Lucretia, einen Cato für einen Cäsar, einen Komödianten für einen Kardinal, mit einem Worte, seine ganze Unterhaltung war nur ein Pandämonium von Verwechslungen, Widersprüchen und Anachronismen.

Begierig, viel und schnell, anstatt wenig, aber genau zu sehen, beeilte er sich nach Florenz abzureisen. Der Weg dahin,

der faſt beſtändig an den Apenninen und dem mittelländiſchen Meere hinführt, iſt einer von denjenigen, welche die Natur ganz beſonders für die Augen des Malers oder des Dichters geſchaffen zu haben ſcheint, aber unſer einfacher Handelsmann war weder das eine noch das andere. Obgleich er die heftigen Stöße ſeines kleinen Wagens dem Uebelkeit erregenden Schwanken des Dante vorzog, ſo ſchien ihm doch der Weg von einer verzweifelnden Einförmigkeit zu ſein. Zwar kehrte er in ſeinem allzugerechten Groll gegen das Meer mit Abſcheu ſeine Blicke von dieſem verfluchten Elemente ab, deſſen bloßer Anblick ihm die Seekrankheit wieder zugezogen haben würde, und dadurch gingen für ihn die mannigfachen Wirkungen von Schatten und Licht verloren, welche die Wolken und die Sonne hervorbringen, indem ihr Bild ſich auf dem beweglichen Spiegel der Wellen bricht.

Er hatte nun Muße genug, ſeine einſamen Gedanken ſeinem Vaterlande wieder zuzuwenden, er erinnerte ſich mit einem Anflug von Reue an ſeine Wochenarbeiten und an ſeine Sonntagsvergnügungen. Dieſe traurigen Gedanken begleiteten ihn bis nach Florenz, wo er, kaum angelangt, von einer Schaar von Eckenſtehern umringt wurde, die ſich ſeines Felleiſens bemächtigten und ſich um ſeine Perſon riſſen, indem Jeder ihn nach einem andern Gaſthofe führen wollte. In der Hoffnung, ihre ihm aufgedrungene Zuvorkommenheit von ſich zu weiſen, gab er ſich für einen Einwohner der Stadt aus und ſchrie ihnen aus vollem Halſe zu: io sono italiano; aber ſeine Ausſprache ſtrafte ſeine Worte Lügen, und Alle erwiederten ihm: Ja wohl, ein vollkommener Italiener, signore francese! Ruhig ließ er ſich nun in einen Gaſthof ſchleppen, wo noch an demſelben Tage ein Unglücklicher, wie ein Bettler gekleidet — es war ein Dichter — ihm demüthig ein Sonnet vorlas, welches

seine Ankunft in Florenz pries, und ihm freigebig die Titel: Genie, Excellenz und Hoheit ertheilte. Da das Sonnet mit dem Lobe der Mildthätigkeit schloß, und der armselige Verfasser, nachdem er es ihm überreicht hatte, immer seine Hand ausstreckte, so begriff er den Sinn der poetischen Bittschrift, und belohnte ihn reichlicher, als es ein wirklicher italienischer Fürst gethan haben würde.

Die reichen Reisenden nachzuahmen, miethete er sich einen Wagen, um Florenz auf eine schicklichere und bequemere Weise zu besehen, denn die sitzende Lebensweise im Magazin hatte ihm das Fußwandern verleidet. Mit der Miethung eines Wagens verband er die eines Cicerone, eines Führers, der eben so lügenhaft ist, als eine Reisebeschreibung, weil beide die gewöhnlichsten Dinge wie göttliche Wunder preisen. Dieser Cicerone, der gewöhnlich mit einer unerschütterlichen Kaltblütigkeit die Echtheit der Trümmer, welche den Zweifel der gelehrtesten Akademiker erregten, bestätigte, verschonte ihn auch nicht mit einem verfallenen Aquaduct, mit einem zertrümmerten Säulenkapitol, noch mit dem Arm und dem Bein einer verstümmelten Statue; er schleppte ihn in alle Gallerien, in alle Paläste, und der Anblick so vieler Gegenstände wirkte auf seinen Geist wie eine Zauberlaterne und ließ ihm keine Zeit, seine Erinnerungen zu klassifiziren oder seiner Empfindungen sich bewußt zu werden. Der Kopf des Herrn Léger war nicht stark genug, um dem beständigen, selbst durch seine Mannigfaltigkeit einförmigen Schauspiel zu widerstehen.

Um sich am Abend von den Beschwerden des Tages zu erholen, ging er in's Theater. Da er nur im Concert Musards und in dem Cirque Olympique seinen musikalischen Lehrkursus durchgemacht hatte, so muß man voraussetzen, daß er für das italienische Genre nicht vorbereitet war, auch schlief er

oft mitten in der Cavatine der Prima-Donna ein, und erwachte erst durch den Lärm des Schlußchorus. Allerdings muß man dabei nicht vergessen, daß das Repertoire der italienischen Theater nicht sehr mannigfaltig ist, und daß er vierzehn Tage hinter einander dieselbe Oper von derselben Truppe hören mußte. Vergeblich hoffte er, daß die Aufführung eines Lustspiels in seine vermeintlichen theatralischen Genüsse eine Abwechslung bringen würde, aber die Geschwindigkeit der Darstellung und seine geringe Bekanntschaft mit dem italienischen Sprach-Idiom hinderten ihn, die Intrigue des Stücks zu begreifen, das jedoch nichts Anderes war, als die fast buchstäbliche Uebersetzung eines Vaudevilles von dem Theater des Gymnase.

Bei dem bloßen Namen Florenz hatte er sich eine heitere, lachende Stadt gedacht, die wie ein Blumenstrauß an den Ufern des Arno liege, und er traf nur Häuser an, die wie Festungen aussahen und noch etwas von der drohenden, trotzigen Physiognomie ihrer ehemaligen Herren an sich trugen. Im Allgemeinen hatte er sich auf eine Reise von immer neuen Empfindungen gefaßt gemacht, und schon bereute er seinen doppelten Verlust an Zeit und Geld, denn er war durchaus nicht Künstler und also rechnete er.

Mitten unter den Täuschungen beklagte er sich über das Stillschweigen seiner Frau; endlich empfing er einen Brief, in welchem sie ihm, so sehr sie auch die Sehnsucht, ihn wiederzusehen, ausdrückte, doch schrieb, daß er sich auf den thätigen Eifer des Herrn Courtois verlassen könne, mit welchem sie alle Abende die Rechnungen des Tages in Ordnung brächte. Herr Léger hatte noch nicht Gelegenheit gehabt eifersüchtig zu sein, aber seine eheliche Zärtlichkeit entrüstete sich ein wenig über die Vertraulichkeit, welche aus dieser Gemeinschaft der Arbeit zwischen seiner Frau und seinem ersten Commis ent-

sprang. Was sollte er thun? — Welche Schande, wenn er vor der bestimmten Zeit zurückkehrte! dadurch würde er der Meinung von seiner Bildung bei seinen Pariser Freunden einen harten Stoß gegeben haben. Also er blieb.

Rom, das Magazin aller gefallenen Größen, enttäuschte ihn vollends durch seinen düstern Anblick und durch seine traurigen Ruinen. Das Coliseum schien ihm nur ein verworrener Haufe alter Steine. Trotz dem gab sich der Pariser Modewaarenhändler das Ansehen eines gelehrten Alterthumsforschers! Man kann sich leicht vorstellen, welchen Albernheiten ihn seine Unwissenheit aussetzte.

Da er gehört hatte, daß mehrere Maler das Geheimniß besessen hatten, Gemälde großer Meister zu entdecken, welche sie wohlfeil gekauft und theuer wieder verkauft hätten, so unternahm er auch diese Gattung von Speculation, nur mit dem Unterschiede, daß er schlechte Copieen sehr theuer kaufte, welche man ihm für vortreffliche Orginale ausgab und welche er zu behalten gezwungen war. Er verstand sich besser darauf, die Leinwand, die zu Rouen fabrizirt wird, zu beurtheilen, als die Leinwand, welche von Correggio oder Rafael bemalt war.

Sein Cicerone, der seine anmaßende Unwissenheit geschickt ausbeutete, verstand sich mit den Tröblern, die ihm ihre schlechten Münzen und falschen Mosaiken theuer aufnöthigten. Eines Tages führte er ihn auf ein unbebautes Feld, auf welchem eine Ausgrabung angekündigt worden war. Die Arbeiter stellten sich, als suchten sie noch etwas, ihre Hacke schlug lange, ohne etwas zu finden; endlich fühlten sie einen Widerstand und hielten an. O, Wunder! Man grub sorgfältig eine Statuette der Fortuna aus, welche mit dem edlen Rost des Alterthums bedeckt zu sein schien. Alle Umstehenden schrieen und jubelten darüber, und man fing sogleich an, sie zu veranktioniren. Herr

Léger welcher glaubte, daß die Fortuna für ihn ein Schatz sein würde, bot so hoch, daß sie ihm zugeschlagen wurde. Aber dieses ehrwürdige Meisterwerk, dem er ein Alter von wenigstens zweitausend Jahren zuschrieb, war nur erst ein paar Tage vorher dort eingegraben worden. Man machte sich über den Alterthumskenner lustig, welcher trotz seines friedfertigen Charakters hierüber so in Zorn gerieth, daß es zwischen ihm und einem der Spötter zum Duelle kam, bei welchem Herr Léger, der besser mit der Elle, als mit Pistolen umzugehen wußte, den Kürzern zog.

Aber mit diesem unangenehmen Vorfalle war das Märtyrerthum des armen Kaufmanns noch nicht zu Ende.

Bereute er es auch nicht, sich zu hoch erhoben zu haben, indem er bis in den Knopf der Peterskirche stieg, von wo ihn ein Schwindel beinahe herab geworfen hätte, so hatte er doch alle Ursache, es zu bereuen, zu tief hinabgestiegen zu sein, indem er sich in den Katakomben verirrte, die ihn als einen neuen Märtyrer leicht hätten begraben können.

Als er aus dem unterirdischen Rom wieder an das Licht der Lebenden emporgestiegen war, athmete er jene schlechte Luft (**oria cattiva**) ein, die im Herbste so gefährlich ist, und verfiel dadurch in ein Fieber, das ihn, im Verein mit dem Arzte, drei Wochen lang an das Bett fesselte.

Ein Brief von seiner Frau verdoppelte noch die Langeweile seiner Einsamkeit; er bemerkte, daß sie in Verlegenheit war, wie sie von seinen Angelegenheiten und seinem ersten Commis zu ihm sprechen sollte, und daß sie, anstatt sich über seine Abwesenheit zu beklagen, ihn fast aufforderte, seine Rückkehr zu verschieben. Wie groß auch sein bis dahin begründetes Vertrauen auf die feste Tugend seiner Frau war, so machte doch der kluge Reisende die Bemerkung, daß, wenn die anwesenden

Ehemänner von ihren Frauen manchmal Unrecht leiden, die abwesenden sich der Gefahr aussetzen, dieses Unrecht noch zu vergrößern. Aber konnte er Italien früher verlassen, als er versprochen hatte heimzukehren? Er verließ eiligst Rom und reiste nach Neapel. Italien ist das Land der Widersprüche. Von der Stadt der Ruhe und des Schweigens ging er in die Stadt der Bewegung und des Lebens, denn von allen Städten der Halbinsel ist Neapel die geräuschvollste, die schreiendste und die am meisten gestikulirende. Er hatte daher Mühe, sich an das Neapolitanische Getöse, gegen welches der Lärmen in seiner Straße St. Denis fast Ruhe war, zu gewöhnen. Da er zum Uebermaß seines Unglücks sich eingebildet hatte, daß man in der Nähe des Vesuvs die Strenge der Jahreszeiten nicht fühlte, so hatte er keinen Mantel, kein Winterzeug zu sich genommen, so daß er die Dichter und Enthusiasten verfluchte, welche von einem ewigen Frühling Italiens sprechen. Dennoch konnte Herr Léger nicht umhin, den Vesuv zu besteigen, denn welchen Spöttereien, welchem Hohngelächter würde er sich preisgegeben haben, wenn er seinen Freunden daheim hätte gestehen müssen, daß er den Vesuv nicht bestiegen habe. Also hinauf trotz rauher Winde und Gicht, aber der arme Teufel kam dennoch nicht hinauf, auf halbem Wege glitt er aus, und ohne die Unterstützung seines Führers wäre er rettungslos verloren gewesen. Dadurch abgeschreckt, eilte er das Gebirge rascher hinunter, als er hinangeklimmt war.

Endlich, nachdem sich der arme Teufel so oft zwischen der Charybdis und Scylla befunden hatte, waren die sechs Monate seiner Abwesenheit von Paris richtig verflossen, und Léger machte sich auf die Rückreise. Aber noch war sein Geschick nicht erfüllt, das Maaß seines Unglücks nicht voll. Er fuhr per Post nach Rom zurück, und obgleich dieselbe, welche

ſtarke Summen Geldes bei ſich führte, von vier Dragonern escortirt war, wurde ſie dennoch von Räubern überfallen und geplündert. Der arme Léger wurde ſeiner Effecten beraubt und in's Gebirge geſchleppt. Man verſuchte von ihm ein großes Löſegeld zu erpreſſen, und dachte ihn im Weigerungsfalle ſeiner beiden Ohren zu berauben, nur mit der größten Mühe und nach einigen Tagen entſetzlicher Angſt gelang es ihm den Händen der Räuber zu entkommen.

Abgezehrt, elend, verhungert, zerlumpt betrat er endlich den Boden ſeiner Heimath wieder. Wie freute er ſich auf ſeinen heimiſchen Heerd, auf ſein Weib, auf die behagliche Ruhe ſeines Comtoirlebens nach ſo vielen überſtandenen Fährlichkeiten; je näher er ſeinem Hauſe kam, je mehr klopfte ihm das Herz. Endlich, endlich, war er da, — aber Entſetzen, ſein Magazin war verſchloſſen und verſiegelt. Er erkundigte ſich bei ſeinem nächſten Nachbarn nach der Urſache, ſtatt aller Antwort gab ihm dieſer ein Zeitungsblatt, in welchem folgender Artikel ſtand:

Man ſpricht von dem Falliſſement des Herrn L...., des eichen Kaufmanns in der Straße St. Denis. Seit langer Zeit hat er die Flucht ergriffen, um den Verfolgungen ſeiner Gläubiger zu entgehen. Man glaubt, daß er ſich nach Italien geflüchtet hat.

Dieſe Nachricht traf ihn wie ein Donnerſchlag, aber das Schlimmſte ſollte er noch erfahren. Seine Frau und ſein Commis Courtois hatten durch allzugewagte Speculationen mit ſeinem Gelde ſeinen Kredit compromittirt und ſich zuſammen mit dem Reſt ſeines baaren Vermögens aus dem Staube gemacht. Da Léger ein rechtſchaffener Mann war, beklagte man ihn allgemein, aber das war auch Alles. Das Opfer einer Laune, die ihm ſo theuer zu ſtehen gekommen war, ſah er ſich genöthigt, in derſelben Straße, wo er Chef des Hauſes geweſen

war, einfacher Commis zu werden. Mit so großem Unglück büßte dieser arme Mann seine Sucht, ein Gelehrter zu heißen und Italien's Alterthümer kennen zu lernen.

Das Schicksal des Herrn Léger steht sicher nicht vereinzelt da, die Wuth, Italien zu bereisen hat die Engländer, die Franzosen, die Deutschen ergriffen, und man ließe sich ihre Thorheiten schon gefallen, wenn diese Leute nicht die unglückselige Manie hätten, Jedem, der ihnen begegnet, mit dem sie zufällig zusammen kommen, von dieser Reise und deren außerordentlichen Resultaten zu erzählen.

Ich habe ebenfalls Italien bereist und mich daselbst lange genug aufgehalten, um dieses schöne Land hinlänglich kennen zu lernen, aber ich muß gestehen, die interessanteste Seite Italiens ist eben die, daß man in diesem Eldorado mehr Narren kennen lernt, als in allen übrigen Ländern der Erde zusammen. Ich glaube, die guten Italiener würden um vieles glücklicher sein, wenn sie weniger der Gegenstand der allgemeinen Neugierde wären.

Abgesehen von der Störung, welche mir beim Genuß dieses auf die Erde gefallenen Stück Himmels von den vielen europäischen Reisegecken, welche sich in Italien ein Rendez-vous geben, und welchen auch ich zu begegnen das Unglück hatte, verursacht worden ist, habe ich in keinem Lande reinere, tiefere Freuden genossen, als in dem unglücklichen Mutterlande der Kunst. Mein Leben floß mir dahin wie ein poetischer Traum, und ich verließ Italien mit dem festen Entschlusse, später einmal wieder dahin zurückzukehren.

Hundertzweiunddreißigstes Kapitel.

In den Tuilerieen.

Der Tanz bei den Franzosen. — Bälle. — Ein Ball in den Tuilerieen. — Nationalgarden. — Der König Louis Philipp und die Prinzen.

Zum dritten Male in meinem Leben betrat ich Paris. — Da ich in diesem Jahre noch Spanien besuchen wollte, konnte ich nicht lange in Paris verweilen. Doch benutzte ich die kurze Zeit, meine früheren Bekanntschaften, welche mir von Nutzen sein konnten, zu erneuern. Ich trat in Paris einige Male auf und hatte das Vergnügen, stets mit demselben Wohlwollen aufgenommen zu werden. Ich machte die Bekanntschaft der einflußreichsten Journalisten, aber ist es nöthig, sich in Paris auf die Journalisten zu stützen? Ist die ganze französische Nation nicht für das Tanzen und die Tänzerinnen begeistert? Wenn man von den Franzosen behauptet, daß sie sich mit magerer Suppe und geschmorten Froschkeulen abspeisen ließen, sagt ein geistreicher Schriftsteller, so ist das freilich eine sehr gewöhnliche Schmähung, die aber durch die Speisekarte der pariser Restaurateure hinlänglich wiederlegt wird, gewiß aber ist es keine Unwahrheit, wenn man von ihnen sagt, daß sie leidenschaftliche Tanzliebhaber sind, daß sie das Tanzen dem Essen,

dem Trinken, dem Schlafen, der Unterhaltung und selbst der Musik vorziehen, daß der größte Theil ihrer Belustigungen und Beschäftigungen durch Tanz ausgefüllt wird.

Bei einer Hochzeit tanzt die Braut die ganze Nacht hindurch, bis die ersten Strahlen der Morgensonne durch die Fenstervorhänge hereinbrechen. Bei einer Taufe überläßt die junge Mutter das Kind, dessen Geburt die Gäste feiern helfen, der Sorgfalt einer Amme, und nimmt am Tanze so lange Theil, bis sie ganz erschöpft in das Sopha sinkt, um sich auszuruhen. Bei den Geburtstagen der Mutter, des Vaters, der Großeltern, der Kinder ordnet man nicht, wie in England, ein Mittagsmahl, oder wie in manchen Kantonen des schönen, alten Helvetiens, ein Abendessen, sondern eine Tanzbelustigung an. In England trägt die Hausfrau die größte Sorge, daß bei solchen Geburtstagsfeierlichkeiten die Tafel auch recht hübsch aussehe, reich besetzt und glänzend erleuchtet sei, in Frankreich stehen auf einem Seitentisch eine kalte Pastete, einige Schalen von Reismilch oder Bouillon, ein wenig warmer Punsch und einige kleine Kuchen: das sind die ganzen Erfrischungen, die man bei dem großen Vergnügen des Abends, beim Tanze darbietet. Der Engländer schickt bei einer Abendgesellschaft seine Sparpfennige zum Pastetenbäcker, der Franzose zu den Spielleuten.

Woher kömmt das? Es ist den Leuten angeboren. Der Franzose tanzt, weil es einmal in seiner Natur liegt. Und wenn wir die Stufenleiter hinansteigen, vom Bettler zum Arbeiter, in der Hauptstadt wie in den Provinzen, was ist das Hauptvergnügen des Bauern, des Tagelöhners und des Handwerkers, von dem an, der hinter der Pflugschaar hergeht, bis zu dem, der zu Lyon so geschickt und geschmackvoll zu weben versteht, bei allen Festen des Dorfs und Bezirks, der Familie, der Schenke, zu Hause und auf Besuchen? Nichts Anderes als der Tanz.

Kein Frauenzimmer in Frankreich läßt vom Tanzen, bis ihre Beine und Füße nicht mehr fort wollen. Auch graue Haare und Runzeln sind kein Hinderniß; wer nicht mehr walzen kann, tanzt doch die Quadrille noch mit, und wer die Pas nicht mehr machen kann, läuft doch noch mit und macht den Strohmann, wie beim Whistspiel. In andern Ländern giebt es gewiß Millionen junger Damen, die nicht tanzen können, in Frankreich aber geht das A. B. C. und das Tanzen Hand in Hand, und ein Herr Professor Albert hat sich bei den Franzosen einen guten Namen gemacht, weil er in einer Schrift über die Sittlichkeit des Tanzes dargethan, daß der Tanz besonders dazu geeignet sei, die geistigen wie die moralischen Fähigkeiten und Kräfte des Menschen zu vervollkommen.

Wer keinem ländlichen Feste in Frankreich beigewohnt hat, kann sich keine Vorstellung machen von der Schönheit und malerischen Lebendigkeit solcher Scenen. Das Fest von Ville d'Avray, etwa zwei Meilen von Paris, ist ein herrliches Musterbild dieser Art von Lustbarkeiten. Nicht etwa alte häßliche Mützen findet man da, nicht abgetragene Damen-Shawls, nicht schmutzige Putzlappen: nein, Häubchen so weiß wie Schnee, Fichüs so nett und schwellend wie ein Blumenbeet im July, zierliche, saubere, knappe Kleider und Füßchen, so niedlich und in so feinen Strümpfen und Schuhen, wie die der elegantesten Gräfin auf den londoner Almacks-Bällen. Und wie sie tanzen! Mit ihren ganzen Augen und Herzen, mit ihren ganzen Füßen und Beinen, mit ihrer ganzen schlanken, kegelförmigen Taille und ihrem glückseligen, munteren Antlitz, nach den Tönen zahlloser Violinen und allerlei lustiger, wenn auch manchmal nicht gerade harmonirender Instrumente.

Das Tanzen der arbeitenden Klassen, der Dienstboten und Landleute unter freiem Himmel ist ganz einzig in seiner Art.

Ich habe viele Länder bereist, viele Tänzer und Tänze gesehen, aber die arbeitenden Klassen und Dienstboten in Frankreich übertreffen alle anderen in ihrer Liebe zu diesem Vergnügen. — Die Männer hängen eben so sehr daran, wie das schöne Geschlecht; frisch und munter sind sie am Morgen wieder um die gewöhnliche Stunde an der Arbeit und verrichten unverdrossen, es koste was es wolle, ihre Geschäfte in der Wirthschaft, in der Fabrik oder am Ladentisch, wenn sie auch eine lange Nacht hindurch in stets kreisender Bewegung gewesen sind.

Die politischen Ereignisse der letzten funfzig Jahre in Frankreich haben den Character der französischen Bälle und des französischen Tanzes ganz umgewandelt. Die Tracht ist eine ganz andere geworden, die Toilette hat sich geändert, die Art des Empfangs ist nicht mehr dieselbe, die Einladung geschieht in anderer Form; die Vorstellung, sei der König oder wer sonst der Wirth, ist traulicher und bürgerlicher geworden. Ich spreche natürlich von der Zeit, da Ludwig Philipp noch auf dem französischen Throne saß und Niemand daran zweifelte, daß er als König von Frankreich sterben würde. Heute sieht es allerdings wiederum etwas sehr verwandelt aus, aber Frankreich lebt auch heute nur provisorisch, d. h. es sucht sich nur bei Athem zu erhalten, um über die Zeit der Krankheit hinwegzukommen.

Ich hatte Gelegenheit, bei meinem damaligen Aufenthalt in Paris einen Ball zu besuchen, welcher den National-Garden von Paris, diesem Adel von 1845, gegeben wurde. Es war in den Tuilerieen. Frankreich hatte damals keine andere Aristokratie, als die des Geldes. Die Fould's, Lefebvre's und Rothschild's waren damals und sind noch heute der hohe Adel von Frankreich. Und doch, welch edles, königliches Benehmen hatte Ludwig Philipp! Frau van Genlis sagte: Er war dazu

geboren, ein König zu ſein. Hierin war ſie Prophetin. Wenn ſie aber hinzufügte, er würde ſchlecht dazu taugen, ſo bewies ſie keine tiefe Menſchenkenntniß. Die Freunde Karls hatten Unrecht, als ſie ſagten, dieſer ſei der letzte franzöſiſche Edelmann. Das iſt nicht wahr, es gab nie einen feineren Hofmann, nie einen vollendeteren Edelmann, als Ludwig Philipp es war.

Die franzöſiſche Nationaltracht, ſagt Herr Manguin, iſt ein ſchwarzer Frack. Und ſo iſt es und war es damals in der That. Ein Ball in den Tuilerieen machte jedoch hiervon eine Ausnahme. Es waren dort eine Unzahl National-Gardiſten anweſend, und mancher unglückſelige Bürger, der achtundvierzig Stunden im Arreſt geweſen war, weil er ſich einmal über das andere geweigert, auf die Wache zu ziehen, putzte, wenn er zum Ball in den Tuilerieen eingeladen wurde, flink ſein Meſſing und Zinn, bürſtete ſeinen blauen Rock, polirte ſeine verſilberten Knöpfe, ließ ſich ſeine beſten Beinkleider ſo weiß waſchen, wie der Mont blanc im Januar, und kutſchirte in einem Kabriolet für 30 Sous, in Handſchuhen von Prirot nnd Stiefeln von Cancannan nach dem Königlichen Schloß, wo er ganz ungenirt ſich bewegte und luſtiger war, als er es in einem Schilderhauſe je ſein konnte.

Es wäre auch ſehr ungerecht, wollte man nicht eingeſtehen, daß die Tracht der franzöſiſchen National-Garden allerliebſt war. Ein Menſch, deſſen Hauptgeſchäft darin beſtand, auf andere ehrliche Leute Gloſſen zu machen, und der dafür einſt derb gezüchtigt wurde, ſagte: Frauen und Wäſche ſehen bei Licht am beſten aus. Das iſt eine Anſicht, wegen welcher ich mit dem Herrn nicht rechten will, aber ſo viel iſt gewiß, daß die National-Gardiſten und ihr Anzug am beſten in den Tuilerieen bei Kerzenlicht ausſahen. Man kann ſich gar nichts Anmuthigeres den-

ken, als das Weiß, Roth und Blau auf einem Tuilerieen-Balle, und jeder Beſchauer war auch von dem Anblick entzückt.

Die Kavallerie der National-Garde war mit Federbüſchen geſchmückt, und die Offiziere ſahen wie die Stutzer von ehemals aus, als es noch Mode war, den ganzen Vormittag Köpfe abzuſchneiden und die ganze Nacht hindurch nach der bezaubernden Melodie von ça ira oder der Marſeillaiſe zu tanzen. Ich habe keineswegs die Abſicht, hiedurch beweiſen zu wollen, daß die Kavallerie-Offiziere der Pariſer National-Garde in irgend einer andern Hinſicht als im Dandyismus, Robespierres geweſen ſeien; unſchuldigere, harmloſere und unſchädlichere Weſen, als dieſe Offiziere, konnten auf der ganzen Oberfläche der bewohnten Erde nicht vorhanden ſein. Die Kavallerie-Offiziere der National-Garde betrachteten dies als eine Nothwendigkeit, ja als einen Theil ihrer Dienſtpflicht, einen Schnurrbart zu tragen, deſſen beide Enden geſchmackvoll gedreht waren, gelbe Glacé-Handſchuhe, die ſie nie zweimal anzogen, gefaltete ſchwarze Atlas-Cravatten, die ſo breit und bequem wie ihre conſtitutionellen Privilegien waren, und mit Patentwichſe blank geputzte Lederſtiefeln, die ſo eng waren, daß ſich jede Ader und jedes Hühnerauge auf der Oberfläche deutlich abdrückte. Sie waren die Ariſtokraten der National-Gardiſten, mochten ſie nun Schweine-Schlächter oder Schreiber bei den Actien und Mäklern geweſen ſein. Mochten ſie auf gemietheten Roſſen einherſtolziren und manche bedeutende Auseinanderſetzung mit ihren Schuh- und Handſchuhmachern durchzufechten haben, mochten ſie immerhin das ganze Jahr hindurch hinter ihrem Ladentiſche Gingham verkaufen, was ſchadete dieſes? — ſobald ſie ſich im Dienſte befanden, auf die Wache zogen, zu Pferde eine Revüe mitmachten oder in den Palaſt eingeladen wurden, bildeten ſie die Elite der franzöſiſchen Ariſtokratie, und was ihnen

an Verstand, Rang, Familie, Talenten oder Muth abging, ersetzten sie reichlich durch Treffen, Fransen und Federn, und so erblickte ich die ehrenwerten Leute mit ihren Kindern und Frauen, Großvätern und Onkeln auf einem Ball in den Tuilerieen.

Wie hübsch sahen sie aus, als ich die große Treppe hinaufgestiegen und eingetreten war. Der Saal der hundert Schweizer war nicht mehr wie sonst bei ähnlichen Gelegenheiten mit der aus jungen Edelleuten bestehenden Leibwache des Königs, sondern mit Pariser National-Gardisten und einigen Linienfolbaten angefüllt, und überall erblickte man die hübsch gekleideten, nett aussehenden Stutzer aus der Feder- und Fransen-Schule der Kavallerieabtheilung. Wie waren sie bemüht gut zu tanzen, wie strebten sie danach, mit der Musik genau Takt zu halten, wie gleichgültig stellten sie sich gegen die Erfrischungen, mit denen man sie überschüttete, und wie nachlässig benahmen sie sich gegen die vornehmen Damen, wenn sie dieselben zum Tanz aufforderten, als ob ihnen diese eher eine Gunst damit erweisen sollten, ihre Aufforderung abzulehnen, als sie anzunehmen.

Die Tuilerieen von 1845 waren nicht mehr die Tuilerieen von ehemals. Ludwig Philipp liebte Hammer und Kelle, zur Zeit des Kaisers waren die Zimmer voller Seide, Sammet, Marmor, Vergoldung, Gemälde und Bilderwerk, unter Ludwig Philipp wurden sie aber bei Weitem glänzender. Die große Treppe, obgleich in ihrer Bauart unverändert, wurde sehr verschönert, die nach dem Garten hinausgehenden offenen, äußeren Gallerieen waren verschlossen, auch wurden das Königliche Parterre und mit Rasen ausgefütterte Gräben zunächst dem Garten angelegt, um das Volk von dem Palaste fern zu halten, mit der innern Einrichtung in den Zimmern und Sälen waren

große Veränderungen vorgenommen worden, und wenn gleich der Adelssaal noch sein reiches Getäfel mit den alten Schlachten und Siegen hatte, so fehlte doch der Adel, um darin zu antichambriren. Der Friedenssaal stellte noch immer die Zeit, den Frühling, die Fülle und den Ruhm dar, aber er war in jeder Hinsicht weit prächtiger als in früheren Tagen. Die Tapezierung des Thronsaales war noch eben so schön, ja noch schöner als jemals, und wenn auch die Lilien verschwunden waren, welche einst um den Thron prangten, so war doch das Tafelwerk von ehemals noch vorhanden, welches die Religion vorstellte, wie sie Frankreich beschützte, und man mußte nur wünschen, daß das also beschützte Volk seine Beschützerin minder vergäße.

Ludwig Philipp hatte der Rückseite des Schlosses ihr alterthümliches Ansehen geraubt, indem er an Thüren und Fenstern die moderne Architektur einführte, und so war hier in Folge seines Geschmacks für das Nette und Behagliche ein wunderliches Gemisch der gemauerten Bauart von 1830 und der steinernen und gemeißelten des sechszehnten Jahrhunderts entstanden. Aber die innere Einrichtung der Tuilerieen hatte einen ganz andern Charakter. Da war Alles beibehalten, was den Palast eines alten Königsgeschlechts bezeichnet, verbunden mit allen Annehmlichkeiten, Bedürfnissen und Zierden der neueren Zeit. Zwar konnte die Waschtoilette des Königs minder wohlfeil, die Bettstelle etwas weniger rumpelhaft sein, aber Ludwig Philipp schlief neben seiner Königin, und die eine Hälfte seines Bettes war so hart, wie es zu sein pflegt, wenn man im Lager oder auf dem Schlachtfelde schläft, wogegen die für seine Königliche Gemahlin bestimmte Hälfte an Weiche den Betten zu Neapel und den besten Eiderdaunenpfühlen der Königinnen nichts nachgab. Ludwig Philipp hatte alle seine Söhne baren

gewöhnt, mit einfacher Kost sich zu begnügen, und hart zu schlafen. Eine Matratze war ihr Bett, ein hartes Brett ihre Matratze. Die Schlafzimmer der Prinzessinnen waren so schlicht wie die eines Landmädchens und von Ueppigkeit war nichts zu sehen.

Diese Orleans'schen Mädchen, sagte die Herzogin von Berry, als dieselben einst auf einem Hofball alle in einfachen weißen Mousselin gekleidet erschienen, sahen am besten aus auf dem ganzen Ball. Es sind die niedlichsten Mädchen in Frankreich. Und wahrlich, die Herzogin hatte Recht. Als die Königin der Belgier noch zu Hause war, und die verstorbene Herzogin von Würtemberg noch lebte, konnte mit ihrer noch unverheiratheten Schwester Clementine zusammen kein lieblicheres Trio vom Pas-de-Calais bis zum Golf von Biscaya gefunden werden. So sagte alle Welt, welche nur irgendwo dieses liebliche Schwesternpaar gesehen hatte.

Ludwig Philipp galt damals noch für einen der besten Taktiker. Als bei der denkwürdigen Eröffnung der Kammern im Jahre 1830 Carl X. beim Hinaufsteigen auf den Stufen des Thrones seinen Königshut mit dem Straußenfederbusch fallen ließ, hob der Herzog von Orleans ihn auf und sagte, ihn dem Könige überreichend: Möge er lange Zeit von Ew. Majestät getragen werden. Aber schon wurden die Worte: „Revolution" und „der Herzog von Orleans" von Sevarn, Düpin und Perin geflüstert. Als die Revolution von 1830 mit ihren Kanonaden und Barrikaden alle Throne überraschte und die Beherzten erbleichten, da ergriff Ludwig Philipp die Flasche mit schlechtem Wein, welche ein Mann aus dem Volke an der Barrière St. Martin ihm zum Trinken darbot und führte sie mit den Worten: „La France et son bonheur!" an seine

Lippen. Es wären noch unzählige Beispiele anzuführen, welche darthun würden, wie sehr Ludwig Philipp den so lange genossenen Ruhm eines guten Politikers verdiente.

„Sie sind meine Kameraden," hatte der König vor etwa fünf Minuten gesagt, als er mit Einigen von der Demokratie der auf dem Balle versammelten National-Garden in Berührung kam. Diese Worte machten sie nicht zu seinen Kameraden, aber es schmeichelte ihrer Eitelkeit und entwaffnete ihre Gereiztheit. Und nun einen Blick auf jene jungen Prinzen, die in der langen Gallerie voll Licht, Gemälden, Gold, Glanz, Marmor und Schönheit, in der wir uns befinden, sich hin und her vertheilt haben; man betrachte sie nur. Der Herzog von Nemours spricht mit der Tochter eines Banquiers, nicht eines von der ersten, sondern von der zweiten Klasse, von denen, die keine Note von tausend Pfund ohne zweitägige Vorherbenachrichtigung auswechseln können, und doch, wie leutselig plaudert er mit ihr. Er ist der hübscheste Mann zu Pferde, welchen ich jemals sah, und jetzt, als Cavallerie-Offizier der National-Garde gekleidet, ist er ein wahres Kleinod von Soldaten. Es wundert mich gar nicht, daß er das hübscheste Mädchen in Deutschland erobert hat. „Heil seinen lieben Augen", sagte eine junge Engländerin, als er so eben an uns vorüberging. Der Herzog von Nemours bedauerte die Ereignisse von 1830, er beklagte es, daß sein Vater auf den Thron berufen wurde, ihn schmerzte der Untergang der erblichen Partie, die durch jene Revolution vernichtet ward, es that ihm wehe, als man die Herzogin von Berry verhaftete und gefangen setzte, und er sympathisirt nicht mit der demokratisch-politischen Schule in irgend einem Theile der Welt. Er unterhält sich eben wieder mit der Tochter eines Generals, für die er die aufrichtigste Hochachtung hegte. Wie sie erröthet! Er aber ist so kühl,

so würdevoll, und des Entzückens, welches er erregt, wenigstens scheinbar sich so unbewußt, als wäre er nicht jung, nicht hübsch, nicht brav, edelmüthig und gut. Sie soll so eben mit ihm tanzen. Aber der General wünscht ihn fern. Es hat nichts zu sagen, der Herzog ist eben so ehrenhaft, als galant und ritterlich, wie irgend einer seiner Vorfahren, deren Namen er so rühmlich führt.

Der Herzog von Aumale, obgleich er ein ihm vom Prinzen von Condé vermachtes, bedeutendes, eigenes Vermögen besitzt, folgt doch der Taktik seines Vaters und ist in das Costüm des Tages gekleidet; er ist Infanterie-Offizier der Nationalgarde. Man erzählte sich eine Geschichte von diesem jungen Herzoge von Aumale, die ihm sehr zur Ehre gereicht. Als die Deputirtenkammer so unzart war, die Dotation, welche der König für den Herzog von Nemours von ihr verlangte, mit einer gewissen Majorität zu verwerfen, eilte der Herzog von Aumale nach dem königlichen Schloß, erschien vor dem König und erbot sich, dieselbe Summe, die von dem Lande verlangt worden war, für seinen getäuschten Bruder zur Verfügung des Monarchen zu stellen. Ludwig Philipp umarmte ihn und sagte: Nun, wir wollen sehen, mein Sohn. Der Herzog von Aumale ist ein etwas nachdenklich aussehender junger Mann, er studirt eifrig, hat Preise am Gymnasium Heinrich IV. davongetragen und liebt das Vergnügen weniger, als seine Brüder. Aber er ist eben so brav, wie der beste unter ihnen und wird auf dem Schlachtfelde eben so tapfer sein, wie sein leider so früh verstorbener Bruder, der edle Herzog von Orleans. Doch wir mögen ihn lieber, wie heute Abend, auf einen Ball in den Tuilerien sehen. Der Herzog hat Madame Thiers zum Tanze aufgefordert — mehr ein Compliment für sie, als für ihren Gatten, denn sie ist hübsch und er liebt keineswegs die Demokratie.

oder den Krieg. Sein Erzieher war ein Feuilletonist des Journal des Débats, und zwar einer der geistreichsten und lebendigsten. Herr Thiers ist heute Abend Nationalgardist, aber wenn Frankreich lauter solche Gardisten hätte, wie er einer ist, so müßte es 5 Millionen Soldaten ausheben, um seine Grenzen zu vertheidigen, denn Europa kann nicht lange ungestraft verhöhnt werden. Mit Madame Thiers spricht es sich viel angenehmer, als mit ihrem aufgeregten dictatorischen Gemahl. Sie versteht sich so vortrefflich auf das leichte Geschwätz, welches für die Unterhaltung in einem Ballsaal so wesentlich ist, wogegen er stets alle seine Segel beisetzt und mit vollen Backen über Politik, Parteien, Presse, Eisenbahnen und über sich selbst spricht. Madame Thiers tanzt auch sehr gut, während ihre entzückte Mutter, Madame Dosne, den General Jacqueminot hofirt, und allen Prinzen völlige Liebeserklärungen macht.

Der junge Prinz von Joinville ist nicht hier. Er ist selten daheim. Der König will, daß er kein auf dem Lande herumhungernder Matrose sein soll, er verdient sich alle seine Grade, wie jeder andere Offizier, und kann es im Erklettern des Mastkorbes dem Besten gleichthun. Schade, daß er sich heute nicht auf dem Ball der Tuilerieen befindet, denn er ist ein lustiger Bursche und ein Fürst unter den Tänzern; aber ihn hält die Pflicht gefesselt, und so muß man seine Gegenwart entbehren.

Der jüngste des männlichen Zweiges der Familie ist der Herzog von Montpensier. Er ist noch nicht allzu lange aus der Aufsicht der Tante und Mutter aufgetaucht, vielleicht weil er der jüngste ist, aber die Familie liebt ihn ganz besonders. Er plaudert dort mit der Gräfin Elabault, einer lieben, bewundernswürdigen Engländerin. Die Orleans sprechen alle

englisch und schätzen die englische Nation. Die Gräfin ist mit Einem braven Franzosen aus der besten Schule verheirathet, einem ächten Freunde Ludwig Philipp's und einem wahren Verehrer alles Guten und Rechten. Der Herzog von Montpensier wird die Gräfin zur nächsten Quadrille führen, und wir wollen ihm mit den Augen folgen.

Die Gallerie ist gefüllt, die Erleuchtung glänzend, die Gemälde köstlich, die Statuen prächtig, das Ganze gleicht einem Feenreich, und die Farben sind so brillant, wie die Federn des Paradiesvogels. Niemand gab je so reiche Feste in Allem, was die Sinne reizt, als Ludwig Philipp. Aber die alten Familien Frankreichs konnte er nicht um sich sammeln. Er konnte sich nicht, wie Ludwig XVIII., mit den Söhnen der Aristokratie des Landes umgeben. Er konnte die Stellung nicht ändern, in die nicht er selbst, sondern die Umstände ihn versetzt hatten. Wenn seine Aristokratie aus den Mittelklassen bestand, so war das nicht seine Schuld. Er gab die königlichsten Feste, wenn auch dem mindest loyalen Volke, aber niemals war seit den Tagen Ludwigs XIV. größere Pracht in Versailles, St. Cloud, Eu, Neuilly oder den Tuillerien entfaltet worden. Ich kannte manche namhafte Männer, welche die Feste Napoleons gesehen und allen höchsten Glanz der letzten funfzig Jahren in Frankreich geschaut haben, aber Alle waren einstimmig der Meinung, daß Ludwig Philipps Unterhaltungen den Vorzug verdienten.

So eben kommt der König, begleitet von der Königin und der jüngsten Prinzessin. Sie machen die Runde durch die Gallerie. Die Musik spielt die Marseillaise. Das ist nicht die Melodie, die der König als Orleans und als Edelmann liebt; aber es ist die Melodie seiner Gäste, denn es sind die Bürger hier, die ihn zum Könige machten. Der König hatte

seit einiger Zeit sehr gealtert, doch hielt er sich noch immer gerade und aufrecht, er lächelte durch die Falten seines Antlitzes und sah trotz seiner Sorgen heiter aus. Er schien alle seine Gäste zu kennen, und doch war dies unmöglich. Was sagt er? Er wendet sich so eben zu den General Jacqueminot. „Der Anblick ist entzückend, mein lieber General," sagte er, „ich bin nie glücklicher, als wenn meine Nationalgarden mich umgeben." „Und ihre Familien," setzte die Königin mit sanftem, bezauberndem Tone hinzu. Das ist dem General genug, fort eilt er, des Königs und der Königin freundliche Worte durch die ganze Versammlung zu verbreiten, schon sind die beiden Phrasen im Munde der anwesenden Tausende und die Musik beginnt das französische Lied:

„Ou peut on être mieux, qu'au sein de sa famille?"

Die Königin lächelte mehr als sie sprach. Sie war ganz Anmuth, ganz Freundlichkeit, aber ihr Lächeln vermochte ihre geheime Sorge nicht zu verhüllen. Diese Sorge war die Furcht vor Dolchen und Pistolen; nicht um ihres eigenen Lebens willen, sondern vor Denen, die gegen das Leben ihres Gemahls gerichtet waren. Ihr Dasein war eine fortdauernde, unauslöschliche Angst. Daheim fürchtete sie das Eindringen einer bewaffneten Bande, draußen flößte jeder Ton ihr Schrecken ein, in jedem Antlitz sah sie einen Verräther. Und doch ward sie von Allen geliebt, die ihr nahe kamen. Ich kannte ein paar Französinnen kennen, die ihr die Aufwartung gemacht hatten, um eine Gunst für ihren Sohn und Bruder zu erbitten. Obgleich sie ihnen eine bestimmte Stunde festgesetzt hatte, war sie doch nicht pünktlich. Endlich kam sie. „Ich bitte um Entschuldigung, daß ich so unhöflich erscheinen muß," sagte sie

Königin, „ich bitte sehr um Entschuldigung, meine Damen, es war nicht Achtlosigkeit von mir, ich versichere Sie, sondern Ueberhäufung mit Geschäften.“ Die Damen trugen ihre Sachen vor. „Ich werde thun, was ich kann,“ sagte sie, „gewiß, ich werde; aber Sie glauben nicht, wie gering mein Einfluß ist; es geht Alles von den Ministern aus, wie Sie wissen. Der König würde weit mehr thun, als er thut, wenn er es könnte; allein, Sie wissen, in constitutionellen Monarchieen geschieht Alles durch die Minister.“

Es ist bekannt, wie sehr die Königin ihre Kinder liebt. Es wird erzählt, daß, als der König der Belgier nach mehreren Jahren der Trennung seinem früheren Freunde, dem Herzoge von Orleans, der nun König war, einen Besuch abstattete, dieser zu ihm sagte: „Nun, wohl, Ihnen fehlt eine Frau; ich habe drei nette Töchter. Meine Louise ist eine schöne Blondine, meine Marie eine schwarzgelockte Brünette, meine Clementine wäre vielleicht für Sie zu jung, aber Sie sollen sie alle sehen, und es müßte schlimm zugehen, wenn Ihnen nicht eine gefiele.“ Die Wahl war nicht schwer zu treffen, die schöne sanfte Louise wurde Königin der Belgier.

Des Königs Schwester, Madame Adelaide, war unzertrennlich von Seiner Majestät, in so manchem bedrängten Augenblicke fühlte ihn schon ihre Herzhaftigkeit, und ihre kühnen, kräftigen Rathschläge wurden jederzeit von ihm wohlgefällig aufgenommen. Sie hegte ihre Nichten und Neffen an, bezeugte sich gegen sie sehr großmüthig, und ward von allen auf das zärtlichste und achtungsvollste behandelt. Doch liebte sie die Pariser nicht, war keine Anhängerin der Revolution von 1830, und war kalt in ihrem ganzen Wesen, obgleich von mildthätigem Charakter. „Nie einem Aufruhr etwas nachgeben“ war stets ihr Rath an den König, auch ein anderer ihrer Ge-

denken man dem Könige immer gegenwärtig: „Besser, Du stirbst auf dem Blocke, mein Bruder, als in einer Gosse.“ Die Pariser liebten auch diese Dame nicht, die Herzogin von Berry was beliebter, darüber aber kann man sich gar nicht wundern, denn die Mutter des Herzogs von Bordeaux war so fröhlich, so munter, so unbegrenzt freigebig, so witzig und so eingenommen für Feste, Bälle, Gastmähler, Theater und Tanz, daß man ihr den Beinamen der königlichen Pariserin gegeben hat. Madame Adelaide überschaute mit Ruhe die Gegenwart, sie wußte, daß der Beifall von heute sich leicht den nächsten Tag in Verwünschungen verwandelt, und daß, welche heute: „es lebe der König!“ rufen, morgen irgend wo anders leben lassen. Die Marseillaise liebte sie gar nicht und sie war froh, wenn die letzte Reihe der Quadrillen ertönte, die von dem herrlichsten Orchester angeführt wurden, in welchem die ersten Talente und die schönsten Instrumente vereinigt waren.

Obgleich der Ball in den Tuillerieen eigentlich nur ein Ball der Nationalgarde war, so waren doch noch viele Andere gegenwärtig, die man nicht zu ihnen, noch zu ihren Frauen und Töchtern zählen konnte. Es wurde bei diesen Bällen, auf denen sich oft mehr als 6000 Personen befanden, überhaupt nicht sehr strenge genommen. Dennoch fehlte dem Feste nichts von dem königlichen Glanze, welchen man an Ludwig Philipps Hof bei solchen Gelegenheiten gewohnt war. Welche Mannigfaltigkeit von eingemachten Früchten, überzuckerten Orangen, Wallnüssen und Mandeln, welche Fülle von kühlenden Getränken und Sorbets, von Eis in jeder Farbe und Art, von Kuchen in jeder Form und Mischung wird jetzt von Bedienten in Scharlach-Livree und weißen seidenen Strümpfen auf goldenen und silbernen Tabletten an die versammelten Gäste

herumgereicht. Nie kann es irgendwo reichlicher und doch, es klingt seltsam; aber es ist so, nirgends sparsamer hergegangen sein. Ludwig Philipp machte das Alles durch Zuschlag an den Mindestbietenden. Der niedrigste Preis wird angenommen, doch wehe dem Entrepreneur, der seinen Kontrakt schmutzig und betrügerisch erfüllen wollte; er würde nie wieder zum Mitbieten zugelassen werden. Wohlfeil, aber gut, sparsam aber reichlich war der Grundsatz, der den König bei allen Anordnungen seiner Civilliste leitete.

Was die Beleuchtung anbetrifft, so war gewiß der Palast nie so taggeholl, wie jetzt. Es wurden dreimal so viel Lichter verbrannt, als in seiner früheren Zeit. Auch dies war eine Sache des Kontraktes, und so mußte es sein. Denn da die Kammern einem so edlen Prinzen, wie der Herzog von Nemours, ein Heirathsgut verweigert hatten, so hatte der König nicht viel Hoffnung, daß die Deputirten die Schulden der Civilliste bezahlen würden. Und Ludwig Philipp hatte, zu seiner Ehre sei es gesagt, bedeutende Schulden. Seit seiner Thronbesteigung beschuldigte man ihn, daß er auf niedrige Weise zusammensparе und sein Vermögen im Auslande und in fremden Papieren anlege, um sich für den Tag der Revolution zu sichern, der noch bei seinen Lebzeiten erscheinen könnte. Das war eine ungerechte, schändliche Lüge. Die Civilliste war sehr verschuldet. Odilon Barrot wußte dies so gut wie Dupin, Mauguin so gut wie Basquier, und doch schwatzten Barrot und Mauguin vom Reichthum des Königs, um ihn unpopulär zu machen, obgleich sie sehr wohl wußten, wie viel Anleihen derselbe seit seiner Thronbesteigung hat machen müssen.

Die königliche Familie hat sich nun entfernt. Es ist bald zwölf Uhr, aber die Prinzen bleiben noch, um ihrer Tanzlust

genug zu thun und den Nationalgarden zu Gefallen, die sie noch immer Kameraden nennen. Der Tanz ist nun weit geräuschvoller, ausgelassener und anhaltender, als bisher. Das Eis macht warmen Getränken Platz, es wird Punsch, Glühwein und gewürzteres Konfekt herumgereicht. Die Musik ist entzückend. Niemand sieht ermüdet aus, noch Keiner scheint des Tanzes genug zu haben. Da walzen sie hin, jetzt geht es an's Galloppiren. O, welch' ein Wirbel, welche Hitze, welches Geschwirre, welch' ein Lärm! Die Prinzen sind mit die Lustigsten und der ernste Herzog von Nemours plaudert in einem fort Spanisch mit der niedlichsten Dame im ganzen Saal. O, über den Schalk! Mit trockner Miene sieht er auf all' die hübschen Mädchen, und sie schauen Alle nach ihm, als wären sie in ihn verliebt. Die Nacht rückt vor. Stunde auf Stunde verfließt. Es ist Zeit aufzubrechen. Alle Prinzen sind fort, nur der Herzog von Nemours verweilt noch, jetzt scheint er ein Zeichen des Aufbruchs geben zu wollen, nun, wohlan, es ist Zeit. Man trennt sich mit heiterm und erhitztem Gesichte, es ist nicht Einer, der nicht eine freundliche Erinnerung an diesen Abend mit nach Hause nähme. Auf baldiges Wiedersehen an diesem Ort! —

Ja, auf baldiges Wiedersehen! — — —

Wie viel Jahre sind seit dem verschwunden? — Wo ist der königliche Gesetzgeber? Liegt er nicht in der Gruft in einem fremden Lande? — Wo ist die königliche Schwester, die solche energischen Vorschläge gegen den Aufruhr machte? Wo sind die königlichen Prinzen, welche Frankreich so sehr zu lieben schienen? Wo sind die Freunde, die Nationalgarden, welche an diesem Abend ihr donnerndes „Es lebe der König!“ ertönen ließen? Wo sind sie Alle? —

Und was ist aus den königlichen Tuilerieen geworden? —

Und was wird ferner aus diesem Paris, aus diesem Frankreich werden, das sich heute einen König wählt und ihn morgen verjagt; das sich heute einem Prinzen in die Arme wirft und morgen gegen ihn conspirirt, aus diesem Frankreich, das seit funfzig Jahren um Jahrtausende gealtert und dennoch immer das junge, leichtsinnige, kokette Frankreich geblieben ist? —

Was wird aus diesem Frankreich werden? — —

Hundertdreiunddreißigstes Kapitel.

Der Nasenprophet.

Drei Sonderlinge. — Der Arzt und Advokat. — Hetzjagd im Garten. — Eine Prophezeiung, die eingetroffen ist. — Lord L... — Nach Madrid. —

Trotz vielfacher Aufforderung, länger in Paris zu verweilen, beeilte ich mich, die französische Residenzstadt zu verlassen, um meine Reise nach Spanien anzutreten. Ich bewohnte damals die Straße Rivoli, und muß, ehe ich Paris verlasse, noch ein paar Sonderlinge gedenken, welche daselbst ihren Ruheplatz aufgeschlagen hätten, und die ich sehr genau kannte,

Der Eine war der Lord R..., der sich fortwährend weigerte, sein Haus, das schönste in der Straße, in gerade Richtung bringen zu lassen. Um nun die Ruhe zu erlangen, um derentwillen er sich in Frankreich niedergelassen hatte, ging er folgendermaßen zu Werke.

Auf den letzten strengen Befehl der Baukommission, sein Haus abzutreten, ließ er seinen Arzt und seinen Anwalt rufen, denn der Lord hatte mit diesen beiden Herren sehr viel zu thun, weil ihn beständig die Gicht und allerlei leibliche Beschwerden plagten, und der Anwalt war natürlich einem Manne, der so großes Vermögen besaß, eben so unentbehrlich. Diese beiden

Herren erschienen also vor dem edlen Lord, welcher seinen Anwalt folgendermaßen anredete:

Die Stadt Paris will mir durchaus mein Haus nehmen, um die Straße gerade legen zu lassen; ich habe mich hartnäckig geweigert, man droht aber, mich auf dem Rechtswege zur Uebergabe meines Hauses zwingen zu wollen. Ich wünsche also von Ihnen zu erfahren, wie lange Sie, wenn man gegen mich den Prozeß beginnt, diesen hinausziehen können?

Der Advokat überlegte die Sache so genau als möglich und sagte dann:

Mylord können auf drei Jahre mit Zuversichtlichkeit rechnen, vielleicht aber gelingt es mir, selbst noch über diese Zeit hinaus zu kommen.

Gut, antwortete der Lord und wandte sich nun an seinen Arzt mit der Frage:

Da Sie mich schon seit vielen Jahren behandeln, werden Sie mit meiner Constitution und meinen körperlichen Leiden vertraut genug sein, um mir sagen zu können, wie lange ich noch zu leben habe?

Der Arzt wurde sehr verlegen und zögerte mit der Antwort, die Frage war auch darnach.

Ich glaube, Sie kennen mich gut genug, sagte der Lord ein wenig ungeduldig, um mir auf meine Frage die Wahrheit zu sagen. Sprechen Sie ohne Scheu, deshalb habe ich Sie zu mir geheten.

Es ist nicht zu leugnen, versetzte nun der Arzt, daß Ihre sonst sehr kräftige Constitution durch die fortwährenden Leiden sehr angegriffen ist und daß Ihre Lebensfrist aller Wahrscheinlichkeit —

Wie lange werde ich also noch leben? fiel der Lord mit Ungeduld ein.

Noch vier Jahr, hoffe ich, versetzte der Arzt.

Meine Herren, sagte der Lord nun mit der größten Ruhe, Sie weichen um ein Jahr ab. Suchen Sie sich darüber zu vereinigen, damit wir grade Rechnung haben.

Der Arzt hatte Unrecht und der Advokat nicht Recht. Zwei Jahre nach diesem Vorfalle starb der edle Lord und ließ auf diese Weise seine Gegner den Prozeß gewinnen, welchen er jetzt nicht mehr verlor.

Der andere Sonderling war ebenfalls ein Engländer. Ihn plagte auch die Gicht. Dabei aber war er ein leidenschaftlicher Jäger, und er wollte dieser selbst bei seinem jetzigen Körperzustande nicht entsagen. —

Er wohnte also auf einem Rädersessel, den zwei Bedienten lenkten, der Jagd bei, die in — seinem Garten veranstaltet wurde. Ein zahmes Schwein, das durch die Fürsorge seines Haushofmeisters schwarz gefärbt war, mußte das Wild vertreten, welches dann auch bald unter den Kugeln des seltsamen Jägers zusammensank.

Dieser Lord besaß von einem Familienvermächtnisse eine bedeutende Rente, doch besagte die Klausel, daß er seinen Aufenthalt in England nehmen müsse.

Der Lord haßte aber, wie viele seiner Landsleute, den heimathlichen Boden, wanderte aus, um jedoch der Klausel zu genügen, reiste er alljährlich nach Dower, und sobald er den englischen Boden betreten hatte, gab er dem ersten Besten, welchem er begegnete, fünf Guineen, unter der Bedingung daß er Streit mit Jemanden suche, was sich natürlich sehr leicht machte. Nach den ersten Puffen nahm der Lord den Händelsucher beim Kragen und schleppte ihn vor den Sheriff, wo selbst er gegen ihn zeugte. Nachdem er auf diese originelle Weise einen unwiderleglichen Beweis von seiner Anwesenheit

in England amtlich niedergelegt hatte, kehrte er sofort nach Frankreich zurück. —

Außer diesen beiden Herren muß ich noch eines anderen Menschen erwähnen, welcher ebenfalls ein Sonderling war und sich damit beschäftigte, den Leuten zu wahrsagen — aus der Nasenspitze. — Man wird natürlich nicht erst fragen, ob dieser Mann nicht auch ein Engländer gewesen sei. Er hatte eine wahre Manie, die Nasenspitzen, welche ihm besonders gefielen, zu betrachten. Ich wurde durch einen besonderen Zufall ebenfalls sein Opfer. Tag für Tag traf ich diesen Menschen an verschiedenen öffentlichen Orten, wohin ich mich stets allein zu begeben pflegte. Er setzte sich gewöhnlich mir gerade gegenüber und endlich bat er auch kurz und gut, daß ich ihm Zutritt in meinem Hause gewähren möchte. Ich glaubte, daß der Herr sich in meine kleine Person vergafft habe, das war aber, wie er mir selbst eingestand, durchaus nicht der Fall, er wollte sich nur ausschließlich mit meiner Nase zu schaffen machen. — Dieser närrische Kauz war unermeßlich reich, und die Verwandten hatten ihn schon einmal in ein Tollhaus einsperren lassen, weil ihn seine Nasenmanie sehr oft in kostbare Injurienprozesse verwickelte, er fand aber Gelegenheit zu entkommen und lebte in Frankreich ganz unangefochten und, bis auf seine Nasenattentate auch ganz vernünftig.

Ich konnte nicht umhin, seinen zudringlichen Bitten nachzugeben, und erlaubte ihm den Besuch. Ich habe mich mit diesem Manne oftmals besser unterhalten, als mit gewissen sehr superklugen Leuten, die in der Welt für weise Salomone gelten. Ehe ich Paris verließ, that er, nachdem er meine Nase wohl an 10 Minuten sehr ernst betrachtet hatte, seinen Orakelspruch, den ich damals belachte, aber man möge staunen über die närrischen Zufälle, welche so oft den närrischen Leuten Recht geben, der Herr Nasenprophet sagte mir:

Sie reisen nach Spanien und hoffen dort Ihr Glück zu machen? Sie werden dort nicht viel Rosen pflücken. — Der Compaß Ihrer Nase steuert nach einem andern Lande zu, in welchem Sie auf eine sehr hohe Stufe gelangen werden.

Wohin? fragte ich lachend.

Nach Deutschland.

Nach Deutschland? Nimmermehr, ich liebe dieses Land nicht, ich gehe nicht wieder nach Deutschland.

Sie werden dennoch gehen.

Nein, ich gehe nicht, Ich hoffe in meinem Vaterlande Spanien, wo es so schön ist, zu bleiben.

Sie werden sich hüten, in dem Lande zu bleiben, in welchem Sie nur die Aussicht haben, eine — Banditenfürstin zu werden.

Nun, das ist doch etwas, sagte ich lachend.

Lachen Sie nicht, rief der Nasenprophet mit einer feierlichen Stimme, ehe ein Jahr vergeht, sind Sie in Deutschland.

Wo?

An den Stufen eines Thrones.

Ich frage, in welchem deutschen Lande?

Habe ich Ihnen nicht genug gesagt, liebe Gräfin? — Ich weiß nicht mehr, ich müßte lügen.

Ich bin später noch einmal mit diesem Manne zusammen getroffen, er fiel mir vor Freuden um den Hals, ohne daß ich mich dieser väterlichen Liebkosung erwehren konnte, ich mußte ihm erlauben, von meiner Nase eine Abzeichnung nehmen zu lassen, und er gab mir das Versprechen, mir noch einmal zu weissagen.

Ich werde von dem sonderbaren Menschen später noch sprechen. Genug, ich verließ Paris mit der Aussicht, in Spanien eine Banditenfürstin und in Deutschland eine Gräfin zu werden.

Und dies Alles sollte binnen Jahresfrist eintreten.

Zwischen Himmel und Erde ist nichts unmöglich, pflegte einer meiner Freunde oft zu sagen, und er hatte Recht.

Wir Menschen stecken zwischen lauter Wundern und Räthseln, und dennoch bilden wir arme Pygmäen uns Wunder was auf unsre Klugheit und Menschheit ein.

Was wären wir aber, wenn wir das nicht hätten, was uns allein den Schleier aller Räthsel ein wenig lüftet?

Was wären wir ohne Gott? —

1860. Lola Montez, Gräfin v. Landsfeld, wurde in NewYork am 30/6 von einem Nervenschlag getroffen, in Folge dessen sie bis z. 3. Jul. bewußtlos blieb; an diesem Tg besserte sich ihr Zustand u. sie erhielt auch das in Folge des Schlagflusses verlorene Gesicht wieder. Am 4. Jul. erklärten sie die Ärzte für rettungslos u. sie † nach anderthalb Tagen. (: Später widersp

1861. Die Nachricht v. Ableben der (schon einmal irriger Weise todtgesag Lola Montez findet sich in der NewYorker Evening Post. Auf ihrem Sarge stand die einfache Aufschrift: Mrs Eliza Gilbert, died January 17. 1861 aged 42 years. Sie soll christl. u. reumüthig gestorben seyn. der Geistl. Dr. Hawks, der sie besuchte, fand sie mit der offenen Bibel in der Hand, u. zwar bei der Gesch. v. der Magdalena. Ich kann, sagte sie mit schwacher Stimme, mein Französisch, mein Deutsch, mein Alles vergessen, aber ich vergesse Christus nicht. 300 $ hinterließ sie der Magdalenengesellschaft der Stadt NewYork, wo sie überhaupt den Ruf der Wohlthätigkeit genoß.